

Mitteilungen

des

Vereins für Lübeckische Geschichte

und Altertumskunde.

14. Heft.

(1919—1928.)



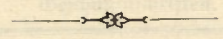
Lübeck.

1929.

Inhalt.

Aufsätze:	Seite.
1. Lübecker Geschütz und Lübecker Geschützinschriften. Von Baurat Th. Muhsfeldt in Hamburg . . .	1.
2. Die Coniunctio fratrum Lubecensium (der Sechtklub) in Lübeck 1844 bis 1904. Von Oberamtsrichter Dr. Bernh. Eschenburg	29.
3. Die Glocken Gerhard Wous in St. Petri. Von Dr. Joh. Kretschmar	50.
4. Der Silberschatz der ehemaligen Kaufleute-Kompagnie. Von Gewerbelehrer J. Warncke . . .	79.
5. Das Lübecker Töpferamt und die Einfuhr von Tischbeinöfen. Von Gewerbelehrer J. Warncke .	90.
6. Lübecker Briefmaler, formschneider und Kartenmacher. Von Professor W. E. Freiherr v. Lütgendorff	101.
7. Zur Bau- und Wirtschaftsgeschichte des Lübecker Marktes: 2. Ältestes Rathhaus; Gewandhaus und Rathhaus. Von Prof. Dr. Fritz Rörig	135.
8. Geschichte der Ägidienorgel in Lübeck. Von Prof. Wilh. Stahl	151.
9. Die kleine Orgel der Jakobikirche in Lübeck. Von Prof. Wilh. Stahl	167.

	Seite.
10. Der einstige Silberschatz der Schuhmacher zu Lübeck. Von Gewerbelehrer J. Warncke	180.
11. Erinnerungen an Senator Emil Possehl. Von Dr. Paul Curtius in Berlin	183.
12. Lübeck und der Walfischfang in der Südsee. Von Dr. J. Hartwig	215.
13. Meine Lebensbeschreibung. Von Carl Friedrich Christian von Groszheim	225.



Lübecker Geschütz und Lübecker Geschütz-
inschriften.
Von Th. Mühlstedt.

Nach einem im Jahre 1826 veröffentlichten Verzeichnisse (abge-
druckt im 7. Bande der Zeitschrift des Vereins für Lübeckische
Geschichte und Alterthumskunde) besitzt die freie Reichsstadt
Lübeck im genannten Jahre, abgesehen von der Geschützanz-
sammlung älterer Kriegsgeschütze und abgesehen von den Hand-
feuertreffen, eine Gesamtzahl von rund 603 Geschützen, von
denen 520 Stück in den Befestigungswerken der Stadt,
295 Stück in den Zeughäusern untergebracht waren. Zu diesen
603 Geschützen gehörten nach dem obigen Verzeichnisse 1297
Kammern zur Aufnahme der Ladung, und zwar zu jedem
Geschütze durchschnittlich zwei. Hieraus ist zu schließen, daß es
sich bei den meisten Geschützen um solche handelte, die von
zwei Mann geladen wurden.

Über das Metall, aus dem die Geschützrohre bestanden,
erfahren wir aus dem Verzeichnisse nur, daß die meisten größeren

Mitteilungen

des

Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde.

14. Heft.

August 1919.

Nr. 1.

Inhalt:

Baurat Th. Muhsfeldt in Hamburg: Lübecker Geschütz und Lübecker
Geschützinschriften.

Lübecker Geschütz und Lübecker Geschütz- inschriften.

Von Th. Muhsfeldt.

Nach einem im Jahre 1526 aufgestellten Verzeichnis (abgedruckt im V. Band der Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde) besaß die freie Reichsstadt Lübeck im genannten Jahre, abgesehen von der Geschützausrüstung einiger Kriegsschiffe und abgesehen von den Handfeuerwaffen, eine Gesamtzahl von rund 603 Geschützen, von denen 320 Stück in den Befestigungswerken der Stadt, 283 Stück in den Zeughäusern untergebracht waren. Zu diesen 603 Geschützen gehörten nach dem obigen Verzeichnis 1207 Kammern zur Aufnahme der Ladung, und zwar zu jedem Geschütz durchschnittlich zwei. Hieraus ist zu schließen, daß es sich bei den meisten Geschützen um solche handelte, die von hinten geladen wurden.

Über das Metall, aus dem die Geschützrohre bestanden, erfahren wir aus dem Verzeichnis nur, daß die meisten größeren

Geschütze aus geschmiedetem oder gegossenem Eisen hergestellt waren. Einige wenige werden als kupferne bezeichnet. Da es im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts neben den ältesten aus Eisen geschmiedeten Geschützrohren wohl bronzene Rohre, aber noch keine gußeiserne Rohre gab, und kein Grund zu der Annahme vorliegt, daß es in Lübeck etwa anders gewesen, so ist anzunehmen, daß unter den Rohren aus gegossenem Eisen solche aus Bronze zu verstehen sind. Endlich ist noch zu erwähnen, daß in dem Verzeichnis vom Jahre 1526 nur bei ganz wenigen Geschützen sich die Angabe findet, daß sie auf Rädern lagen.

Da geschmiedete Rohre im 16. Jahrhundert kaum mehr hergestellt wurden und da man im Laufe dieses Jahrhunderts bei den Geschützen allgemein von den noch sehr unvollkommenen Hinterladern zu Vorderladern übergang, da ferner in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die Herstellung von gußeisernen Geschützrohren neben den bronzenen aufkam, und das 16. Jahrhundert im Geschützwesen überhaupt eine Zeit der Verbesserungen und Vervollkommnungen bedeutet, so kann als ziemlich sicher angenommen werden, daß am Ausgange des 16. Jahrhunderts von den im Jahre 1526 aufgezählten Lübecker Geschützen nur noch wenige vorhanden gewesen sind.

Wenn nun auch über die Weiterentwicklung des Lübecker Geschützwesens in der Zeit nach 1526 genauere Nachrichten fehlen, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß Lübeck bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts den Fortschritten im Geschützwesen mit Aufmerksamkeit gefolgt ist und seine Geschützrüstung zeitgemäß auf der Höhe gehalten hat.

Aus dem Jahre 1763 gibt es ein sehr ausführliches Verzeichnis der Lübecker Geschütze, das für den Zeitraum von etwa 1540 an bis um 1740 Rückschlüsse auf die während dieser Zeit hergestellten Geschütze gestattet, da es den Anschein hat, daß die meisten in diesen Jahren hergestellten Geschütze,

namentlich die bronzenen, noch im Jahre 1763 auf den Wällen oder im Zeughause vorhanden waren. Von den im Jahre 1763 aufgezählten Geschützen stammen 40 Stücke aus dem 16. Jahrhundert, 10 Stücke entfallen auf die Zeit bis zum Dreißigjährigen Kriege, 62 Stücke auf die Zeit des Dreißigjährigen Krieges, 22 Stücke gehören der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und 9 der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts an. In der Zeit von 1740 bis 1763 scheinen keine Geschütze mehr hergestellt zu sein. In den angegebenen Zahlen sind die eisernen Geschütze nicht mit enthalten, da auf ihnen die Entstehungsjahre der Regel nach nicht angegeben waren.

Das erwähnte Verzeichniß befindet sich bei den Akten des alten Lübecker Garnisonarchivs im Staatsarchiv. Es behandelt ausführlich die damalige Bestückung der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts geschaffenen neuen Festungswerke, und aus den angegebenen Geschützinschriften erfahren wir die Namen der von 1542 bis 1730 tätig gewesenen Lübecker Stückgießer und die Namen der Bauherren oder Artillerieherren, d. h. der mit den Angelegenheiten des Geschützwesens betrauten Mitglieder des Rats.

Die Überschrift dieses äußerst interessanten Schriftstückes lautet:

- „Liste derer sämtlichen Canonen und Mortiers, welche sich sowol auf dem Walle als im Zeughause befinden, wobey
- 1lich der Ort wo selbe stehen
 - 2tens deren Geschlechter
 - 3tens auf wie viel Pfund, item auf wie viel Zoll selbe gebohret
 - 4tens die Länge des ganzen Rohrs, ohne Culasse und Traube
 - 5tens die Stärke des Guts hinten und vorne
 - 6tens das Gewicht derselben angedeutet
 - 7tens deren Inscriptiones, Devisen und Jahrzahl

Die 8te Rubrique beziehet sich auf das beygehende P. M. und sind die Anmerkungen in denen abgetheilten § zu finden.

Lübeck den 23ten August 1763."

Aus dem Verzeichnis ergibt sich, daß sich auf den Wällen 243, im Zeughaufe 25, zu Travemünde 48 und zu Rotenhufen 3 Geschütze befanden, dazu in Lübeck 12 und in Travemünde 2 Mörser, was eine Gesamtzahl von 333 Stück ergibt.

Das Lübecker Artilleriekorps bestand im Jahre 1763 aus 4 Offizieren (Major Schumacher, Kapitänleutnant Hoffmann, Premierleutnants Lüdemann und Staack) und etwa 100 Mann. Wie ein solch winziges Korps in Zeiten der Noth die große Anzahl der Geschütze hätte bedienen können, wenn es auch zu jener Zeit üblich war, aus der Infanterie eine Anzahl von Mannschaften als Handlanger heranzuziehen, bleibt räthselhaft, um so mehr als eine Mitbeteiligung der Bürger nicht mehr in Frage kam.

Das Verzeichnis unterscheidet zwischen ordinären Kanonen, Schlangen, Schrot- und Steinstücken und Mörsern, ferner zwischen metallenen (d. h. bronzenen) und eisernen Geschützen.

Die Verteilung und Unterbringung der Geschütze war wie folgt:

	Gewöhnliche Kanonen	Schlangen	Steinstücke
A) Mühlen- tor	2 metall. 24pfünder	1 metall. 9pfünder	2 eiserne 5pfünder
zus. 14 Stücke	1 metall. 12 - 1 eiserner 8 - 3 metall. 6 -	1 eiserner 9 - 1 . 8 - 1 metall. 6 - 1 eiserner 5 -	
B) Mühlen- Ravelin	2 eiserne 5pfünder 4 - 3 -		
zus. 7 Stücke	1 eiserner 2 -		
C) Bastion Pulverturm	3 metall. 24pfünder 1 metall. 15 -	1 eiserner 6pfünder 2 metall. 5 -	1 eiserner 10pfünder 1 - 8 -
zus. 24 Stücke	4 metall. 12 - 1 eiserner 10 -		1 - 6 - 1 - 5 -

	Gewöhnliche Kanonen	Schlangen	Steinstücke
	3 eiserne 8 -		
	1 metall. 6 -		
	1 eiserner 6 -		
	2 eiserne 5 -		
	1 metall. 4 -		
D) Bastion Triangel zus. 6 Stücke	4 eiserne 6pfünder		
E) Brodwall 1 Stück	1 eiserner 6pfünder		
F) Bastion Buniamshof zus. 14 Stücke	2 metall. 24pfünder 2 eiserne 18 - 1 metall. 12 - 1 eiserner 8 - 2 eiserne 5 - 1 metall. 4 - 1 - 3 - 4 eiserne 3 -		
G) Bastion Kommis zus. 8 Stücke	3 eiserne 18pfünder 1 eiserner 9 - 3 eiserne 6 -	1 eiserner 9pfünder	
H) Bastion Kage zus. 6 Stücke	2 metall. 24pfünder 1 eiserner 18 - 1 eiserner 9 - 2 eiserne 8 -		
I) Neuwerf zus. 14 Stücke	3 metall. 24pfünder 1 eiserner 18 - 2 eiserne 16 - 1 metall. 12 - 1 eiserner 10 - 1 metall. 6 - 1 eiserner 6 - 1 - 5 - 2 metall. 3 -	1 eiserner 9pfünder	
K) Holsten- Ravelin zus. 4 Stücke	1 eiserner 6pfünder 1 - 5 - 2 eiserne 3 -		
L) Bastion Rehbock zus. 12 Stücke	1 metall. 24pfünder 1 eiserner 18 - 2 metall. 12 - 2 eiserne 12 - 1 metall. 6 - 1 eiserner 4 -	1 metall. 10pfünder 1 - 8 -	1 eiserner 18pfünder 1 - 8 -

	Gewöhnliche Kanonen	Schlangen	Steinstücke
M) Bastion Scheune zus. 16 Stücke	1 metall. 24pfünder 2 eiserne 16 - 2 metall. 12 - 1 eiserner 6 - 1 - 5 -	5 metall. 24pfünder 1 eiserner 8 - 1 - 6 - 2 metall. 1/2 -	
N) Bastion Dammannsturm zus. 12 Stücke	2 metall. 40pfünder 2 - 12 - 2 eiserne 10 - 2 - 8 - 1 eiserner 5 - 2 metall. 2 -	1 metall. 6pfünder	
O) Bastion Fiddel zus. 14 Stücke	2 metall. 24pfünder 1 eiserner 18 - 1 metall. 12 - 2 eiserne 12 - 1 eiserner 9 - 1 - 8 - 1 - 2 -	1 metall. 9pfünder 2 eiserne 8 - 1 eiserner 6 - 1 - 4 -	
P) Bastion Teerhof zus. 10 Stücke	1 metall. 24pfünder 2 metall. 12 - 1 eiserner 10 - 2 metall. 6 - 1 eiserner 4 - 1 - 1 -	1 eiserner 8pfünder 1 metall. 7 -	
Q) Bastion Teufelsort zus. 14 Stücke	2 metall. 24pfünder 2 eiserne 18 - 2 - 16 - 3 metall. 12 - 3 eiserne 12 - 1 eiserner 8 - 1 metall. 7 -		
R) Burg- Kavelin zus. 11 Stücke	2 eiserne 8pfünder 2 - 6 - 5 - 5 - 1 eiserner 4 - 1 metall. 2 -		
S) Burgwall zus. 21 Stücke	2 metall. 40pfünder 4 - 24 - 1 eiserner 18 - 3 metall. 12 - 7 - 6 - 1 eiserner 4 - 3 metall. 2 -		

	Gewöhnliche Kanonen	Schlangen	Steinstücke
T) Rosenwall zus. 5 Stücke	1 eiserner 18pfünder 3 eiserne 12 - 1 eiserner 8 -		
U) Hundewall zus. 5 Stücke	1 metall. 24pfünder 1 eiserner 18 - 1 - 6 - 1 - 5 -	1 eiserner 8pfünder	
V) Hüter- wall zus. 13 Stücke	1 metall. 24pfünder 1 eiserner 9 - 2 eiserne 8 - 2 metall. 6 - 1 eiserner 6 - 2 metall. 3 -	2 metall. 8pfünder 2 - 3 -	
W) Hüter- Kavelin zus. 6 Stücke	1 eiserner 6pfünder	2 eiserne 8pfünder 3 - 1 -	
X) Staben- wall 4 Stücke	4 eiserne 12pfünder		
Y) Auf Buni- amshof liegen noch 2 alte aus- geschossene Ka- nonen, so vorm Jahr von Trave- münde herauf- gekommen	1 eiserner 18pfünder 1 3 -		
Z) Im Zeug- haus zus. 25 Stücke	2 metall. 48pfünder 1 metall. 12 - 6 metall. 3 - 4 - 2 -	2 metall. 14pfünder 1 metall. 6 - 5 metall. 5 - 1 metall. 2 - 3 metall. 1/2 -	

Im ganzen 268 Stücke, nämlich 209 gewöhnliche Kanonen, 51 Schlangen und 8 Steinstücke. Von diesen 268 Stücken hatten 129 metallene und 139 eiserne Rohre.

In Travemünde gab es 48 Geschütze mit eisernen Rohren, die folgendermaßen verteilt waren:

	Gewöhnliche Kanonen	Schlangen	Steinstücke
I. Am Trave- münder Thor	1 3pfünder 2 2 "		
II. Auf dem Feuerort	1 4pfünder 1 3 " 1 2 "		
III. In der Schanze auf dem Kontor	1 18pfünder 2 12 " 2 6 " 4 3 " 1 2 "		
IV. Bei dem Wasserbaum	5 18pfünder 2 12 "		
V. „Untern Schapp“	1 8pfünder	1 10pfünder	
VI. „Auf den Schapp“	3 18pfünder 1 5 " 2 4 "	1 8pfünder	
VII. Auf dem Feuerort	1 18pfünder 1 10 " 1 8 " 3 4 "		
VIII. „Auf der kalten Mantel“	1 4pfünder	1 6pfünder	
IX. Auf Neu- werk	2 4pfünder		
X. Auf dem Kavalier	5 4pfünder		1 8pfünder

Endlich standen in Rotenhufen, bei der Wakenitzfähre am Nordende des Rakeburger Sees, 3 eiserne Dreipfünder.

Die Standorte der Mortiers (Mörser) sind aus dem Verzeichnis nicht genau zu erkennen. Von den 12 Mörsern in Lübeck warfen an Steingewicht: einer 160 Pfund, zwei 100 Pfund, einer 65 Pfund, einer 32 Pfund, zwei 30 Pfund, einer 25 Pfund, zwei 23 Pfund und zwei 16 Pfund.

Von den Travemünder Mörsern warf der eine 60, der andere 30 Pfund. Die Lübecker Mörser bestanden aus Bronze, bei den Travemündern fehlt die Angabe.

Wir wenden uns nun zu den Inschriften, die auf einem Teil der Geschützrohre angebracht waren, wobei es sich empfiehlt, nach der Zeitfolge ihrer Entstehung vorzugehen. Der Standort der betreffenden Stücke ergibt sich aus dem in Klammern beigefügten Buchstaben, der sich auf die obige Verteilung der Geschütze unter dem gleichen Buchstaben bezieht (z. B. bedeutet O Bastion Fiddel). Unter „metallenen“ Stücken sind solche aus Bronze zu verstehen.

1. Metallene fünfspündige Schlange. Länge 12' 4³/₄". (C)

Ik hete de Nachtegal unde kan singen

das schal in der Schansen klingen

1542 Gert van Mervelt goet mi.

2. Metallene zweispündige Schlange. Länge 10' 3". (Z)

De Wie (d. i. Weihe, kleiner Raubvogel) het ick

de ander Vogel bespot ick

Gert van Mervelt goet mi Anno 1545.

3. Metallene vierzehnpfündige Schlange. Länge 18'. (Z)

De Singerinne bin ick genant,

in der Schlacht-Orden bin ick wol bekant,

Gert van Mervelt goet mi mit siner Hand Anno 1545.

- 4 und 5. Zwei metallene vierundzwanzigspfündige Schlangen.

Länge 12' 3¹/₈". (M)

Auf der einen:

Ik hete de Nachtegal unde kan ock singen,

dat idt dorch Torne unde Muren skal dringen,

wat ick nicht kan to brecken,

dat skal min Suster de Singerinne wreken

Anno 1546 Jar got mi Gert van Mervelt dat is war.

Auf der anderen:

Der tuier (zween) Singerinnen bin ick ein geheten,

Torne unde Muren kan ick nederscheten,

de Erbar Radt to Lubeck heft mi

dorch Gert van Mervelt laten geten anno 1546.

Hinten auf dem Frieſe dieſer letzteren Schlange ſteht:

Wer tru is true up tuſer Welt,

te heft ſelten Geld.

6. Metallene neunpfündige Schlange. Länge 13' 1". (A)
Des Löwen Kindt bin ich genant,
mit Gades Hulpe help ich vordedigen Stede unde Cant.
Anno 1550 Jar goedt mi Karſten Middeldorp dat is war.
 7. Metallene fünfſpfündige Schlange. Länge 12' 1½". (Z)
God wil bewaren Stede und Cant,
dar ſin Word wert Cutter bekant
anno 1550 Jar godt mi Matties Benninck
to Eubeck dat is war.
 8. Metallene ſechſpfündige Schlange. Länge 12' 1". (A)
De Frucht (Furcht) des Heren is der Wiſheit Anſanck.
Proverbiorum am 2. 8.
Anno 1552 Jar got mi Karſten Middeldorp dat is war.
 9. Metallene fünfſpfündige Schlange. Länge 12' 1". (Z)
De Segen des Heren maket riecke one Mo.
Ege Proverbiorum am i. o.
Anno 1552 Jar Karſten Middeldorp goet mi dat is war.
 10. Metallene achtſpfündige Schlange. Länge 16' ½". (V)
Des Adellers Kint bin ich genant,
minen Fienden do ich Wedderſtant
Anno 1559 Jar goet mi Karſten Middeldorp dat is war.
 - 11, 12. Zwei metallene halbpfündige Schlangen. Länge 7' 7¼". (Z)
Anno 1559 goet mi Karſten Middeldorp.
 13. Metallene halbpfündige Schlange. Länge 7' 7¼". (Z)
De Frucht (Furcht) des Heren is der Wiſheit Anſanck.
Anno 1560 goet mi Matz Benninck.
- NB.: „Dieſes Serpentinell iſt auf einem eiſernen Fuß,
zugleich auch mit 2 Rädern und 2 irregulären kurzen
Läufen von Metall verſehen“.

14. Metallene halbspündige Schlange. Länge 8' 2". (M)
 Wol up den Her truwet,
 de heft up den harden fels gebuwet. Anno 1560.
15. Metallene fünfspündige Schlange. Länge 14' 2". (C)
 Onder Sante Mateus Namen
 hebbe ick denen Gel¹⁾ tom Schilde bekamen
 Anno 1562 Jar goet mi Matz Benninck d. i. w.
16. Metallene fünfspündige Schlange. Länge 14' 3". (Z)
 Eins starken Ossen Stemmen vast geleich
 S. Lucas is innie schreven ewich
 Anno 1563 Jar goet mi Matz Benninck dat is war.
17. Metallene achtundvierzigspündige Kanone. Länge 10' 2". (Z)
 Samson durch Gades Macht des Löwen Sterke voracht,
 tar to al intgemeine sin fiende grodt und kleine,
 also te leve Got mi wold in aller Not,
 bis ta Gewalt to breke und Avernoot to wrefen.
 Anno 1564.
18. Metallene achtundvierzigspündige Kanone. Länge 10' 2". (Z)
 David den groten Goliad durch Gades hülpe storttet
 in geliken fal, Gods Hand und Ratt an mi is unvor-
 forttet. Anno 1564 got mi Mattis Benninck dat is war.
19. Metallene neunspündige Schlange. Länge 14' 7¹/₂". (O)
 Dat Marienbilde schal ick heten,
 de Borger und Wedewen in der Mengenstrate hebben
 mi laten geten,
 dem erbaren Rade unde der Stat ton Eren,
 ick wil mich miner fiende erwerben,
 up Scepen, Wellen und Muren dot mi voren
 Got schal mine fiende weren und storen.
 1564 Matties Benninck goet mi.
20. Metallene halbspündige Schlange. Länge 8' 2". (M)
 Anno 1564 Jar godt mi Matz Bennic dat is war.

¹⁾ Wahrscheinlich zu lesen „den Engel“.

21. Metallene achtpfündige Schlange. Länge 14' 4 $\frac{1}{2}$ ". (V)

De Swertvisch bin ick geheten,
in minen fient wil ich geweldich scheten,
darume hebben mi de Borger Wedewen und Gesellen
in der Vischstraten laten geten,
dit is geschen dem erbarn Rade und der Stat ton Eren,
Got wil alle unse fiende sturen und weren

1564 Matties Benningk godt mi.

22 und 23. Zwei metallene vierzigpfündige Kanonen.
Länge 10' 2". (N)

Auf der einen:

Dat ick aldus bin worden gegaten,
des danck ick der Hucks und Wamstrate,
der Koningsstraten van der Huces bet an S. Illienort,
dem Hoimarrt bet an dent Kosot hen fort,
dem Radt to gehorsam, de Stat to gude
to sturen Gewalt, Unrecht und Hohmude

1565 Matties Benninck

S. Petrus bin ick genant.

Auf der andern:

De blawe Torn do ick heten,
marck up wol mi heft laten geten,
dat heft gedan de Borgerschop
de in der Beckergroven all,
am Heringmarcket sint mit im sal,
ton Eren Lubeck der guden Stat,
unde ock dar sülvest dem erbaren Rad

1565 goet mi Matties Benninck.

Bei beiden steht am Kopf: 40 Pundt Kugel 20 Pundt
Pulver.

24 und 25. Metallene siebenpfündige Schlange. Länge 14' 4".

Metallene sechspfündige Schlange. Länge 13' 8". (P) (N)

Auf beiden:

Uns heft also verferdigen laten de Klingenberg,
und heft desto bate S. Jllonde, Mohn, Smed und
Holstenstraten,

S. Peters, de Marls und Danckquarts groven,
den Markt al um her, dar mit to proven
der Burger des Orts Truw und Geloven

1565 Jar goedt mi Matties Benninck.

26. Metallene sechspfündige Schlange. Länge 14' 2". (Z)

Help Godt alle Tiedt.

De Löwe van Lübeck kan ich heten,
de Borger in der Alfstraten leten mi geten,
der Stat tom besten und ton Eren,
den fiend helpen sturen und weren.

Anno 1565 Jar goet mi Matties Benninck dat is war.

27. Eiserne einpfündige Schlange. Länge 6' 7". (W)

Jahreszahl: 1565.

28. Eiserne einpfündige Schlange. Länge 6' 7". (W)

Got allein vnser Trost 1565

f. M. G. L.

29. Eiserne einpfündige Schlange. Länge 7' 8". (W)

Genau wie vor.

- 30 und 31. Zwei metallene vierzigpfündige Kanonen.
Länge 10' 2". (S)

Auf der einen:

Der brummender Bar bin ich genant,
tho erholden min fries Vaderlant,
Scharppe Kugelen do ich scheten,
de Lübesche Brunestrade let mi gethen,
Anno Christi 1566 Jar goet mi
Matties Benninck dat is war.

Auf der andern:

Lübeck du erentrife Stadt,
dine Borger der Bredenstradt,

Koberge und Klene Borchstraten
 hebben di dit geten lathen,
 to weren dines fiendes Overmoth.
 bi di sette wi Guds und Blodt.

Anno 1566 goedt mi Matties Benninck.

Post nubila Phebus.

Bei beiden steht am Kopf: 40 Pundt Kugel 20 Pundt Pulver.

32. Metallene fünfspündige Schlange. Länge 14' 3". (Z)

De Löwine.

Der Stadt Lübeck thon Eren, fri
 heft Harmen Sackman geven mi.
 Godt geve den sinen gudt Gelücke,
 unde wol tho faren dushem Stücke
 inno 1566 goedt mi Matties Benninck
 dat is war.

- 33 und 34. Zwei metallene vierundzwanzigspündige Schlangen.

Länge 12' 9³/₈" bzw. 12' 6⁵/₁₆". (M)

Dyp Romule du starker Heldt,
 ladt klingen din Stem inth feldt,
 des Lübschen erbarn Rhades du bist
 tho sturen fiendes Macht unde Eisth
 anno 1577 goet mi Mattes Benninck.

35. Eiserne fünfspündige Kanone. Länge 9' 10". (C)

Jahreszahl: 1577.

36. Eiserne zehnpfündige Kanone. Länge 11' 1". (C)

Jahreszahl: 1577.

37. Metallene vierzehnpfündige Schlange. Länge 16' 4". (Z)

Wen ick Engel Raphael to klingen
 unde min Broder Uriel deit singen,
 werden der Lübschen fiende Schantze braken,
 wat ick mit miner Salve-Büsse to rafen
 1583 Matties Benninck got mi.

38. Metallene fünfspündige Schlange. Länge 12' 1½". (Z)

S. Mathias.

Ein jeder Frouwe (freue) van Harten sich,
dat he werd leven in Gottes Rief.

Strid für Gottes Wort und Vaterlant,

Godt make mine Schote bekant.

Matties Benninck goet mi Anno 1591.

39. Metallene zehnpfündige Schlange. Länge 12' 1¾". (L)

S. Jacob de Grote

Christ van der Jundfrouwen gebarn,

hebbe ick thom Schutz-Heren uth erkaren,

de late mi ock seilen nicht

wen ick tho scheten bin gericht.

Matthias Benninck goet mi Anno 1591.

40. Metallene achtpfündige Schlange. Länge 11' 11". (L)

S. Johannes Evangelist.

Christus durch sin Eident und Dodt,

alles fiend oberwinnen moth,

sunst is vorgeves Krut und Loth,

lat mi recht treffen in der Nodt.

Matthias Benninck goet mi Anno 1592.

- 41 und 42. Zwei metallene vierundzwanzigspündige Schlangen.

Länge 12' 6⁵/₁₆". (M)

Serenissimo Potentissimoque Principi Christiano IV Regi

Daniae et Senatus Populusque Lubecensis D. D.

Anno MDCIII Matties Benninck me se . . .

43. Metallene vierundzwanzigspündige Kanone. (I)

Baw Heren Her Johan Vinhagen Her Jurgen Pawelsen

Mit Gottes Hilf gus mich Berent Bodeman zu Lübeck

Anno 1614.

44. Metallene vierundzwanzigspündige Kanone. Länge 9' 9".

(C)

- Baw Herren Herr Johan Vinhagen Herr Jurgen Pawelsen
Mit Gottes Hulf gus mich Berent Bodeman zu Lübeck
Anno 1614.
45. Metallene vierundzwanzigpfündige Kanone. Länge 9' 9". (C)
Baw Heren Her Jurgen Pawels, Her Henrich Krumbstroe
Anno 1615 mit Gottes Hilf gus mich
Berent Bodeman zu Lübeck.
46. Metallene vierundzwanzigpfündige Kanone. Länge 9' 11".
(U)
Baw Hern Her Jurgen Pawels und Her Henrich Krumbstroe
Anno 1615 mit Gottes Hilf gus mich
Berent Bodeman zu Lübeck.
- 47 und 48. Zwei metallene vierundzwanzigpfündige Kanonen.
Länge 9' 11". (H) (P)
Inskrift genau wie unter 45 angegeben, aber mit der
Jahreszahl 1616.
49. Metallene vierundzwanzigpfündige Kanone. Länge 9' 11".
(V)
Inskrift wie unter 46 mit der Jahreszahl 1617.
50. Metallene vierundzwanzigpfündige Kanone. Länge 9' 11".
(C)
Baw Hern Her Jurgen Pawels Her Henrich Krumbstroe
Anno 1617 mit Gottes Hulf gus mich
Berent Bodeman zu Lübeck.
51. Metallene vierundzwanzigpfündige Kanone. Länge 10' —".
(A)
Inskrift wie vor, aber mit der Jahreszahl 1618 und
„Hilf“ statt „Hulf“.
52. Metallene vierundzwanzigpfündige Kanone. Länge 9' 11".
(S)
Baw Hern Her Jurgen Pawels und Her Henrich Krumbstroe
Anno 1618 mit Gottes Hilf gos mich
Berent Bodeman zu Lübeck.

17 f. 240

53. Metallene vierundzwanzigpfündige Kanone. Länge 9' 11".
(F)
Inscription wie unter 45 mit der Jahreszahl 1619.
54. Metallene vierundzwanzigpfündige Kanone. Länge 10' —".
(A)
Inscription wie unter 50, mit der Jahreszahl 1619 und
„Hilf“ statt „Hülff“.
- 55 und 56. Zwei metallene vierundzwanzigpfündige Kanonen.
Länge 9' 11". (F) (O)
Baw Heren Her Thonias Storninck unde Her Adrian Muller
Anno 1620 mit Gottes Hilf gus mich
Berent Bodeman zu Lübeck.
- 57 und 58. Zwei metallene vierundzwanzigpfündige Kanonen.
Länge 9' 11". (H) (I)
Inscription wie vor, aber mit der Jahreszahl 1621.
- 59 und 60. Zwei metallene vierundzwanzigpfündige Kanonen.
Länge 9' 11". (I) (M)
Inscription wie vor, aber mit der Jahreszahl 1622.
- 61 und 62. Zwei metallene vierundzwanzigpfündige Kanonen.
Länge 9' 11". (Q) (S)
Inscription wie vor, aber mit der Jahreszahl 1623. Bei
einer von beiden steht „gos“ statt „gus“.
63. Metallene vierundzwanzigpfündige Kanone. Länge 9' 11".
(S)
Baw Hern Her Thomas Storninck unde Her Adrian
Muller
Anno 1624 mit Gottes Hülff gus mich
Berent Bodeman zu Lübeck.
64. Metallene vierundzwanzigpfündige Kanone. Länge 9' 11".
(O)
Baw Heren Her Thomas Storninck unde Her Adrian Muller
mit Gottes Hilf gus mich Berent Bodeman zu Lübeck
Anno 1624.

65. Metallene dreipfündige Kanone. Länge 6' 10 $\frac{1}{2}$ ". (F)
 Baw Heren Her Jürgen von Lengerke und Her Franz
 Drunsterer

Anno 1624 mit Gottes Hilf gus mich Hinrich Neiman
 zu Lübeck.

66. Metallene fünfzehnpfündige Kanone. Länge 10' —". (C)
 S. Petrus.

Gott der alle Dingge schaffen hat,

behüte Lübeck vor allen Quat,

regier das Herze, Sin und Muht,

so man mich wird brauchen in der Noht.

Baw Herren Herr Thomas Storninck und Herr Adrian
 Müller

mit Gottes Hilf gus mich Henrich Neiman zu Lübeck

Anno 1625.

67. Metallene vierundzwanzigpfündige Kanone. Länge 9'
 11 $\frac{1}{2}$ ". (S)

Baw Herren Herr Adrian Müller und Herr Bert Rüter

Anno 1626 mit Gottes Hilf gus mich Henrich Neiman
 zu Lübeck.

68. Metallene vierundzwanzigpfündige Kanone. Länge 9'9".
 (Q)

Baw Herren Herr Adrian Müller und Herr Berdt Rüter

Anno 1626 mit Gottes Hilf gus mich Henrich Neiman
 zu Lübeck.

69. Metallene vierundzwanzigpfündige Kanone. Länge 9'
 9 $\frac{1}{2}$ ". (L)

Baw Herren Herr Adrian Müller und Herr Berdt Rüter

1626 mit Gottes Hilf gus mich Hinrich Neiman zu Lübeck.

70. Metallener dreiundzwanzigpfündiger Mörser. Länge von
 außen 1' 7 $\frac{1}{2}$ ".

Baw Herren Herr Adrian Müller und Herr Jürgen
 von Lengerke

Anno 1627 mit Gottes Hülff gos mich Hinrich Neiman
zu Lübeck.

71. Metallene zwölfpfündige Kanone. Länge 10' 8 $\frac{1}{2}$ ".

(S)

Baw Herren Herr Adrian Müller und Herr Jürgen
von Lengerke

Anno 1627 mit Gottes Hülff gus mich Henrich Neiman
zu Lübeck.

72. Metallene zwölfpfündige Kanone. Länge 10' 8 $\frac{7}{8}$ ". (P)

Baw Herren Herr Adrian Müller und Herr Jürgen
von Lengerke

Anno 1627 mit Gottes Hilf gus mich Hinrich Neiman
zu Lübeck.

73 und 74. Zwei metallene zwölfpfündige Kanonen. Länge
10' 8". (C) (M)

Baw Heren Her Jürgen von Lengerke und Her Franz
Prunsterer

Anno 1628 mit Gottes Hilf gus mich Henrich (bzw.
Hinrich) Neiman zu Lübeck.

75 und 76. Zwei metallene sechspfündige Kanonen. Länge
10' 3". (I) (P)

Inskrift wie vor, aber „Hinrich“ statt „Henrich“.

77. Metallene zwölfpfündige Kanone. Länge 10' 4 $\frac{2}{3}$ ". (O)

Baw Herren Herr Jürgen von Lengerke und Herr
Hinrich Kemmers und Herr Johan Fuichtingf

Anno 1629 mit Gottes Hilf gus mich Hinrich Neiman
zu Lübeck.

78. Metallene zwölfpfündige Kanone. Länge 10' 8 $\frac{7}{8}$ ".

(Q)

Baw Herren Herr Jürgen von Lengerke und Herr
Hinrich Kemmers und Herr Johan Fuichtingf

Anno 1629 mit Gottes Hilf gus mich Hinrich Neiman
zu Lübeck.

79. Metallene sechspfündige Kanone. Länge 10' 1 1/2". (L)
 Baw Hern Her Jürgen von Lengerke und Her Franz
 Prunsterer

Anno 1629 mit Gottes Hilf gus mich Hinrich Neiman
 zu Lübeck.

80. Metallene sechspfündige Kanone. Länge 9' 11 1/2". (V)
 Inschrift wie unter 78.

81. Metallene sechspfündige Kanone. Länge 10' —". (A)
 Baw Heren Her Jürgen von Lengerke und Her Hinrich
 Kemmers und Her Johan Fuichtingf

Anno 1629 mit Gottes Hilf gus mich Hinrich Neiman
 zu Lübeck.

82, 83, 84 und 85.

Dier metallene Mörser, 65pfündiger. Länge 2' 5".

32 " " " 1' 11 1/4".

23 " " " 1' 8".

25 " " " 1' 7 1/2".

Baw Herren Herr Jürgen von Lengerke und Herr
 Franz Prunsterer

Anno 1629 mit Gottes Hilf gos mich Hinrich Neiman
 zu Lübeck.

86. Metallene zwölfpfündige Kanone. Länge 10' 8 1/2".
 (S)

Baw Herren Herr Hinrich Kemmers und Herr Johan
 Fuichtingf

Anno 1631 mit Gottes Hilf gus mich Hinrich Neiman
 zu Lübeck.

87. Metallene zwölfpfündige Kanone. Länge 10' 9 1/8".
 (Q)

Baw Herren Herr Hinrich Kemmers und Herr Johan
 Fuichtingf

Anno 1631 mit Gottes Hilf gos mich Antoni Wise zu
 Lübeck.

88. Metallene sechspfündige Kanone. Länge 9' 11 1/2". (V)
 Bau Herren Herr Hinrich Kemmers und Herr Johan
 fuichtingf
 Anno 1631 mit Gottes Hilf gos mich Hinrich Neiman
 zu Lübeck.
- 89, 90 und 91. Drei metallene sechspfündige Kanonen.
 Länge 10' —". (S)
 Bau Herren Herr Hinrich Kemmers und Herr Johan
 fuichtingf
 Anno 1631 mit Gottes Hulf gos mich Hinrich Neiman
 zu Lübeck.
- 92 und 93. Zwei metallene zwölfpfündige Kanonen. Länge 10'
 8 1/2" und 10' 8". (F) (M)
 Bau Herren Herr Hinrich Kemmers und Herr Johan
 fuichtingf
 Anno 1632 mit Gottes Hilf gos mich Antony Wise zu
 Lübeck.
94. Metallene zwölfpfündige Kanone. Länge 10' 10 1/2". (N)
 Bau Herren Herr Otto Brokes und Herr Johan fuichtingf
 Anno 1634 mit Gottes Hilf gos mich Antoni Wisen zu
 Lübeck.
95. Metallene zwölfpfündige Kanone. Länge 10' 8 7/8". (P)
 Inschrift wie vor, nur „Antony“ statt Antoni.
96. Metallene sechspfündige Kanone. Länge 10' —". (P)
 Bau Herren Herr Wilhelm van Goer und Herr Jurgen
 Wybbekingf
 Anno 1638 mit Gottes Hilf gos mich Antoni Wise
 zu Lübeck.
97. Metallene sechspfündige Kanone. Länge 10' —". (A)
 Bau Heren Her Wilhelm van Goer und Her Jurgen
 Wibbekingf
 Anno 1638 mit Gottes Hilf gos mich Antony Wise
 zu Lübeck.

98. Metallene zwölfpfündige Kanone. Länge 10' 9⁷/₈". (Q)
 Baw Herren Herr Johan vom Dieß und Herr Johan
 Brandes
 Anno 1644 mit Gottes Hulf gus mich Antony Weise
 zu Lübeck.
99. Metallene zwölfpfündige Kanone. Länge 10' 8¹/₂". (S)
 Baw Herren Herr Johan vom Dieß und Herr Johan
 Brandes
 Anno 1644 mit Gottes Hulf gus mich Antony Weyse
 zu Lübeck.
- 100 und 101. Zwei metallene zwölfpfündige Kanonen.
 Länge 10' 8¹/₄". (A) (C)
 Baw Herren Herr Johan vom Dieß und Herr Johan
 Brandes erer (P)
 Anno 1644 mit Gottes Hulf gus mich Antony Weise
 zu Lübeck.
102. Metallene zwölfpfündige Kanone. Länge 10' 8". (C)
 Baw Herren Herr Johan vom Dieß und Herr Johan
 Brandes erer (P)
 Anno 1644 mit Gottes Hulf gus mich Antony Wiese
 zu Lübeck.
103. Metallene zwölfpfündige Kanone. Länge 10' 8". (L)
 Inschrift wie vor, nur ohne das räthelhafte erer.
- 104 und 105. Zwei metallene sechspfündige Kanonen.
 Länge 10' —". (S)
 Baw Herren Herr Johan vom Dieß und Herr Johan
 Brandes
 Anno 1644 mit Gottes Hulf gus mich Antony Weise
 zu Lübeck.
106. Metallene sechspfündige Kanone. Länge 9' 11¹/₂". (S)
 Baw Herren Herr Johan vom Dieß und Herr Johan Brandes
 Anno 1644 mit Gottes Hulf gus mich Antony Weyse
 zu Lübeck.

107. Metallene sechspfündige Kanone. Länge 9' 8". (A)
 Baw Herren Herr Johan vom Dieß und Herr Johan
 Brandes
 Anno 1644 mit Gottes Hilf gus mich Antony Wiese
 zu Lübeck.
108. Metallene sechspfündige Kanone. Länge 10' —". (S)
 Inschrift wie unter 106, aber Jahreszahl 1645 und
 Weise statt Weyse.
109. Metallene siebenpfündige Kanone. Länge 10' —". (Q)
 Inschrift wie unter 106, aber Jahreszahl 1645 und
 „Wise“ statt „Weyse“.
110. Metallene zwölfpfündige Kanone. Länge 10' 9". (Z)
 Baw Hern Her Johan Brandes und Her Matheus
 Rodde,
 gos mich mit Gottes Hülf Antoni Wisen in Lübeck
 Anno 1648.
111. Metallene sechspfündige Kanone. Länge 9' 11¹/₄". (C)
 Baw Herren Herr Johan Brandes und Herr Mattheus
 Rodde
 Anno 1648 mit Gottes Hulf gus mich Antony Wiese
 zu Lübeck.
112. Metallener hundertsechzigpfündiger Mörser. Länge von
 außen 3' 2".
 Baw Hern Her Johan Brandes und Her Matheus
 Rodde,
 Gos mich mit Gottes Hülp Antoni Wisen in Lübeck
 Anno 1648.
113. Metallene zwölfpfündige Kanone. Länge 10' 3". (N)
 Baw Herren h. Johan Brandes und h. Mattheus
 Rodde
 Anno 1649 mit Gottes Hülf gus mich Antony Wiese
 in Lübeck.

114. Metallene zwölfpfündige Kanone. Länge 10' 7". (L)
 Bau Hern Her Gotthart Brömbse und Her Matheus
 Rodde.
 Mit Gottes Hülff gos mich Anthony Wisen in Lübeck
 Anno 1650.
115. Metallene dreispfündige Kanone. Länge 7' 11". (F)
 Bau Herren Herr Albrecht von Dassel und Herr Herman
 Petersen
 Anno 1655 mit Gottes Hülff gos mich Antony Wiese
 in Lübeck.
116. Metallene vierpfündige Kanone. Länge 7' 11". (F)
 Inschrift wie vor.
117. Metallene vierpfündige Kanone. Länge 8' 3³/₄". (C)
 Bau Herren Herr Herman Petersen und Herr Peter
 Isernhagen
 Anno 1656 mit Gottes Hulf goes mich Niclas Wiese
 in Lübeck.
118. Metallene zwölfpfündige Kanone. (I)
 Bau Herrn Her Peter Isernhagen und Her Harmen
 von Lengerken
 Anno 1658 mit Gottes Hülff gos mich Niclas Wiese
 in Lübeck.
119. Metallene zwölfpfündige Kanone. Länge 10' 8¹/₂".
 (C)
 Inschrift wie vor, nur „Hern“ statt „Herrn“, „Len-
 gerke“ statt „Lengerken“ und „Hulf“ statt „Hülff“.
120. Metallene zweispfündige Kanone. Länge 8' 1¹/₂". (S)
 Bau Herren Herr Matthias Bornefeld und Herr
 Bernhardt Frese Anno 1666.
- 121 und 122. Zwei metallene zweispfündige Kanonen. Länge
 8' 1¹/₂". (S)
 Bau Herren Anno 1668 H. Bernhardt Frese und
 H. Lorenz Petersen.

- 123, 124 und 125. Drei metallene dreipfündige Kanonen.
 Länge 5' 2". (Z)
 Anno 1669 Bauw Herrn H. Bernhardt Frese und H.
 Heinrich Wedenhof
 Albrecht Benningk me fecit Lübeck.
126. Metallene dreipfündige Kanone. Länge 5' 2". (I)
 Anno 1669 Bauw Herrn H. Bernhart Frese und H.
 Heinrich Wedenhof
 Albrecht Benningk me fecit Lübeck.
127. Metallene dreipfündige Kanone. Länge 5' 2". (Z)
 Anno 1670 Bauw Herrn H. Johan Fischer und Herr
 Cordt von Dorne
 Albrecht Benningk me fecit Lübeck.
- 128, 129 und 130. Drei metallene dreipfündige Kanonen.
 Länge 5' 2". (I) (Z) (Z)
 Anno 1670 Bauw Herrn H. Johan Fischer und H.
 Cordt von Dorne
 Albrecht Benningk me fecit Lübeck.
- 131 und 132. Zwei metallene dreißigpfündige Mörser.
 Länge von außen 2' $\frac{1}{2}$ ".
 Bauw Herren H. Heronymus v. Doren, und H. Johannes
 Westken. 1687.
- 133 und 134. Zwei metallene hundertpfündige Mörser. Länge
 von außen 4' $5\frac{1}{4}$ ".
 Bauw Herrn H. Hartwig v. Stiten und H. Adolpf
 Bränningk
 Albert Benningk me fecit Anno 1691 No. 1.
 (Der zweite trägt die Nummer No. 2.)
135. Metallene zweipfündige Kanone. Länge 7' $11\frac{1}{8}$ ". (N)
 Artillerie und Bauw Herren Herr Johannes Wolter
 J. V. D. Herr Diederich v. Brömbßen
 Anno 1715 goß mich Lavrentz Straelborn in Lübeck.

136 und 137. Zwei metallene dreipfündige Kanonen.
Länge 7' 2". (V)

Artillerie Herren H. Anthon von Lüneburg H. Evert
Hoyer.

Mich goß Laurentz Strahlborn in Lübeck Anno 1720.

138, 139 und 140. Drei metallene zweipfündige Kanonen.
Länge 8' 2". (N) (O) (Z)

Artillerie Herren Anno 1727 Herman Münter. Udde
Séverin

Mich goß Laurentz Strahlborn in Lübeck.

141. Metallene zweipfündige Kanone. Länge 8' 2". (Z)

Artillerie Herren Anno 1729 H. Gotthard Arnold
Isselhorst. H. Nicolas Carstens

Mich goß Laurentz Strahlborn in Lübeck.

142 und 143. Zwei metallene zweipfündige Kanonen.
Länge 8' 2". (Z)

Artillerie Herren Anno 1738 H. Andreas Albrecht
von Brömbfen, H. Engelbrecht Brasche.

144 und 145. Zwei metallene dreipfündige Schlangen.
Länge 4' 2³/₄". (V)

fliegender Adler.

Artillerie und Bau Herren H. Frank Bernhardt Rodde.
H. Johan Daniel Klett.

(Keine Jahreszahl.)

146 und 147. Zwei metallene sechzehnpfündige Mörser.
Länge von außen 1' 3".

H. Wilhelm van Goer. H. Jürgen Wybbekingk.

(Keine Jahreszahl; wohl um 1638.)

Die Kanonen unter 140, 141, 142 und 143 wurden zum
Exerzieren auf dem Schützenwall gebraucht.

Nach dem Vorstehenden ergeben sich die folgenden Lübecker
Stückgießer (die Zeit ihres Wirkens ist nach der Lübecker
Glockenkunde des Professors Dr. Th. Hach angegeben):

- 1542 bis 58 Gert van Nerdelt (Marvelt),
 1543 " 61 Karsten Middeldorp,
 1560 " 1604 Matthias (Matties, Matz) Benninck,
 1614 " 24 Berent Bodeman,
 1625 " 30 Hinrich (Henrich) Neiman (Nieman, Neuman),
 1632 " 56 Antoni (Antony) Wiese (Wise, Weise, Weyse),
 1657 " 65 Niclas Wiese³⁾,
 1665 " 95 Albrecht (Albert) Benningk⁴⁾,
 1714 " 50 Laurentz Strahlborn (Straelborn)⁵⁾.

Mithin sind von den oben fehlenden Ratsgießern Reinhold Benning (1604—13) und Peter Christoph Geier (1696—1713) im Jahre 1763 keine Geschütze mehr vorhanden gewesen. Ratsgießer wurden seit der Mitte des 16. Jahrhunderts angestellt.

Wo sind nun alle die oben aufgezählten, nach der Sitte der Zeit nicht allein mit Inschriften, sondern auch mit Wappen und sonstigem figürlichem Schmuck und mit mehr oder weniger reichen Gliederungen versehenen Geschützrohre geblieben? Die Antwort für den Altertumsfreund muß leider betrübend ausfallen. Bis auf sehr wenige Ausnahmen sind sie unwiederbringlich dahin.

Im Königlichen Zeughaus in Berlin befindet sich einer der oben unter Nr. 136 und 137 angegebenen Lübecker Dreipfünder vom Jahre 1720.

Ferner befindet sich dort ein in Lübeck für die Niederlande gegossener prachtvoller Achtundvierzigpfünder, bezeichnet „Albert Benninck me fecit Lubecae anno 1669“, und ein eben-

³⁾ Im Museum für Kunst und Kulturgeschichte in Lübeck befindet sich der Rest eines zersprungenen Bronzerohrs, das von Niclas Wiese im Jahre 1660 gegossen worden ist und auf dem noch fänge und Schwanz des Lübecker Adlers zu erkennen sind. Da es im Verzeichnis von 1763 nicht aufgeführt ist, muß es also schon vor diesem Jahre vernichtet worden sein.

⁴⁾ Wurde am 3. Oktober 1665 zum Stückgießer in Lübeck bestellt.

⁵⁾ Wurde am 31. Januar 1714 zum Stückgießer in Lübeck bestellt.

falls in Lübeck für den Großen Kurfürsten gegossener, nicht minder prächtiger Vierundzwanzigpfünder, bezeichnet „Albert Benningk me fecit Lubecae anno 1679“.

In dem Promemoria, das dem oben behandelten Verzeichnis vom Jahre 1763 beiliegt, wird der vom Standpunkt des Artilleristen gewiß berechnete Vorschlag gemacht, die 48-, 40-, 18-, 16-, 15-, 14-, 10-, 8-, 7-, 5- und 4pfündigen Geschütze und einige Zweipfünder abzuschaffen, dagegen die 24-, 12-, 9-, 6- und 3pfündigen Geschütze und auch wohl einige Einpfünder beizubehalten und die Steinstücke durch Haubitzen zu ersetzen. Ob diesem Vorschlage nähergetreten ist, vermag ich nicht anzugeben.

Im Jahre 1770 soll eine große Anzahl von Geschützen verkauft worden sein. Ein aufgestelltes „Verzeichnis von nachstehenden zu verkaufenden 44 metallenen Canonen und 3 Mortiers, 1770“⁶⁾ enthält u. a. 2 Achtundvierzigpfünder von je 6900 R, 4 Vierzigpfünder von je 6700 R und 18 Vierundzwanzigpfünder von meistens 5000 R Gewicht; Gewicht aller 47 Geschütze zusammen 204 250 R.

Nachdem im Jahre 1804 die Entfestigung der Stadt beschlossen, heißt es in einem Bericht der Herren der Artillerie vom 21. Oktober 1805, die Kanonen seien verkauft, nur 12 Feldstücke (6 im Zeughaus, 6 an den Wachen) seien zurückbehalten.

⁶⁾ Erwähnt in Professor Dr. Th. Hachs Glockenkunde, S. 208.

Mitteilungen

des

Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde.

14. Heft.

November 1919.

Nr. 2.

Inhalt:

Oberamtsrichter Dr. Bernh. Eschenburg: Die Coniunctio fratrum Lubecensium (der Fechtclub) in Lübeck 1844 bis 1904. (Schluß folgt.) —
Dr. Joh. Krehßchmar: Die Glocken Gerhard Wous in St. Petri.

Die Coniunctio fratrum Lubecensium (der Fechtclub) in Lübeck 1844 bis 1904.

Ein Beitrag zur Schulgeschichte des Katharineums
von Bernhard Eschenburg.

Zur Einführung.

Als im Jahre 1897 der Fechtclub sein 50stes Stiftungsfest beging, war nicht vorauszusehen, daß schon nach sieben Jahren die Auflösung über ihn verfügt werden würde. Der damals von drei ehemaligen Mitgliedern des Fechtclubs geschriebene und den festteilnehmern überreichte Abriß der Klubgeschichte kann, was die neueste Zeit anlangt, kaum überholt werden, denn was über die Zeit von 1898 bis 1904 zu erwähnen ist, würde eine Neubearbeitung kaum rechtfertigen; dies gilt aber nicht für die erst jetzt aufgefundenen Quellen zur Entstehungsgeschichte des Klubs von 1844 bis 1848; das im Archiv des Katharineums liegende Chronikbuch des ältesten Klubs war ebenso wie die Rüstmeisterbücher, Gesetze und sonstigen Urkunden völlig in Vergessenheit geraten, so daß man das Gründungsjahr des Klubs bisher immer vier Jahre zu spät angesetzt hatte. Einer Notiz in alten Berichten und dem Entgegen-

kommen des Herrn Direktors Dr. Rosenthal verdanke ich die Benutzung dieses wichtigen Materials, das neues Licht auf die ersten 12 Jahre des Klubs zu werfen geeignet ist. Freilich muß ich dem Urteil des Lesers überlassen, ob der nachfolgende Abriß überhaupt in eine historische Zeitschrift hineingeht. Ich glaube jedoch, es bezagen zu dürfen. Der Fechtclub hat nicht nur für das Katharineum, sondern für Lübeck überhaupt eine Bedeutung gehabt, die über diejenige einer beliebigen Vereinigung zur Pflege des Sports und der Geselligkeit weit hinausgeht. Der Geist, der im Fechtclub von jeher geherrscht hat, das auf die Tradition gestützte Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller Glieder, die je die grünweißgrünen Farben getragen haben, ein Bewußtsein, das sich noch jetzt, 15 Jahre nach Auflösung des Klubs, bei jedem früheren Mitgliede, vielfach unbewußt, im allgemeinen aber in vollster Überzeugung äußert und im alten wie im jüngeren ehemaligen Mitglied einen Kameraden und Mitbruder (Konfrater) sieht: dieser Geist verkörpert geradezu ein Stück Heimatgeschichte.

Jedoch ist der Gefahr kaum zu entgehen, daß der Geschichtsschreiber es weder dem früheren Teilnehmer noch dem unbeteiligten Dritten recht machen wird. Findet der erstere die Darstellung zu unpersönlich, vermißt er besonders ihm liebgewordene Einzelzüge aus dem Verbindungsleben, so wird der letztere die unwillkürliche Parteinahme zugunsten des Verbindungslebens überhaupt und einzelner ihm vielleicht unsympathischer Züge desselben tadeln. Es war also ein Mittelweg einzuschlagen.

Wer die Klubgeschichte näher studieren will, mag zu der erwähnten Festschrift greifen; dort ist manche weitere Erinnerung, insbesondere an die bewährten und tüchtigsten Kräfte, die dem Klub angehört haben, gegeben. Der fernstehende jedoch wird aus dem, oft freilich nur in knappen Andeutungen gegebenen Stoff erkennen, was der Mehrzahl der älteren Lübecker Abi-

turienten — ich schliesse hier die andern Verbindungen ein — ihre Schülererinnerungen teuer macht. Das Beste, was die Verbindungen ihren Mitgliedern boten, läßt sich ja freilich überhaupt nicht in Worte kleiden: jene nur der Jugend eigene überströmende Lebenslust, einer Jugend, der die ganze Welt offen liegt, um erobert zu werden, jener Geist uneigennütziger Kameradschaft, jener Stolz auf körperliche Tüchtigkeit und jenes Streben, sich dadurch vor andern hervorzutun, dem letzten Endes auch die zuweilen übertriebenen Leistungen an der Kneiptafel entsprangen. In allen solchen Beziehungen hat der Fechtclub sogut wie die andern hiesigen Schülerverbindungen seine Aufgabe erfüllt; das treue Gedenken, das ihm von allen Beteiligten bewahrt wird, rechtfertigt es, noch einmal zusammenfassend seine Entwicklung zu überschauen.

Hatte Direktor Jacob den wissenschaftlichen Ruf, den unter ihm das Katharineum hier, besonders aber auch außerhalb Lübecks, genoß, in ungeahnter Weise zu heben vermocht, was in der ständig wachsenden Zahl auswärtiger Schüler zum Ausdruck gelangte: die Pflege der Leibesübungen und des geselligen Lebens unter den Schülern hatte trotz einzelner Ansätze mit der Pflege der geistigen Werte nicht Schritt gehalten. Sie beschränkte sich, außer seltenen Schulausflügen — meist in naturkundlicher Veranlassung — und der für eine Annäherung der Lehrer und Schüler bestimmten, von Jacob neu eingeführten feier des Schulfestes, fast nur auf freiwillige Beteiligung der Schüler an den Übungen der sog. Turnanstalt, eine Beteiligung, die zwar in den letzten Jahren vor Jacobs Tode allmählich im Wachsen war, aber immer noch höchstens die Hälfte der Schüler aus den oberen Klassen umfaßte. Daß unter diesen Umständen gerade bei älteren Schülern das Verlangen nach erweiterter körperlicher Betätigung, wie es besonders das Fechten bot, sich regte, kann um so weniger wundernehmen, als diese

form der Leibesübungen gleichzeitig eine erwünschte Vorbedingung für die spätere Teilnahme an einer der studentischen schlagenden Verbindungen darstellte, die nach Aufhören der sog. Demagogenverfolgungen mit den 40er Jahren überall auf den Hochschulen sich aufs neue regten. Das Katharineum war ja unter Jacob fast zu einem akademischen Gymnasium geworden. Die mecklenburgischen und holsteinischen Landsleute schlossen sich ganz von selbst näher aneinander, und es ist in den 30er und 40er Jahren zu vereinzelt — immer nur kurzlebigen — Verbindungen der älteren Schüler nach Art der akademischen Landsmannschaften gekommen. Wenigstens ist uns das Bestehen einer solchen mit den schleswig-holsteinischen Farben Blau-Weiß-Rot überliefert. Auch der Name „St. Katharinenfechtclub in der Burg“ ist seit etwa 1836 festzustellen; Gesetze und Mitgliederverzeichnisse bis 1844 sind in verschiedenen Fassungen erhalten. Vorgänger des eigentlichen Fechtclubs sind diese Gründungen insofern nicht zu nennen, als die Mitglieder später nicht als Alte Herren übernommen sind¹⁾. Eine Anlehnung der späteren Satzungen an diese älteren Bestimmungen ist aber unverkennbar. Einen einigermaßen gesicherten Bestand hat der Fechtclub erst seit 1844 gehabt. Seine Gründung war früher immer auf den August 1848 angelegt worden, während jetzt, nach Einsicht der ältesten Urkunden, der eigentliche Stiftungstag der hier zu schildernden Schülerverbindung auf den 6. Dezember 1844 vorverlegt werden muß. Die Aufzeichnung, die der erste „Chargierte“ — Hefeler aus Lütjenburg — über seine damalige Amtstätigkeit gibt, ist so interessant, daß sie auszugsweise hier folgen mag. Nachdem er

¹⁾ Unter den etwa 40 Mitgliedern des von 1836 bis 1840 mit mehrfachen Unterbrechungen bestehenden Fechtclubs sind viele bekannte Lübecker. Im Jahre 1840 begann eine neue Zählung; einige der früheren Mitglieder traten über. Bis 1843 sind weitere etwa 50 Konfratres zu zählen; manche von diesen sind in den am 6. Dezember 1844 gegründeten neuen Fechtclub wieder eingetreten.

einleitend die Schwierigkeiten, die der Unternehmung im Wege standen, hervorgehoben hat, fährt er fort: „Bald nach Michaelis des Jahres 1842 entstanden in dem damals bestehenden Fechtclubb (!) heftige und betrübende Spaltungen; im Verlauf der Zeit war die Stimmung bei den Parteien bald sehr erbittert, bald milder und befreundeter, je nachdem . . . einige Paukereien stattgefunden hatten, auf die gewöhnlich . . . tiefe Stille zu folgen pflegte. So ging alles seinen Lauf, bis im Sommer 1843 der Direktor wegen verschiedener und häufiger Schmisse, die er an den Gesichtern der Schüler bemerkte, und wegen einiger anderer Ursachen, beide Verbindungen — d. h. die beiden Parteien, in die der Fechtclub zerfallen war — aufhob, ja selbst verbot, privatim zu schlagen . . .“

Heseler führt dann weiter an, daß dies Verbot den Schülern zunächst nicht unwillkommen war, daß aber nach einiger Zeit der Wunsch, zu fechten, wieder reger ward, sowie daß auf Drängen einiger Schüler der Direktor zunächst eine Verbindung des Fechtunterrichts mit dem Turnunterricht plante, diese Absicht aber nicht ausführte, weil der Gedanke bei der Mehrzahl der Schüler durchaus keine Gegenliebe fand, welche „eine so alte Freiheit, wie es das Schlagen unter den Schülern ist“, nicht aufgeben wollte. Schließlich erlaubte Direktor Jacob die Wiederherstellung der Verbindung unter ihrem alten Namen: Fechtclub; jedoch sollte ein Fechtlehrer bei den Übungen zugezogen werden. So traten am 6. Dezember 1844 etwa 20 Teilnehmer der bisher getrennten beiden Vereinigungen „in diese völlig neue Verbindung“ ein. Um die Erinnerung an früher auszulöschen, gab man auch die früheren Ämterbezeichnungen: „Fechtwart, Rüstmeister und Quästoren“ auf und nannte die Vorsteher einfach Chargierte. Eine neue kurze Satzung wurde genehmigt, der Fechtlehrer Nachtweih angenommen, und so konnte bei Herrn Frahm in der Fischstraße — da das bisherige Fechtlokal in der Burg nicht wieder zur

Verfügung stand — ein eifriger Fechtsporn einsetzen, der im Zusammenhang mit der großen Zahl der Aktiven zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. An der Spitze standen Hefeler und Siemers, vom Frühjahr 1845 an Otto von Heinze und Lehmann aus Hamburg²⁾, sämtlich tüchtige Schläger und eifrige Verbindungsbrüder, welche beim Abgang der ältesten acht Mitglieder zu Ostern 1845 eine durch zahlreiche Neubetritte ergänzte Schar von Freunden zurückließen, so daß die Zukunft gesichert zu sein schien. Und doch trug diese Neugründung schon den Keim des Verfalls in sich. Hefeler deutet in seinem ersten Bericht bereits auf neue Spaltungen hin: „Obwohl unser Fechtverein eigentlich nur bestimmt ist, die Fechtkunst als Kunst zu treiben, so konnte es doch unmöglich (!) ausbleiben, daß nicht in demselben Streitigkeiten, die sonst auf keine Weise beigelegt werden konnten, durchs Rapier beendet wurden.“ Und so schließt der erste Bericht mit der Darstellung von drei scharfen Duellen zwischen verschiedenen „Konfratres“ im Pauksaal, die mit zum Teil erheblichen Schmissen sich erledigten. Einen Anlaß zum Einschreiten der Schule boten diese Vorgänge nicht, wie sich überhaupt durch die Chroniken der folgenden Jahre immer wieder derartige Vorgänge hinziehen. Daß Direktor Jacob aber wenigstens zuweilen Kenntnis von ihnen hatte, ist kein Zweifel. In einer Chronik von 1846 findet sich darüber der seltsame Bericht, der Direktor habe sich von den Schülern das Wort geben lassen, auf der Schule nicht mehr scharf zu pauken, sonst werde er Anzeige bei der Polizei machen. Der Berichtserstatter fährt fort: „hoffentlich wird dies niemand abhalten von dem, was er für Recht erkannt hat und so . . . werden wir mit Glanz aus dem Streit hervorgehen.“

Spricht dies alles bereits für einen fast studentischen Zuschnitt der Verbindung, so äußerte sich dies auch in sonstigen

²⁾ Der spätere Bürgermeister in Hamburg.

Vorgängen, die eigentlich nur auf Universitäten erklärlich sind. Ein Leipziger Student hatte sich auf einer Wanderfahrt nach Lübeck verirrt und wurde hier vom Fechtclub, dem er sich vorgestellt hatte, gastfrei aufgenommen: er besuchte den Fechtboden, erhielt von den Konfratres das erforderliche Reisegeld, um das es ihm am meisten zu tun gewesen zu sein scheint, und wurde nach einer solennen Kneiperei „im Keller“ entlassen, „in Betracht, daß wir doch mal in ähnliche Lage kommen könnten, und daß es hier früher ebenso gehandhabt worden ist“. Ein Versuch hingegen, mit der Prima der neugegründeten Gelehrten-
schule in Rakeburg ein Kartell herzustellen und in dauernden Verkehr mit ihr zu treten, wurde durch die dortige Schulleitung im Keime erstickt und endigte mit Relegation des Lübecker Primaners, der den Versuch unternommen hatte³⁾.

Gesellige Vergnügungen, insbesondere Kneipereien, gelegentlich auch ein Gänseessen⁴⁾ usw., veranstaltete die Verbindung derzeit nur in besonderen Fällen, meist einmal während einer fechtwartschaft, das heißt etwa alle acht Wochen. Da in der Stadt nicht immer ein geeignetes Lokal zu finden war — im Winter diente das Haus der Brauerzunft, auch wohl der „Cuswahn“, eine längst verschwundene Gastwirtschaft in der ersten Wallstraße, als Kneiplokal —, zog man im Sommer meist nach Israelsdorf, wo beim Bauernvogt Holst, später bei seiner Witwe, kommerciert wurde; auch wurde gelegentlich mitten im Walde ein Picknick abgehalten; der ausgelassene Frohsinn der Teilnehmer

³⁾ Später, im Jahre 1856, wurde noch einmal ein Kartell geschlossen, und zwar mit der auf der Hamburger Gelehrtenschule bestehenden „Gothonia“. Beide Verbindungen verpflichteten sich, „für das gemeinsame Wohl nach Kräften tätig zu sein“, zu größeren Kommercen waren jedesmal zwei Deputierte zu entsenden; zwischen den Mitgliedern bestand Duzpflicht. Die unmittelbar nach der Gründung des Kartells erfolgte Aufhebung des Fechtclubs vereitelte aber auch jetzt die praktische Auswirkung der Vereinbarungen.

⁴⁾ Die „Gänsejchmäuse“ werden schon 1838 erwähnt.

scheint schon damals zuweilen eigenartige Blüten getrieben zu haben, und die Chroniken erzählen manche humorvolle Szenen. Gewisse Übertreibungen führten aber dazu, daß ein Teil der Schüler keinen Gefallen an den Kommissen mehr fand, und so wurde schon wenige Jahre nach der Gründung von 1844 in die Satzung eine Bestimmung hineingenommen, daß „moralische Bedenken gegen das Kneipen überhaupt“ einen genügenden Entschuldigungsgrund für das Fernbleiben von solchen Veranstaltungen darstellten, eine Bestimmung, die mit Unterbrechungen bis 1857 bestanden hat, alsdann aber dahin abgeändert ist, daß der Fechtwart die Berechtigung der Gründe nachzuprüfen habe.

Es ist nicht ersichtlich, aus welchem Grunde im Januar 1846 der Fechtclub „aufgeflogen“ ist; offenbar trug wieder eine Pauserei die Schuld daran, denn die Suspendierung trat zu einer Zeit ein, als der Klub „gleichsam ein Körper und eine Seele als Haltungspunkt für die ganze Prima und Sekunda angesehen wurde“. Innere Streitigkeiten werden also nicht der Anlaß gewesen sein. Fünfviertel Jahre lang wurde die Suspension aufrechterhalten. Am 20. April 1847 nahmen elf der tüchtigsten derzeitigen Mitglieder mit den alten Satzungen, Farben und Abzeichen das Klubleben wieder auf. „Die Erlaubnis des Direktors wurde ohne alle Schwierigkeiten erlangt“, das Mücketragen unterblieb aber aus Vorsicht zunächst noch; es ist überhaupt ein Zwang in dieser Hinsicht erst viel später eingeführt.

Unter Kulenkamps und Elders energischer Leitung schien sich zu Anfang 1848 das Ideal, das der Verbindung derzeit vorschwebte: einen Sammelpunkt für die ganze Prima und Sekunda darzustellen, fast zu verwirklichen. 21 junge Leute fanden sich zur Ausübung des Fechtsports zusammen. Es ist kein Zweifel, daß der alte burschenschaftliche Gedanke der Zusammenfassung aller honorigen Studenten an den Universitäten

auch dem Fechtklub vorschwebte, wiewohl letzterer zugleich eine Vorschule für verschiedene Korps, zu denen die meisten Mitglieder später übertraten — besonders Heidelberg, Bonn und Tübingen kamen in Betracht —, darstellte. Wahrscheinlich hat auch der Direktor sich durch dieses, die Prima einigende Element bestimmen lassen, immer wieder seine Einwilligung zur Wiederherstellung zu geben, wiewohl die Erfolge ihn nicht gerade ermutigen konnten, denn die Spaltungen blieben auch fortan nicht aus. Jacob hat es sich nicht nehmen lassen, als „wunderbarster Hospes“ einmal in Israelsdorf den Paukereien — es war nur ein sogenanntes Übungspauken um Eierkringel, also mit Maske und Bandagen — beizuwohnen. „Er sah eine halbe Stunde lang dem fechten aufmerksam zu und erkundigte sich, was die Mensur zu bedeuten habe . . .“ Auch hieraus erhellt, daß der Direktor vom fechten nicht allzuviel verstand. In Verbindung mit diesem Besuch setzte er, wie es scheint, bald darauf gesellige Abende einmal in der Woche bei sich an. Sie waren für alle Primaner bestimmt, wurden aber fast nur von fechtclubmitgliedern besucht, und sollten ein geistiges Gegengewicht gegen die Einseitigkeit der nur körperlichen Betätigung bilden. Sie fristeten nur kurze Zeit ihr Dasein. Aber der gute Wille von Jacob wurde anerkannt. Das ist ja überhaupt der Ausgangspunkt seines Wirkens gewesen: er wollte aus seiner Schule eine Stätte edelster Geisteskultur machen. Freiheit im Äußerlichen, gebunden durch die Wissenschaft, war sein Grundsatz, der das Verständnis für seine Stellung zu den geschilderten Erscheinungen des Schullebens seiner Zeit, so auch zu den scharfen Mensuren der Primaner, eröffnet.

Noch einmal, nun aber aus vaterländisch-politischen Gründen, hat in den 40er Jahren eine kürzere Suspension des Klubs stattgefunden. Die Nachricht von der Erhebung Schleswig-Holsteins rief unter den Fechtklubmitgliedern, die immer zahlreiche Landsleute aus dieser Provinz unter sich gehabt

hatten, größte Bewegung hervor. Mehrere, darunter Hermann v. Buchwaldt, ließen sich sofort in die Freischaren aufnehmen, andere (O. v. Heintze, Göllich) sind bald darauf für ihr Vaterland gefallen. Die in Lübeck zurückbleibenden traten einhellig einem Übungskorps bei, das in Lübeck gebildet ward. Leutnant Spilhaus übernahm die Leitung. In der Burg, nachher in der Katharinenkirche, wurde mit der Waffe exerziert, sodann wurde in der Umgegend der Stadt Felddienst geübt. Fast niemand in Prima und Sekunda schloß sich aus. „So hatten wir ein kleines gut exerziertes Korps von 28 Mann zusammen.“ Bald erfolgten weitere Einberufungen; der Rest blieb zurück, um jederzeit zur Verfügung zu stehen. Der weitere Verlauf der politischen Ereignisse ließ es zur Verwendung der jungen Leute zwar nicht mehr kommen, aber das Gefühl der Pflichterfüllung dem Vaterland gegenüber durfte mit Recht jeden einzelnen beseelen. Becker, der damalige Fechtwart, hat ihn in der Chronik einen würdigen Ausdruck gegeben. Wie erwähnt, hat der Fechtklub später sein Gründungsdatum in den August 1848 verlegt. Ein Anlaß dazu liegt nicht vor. Der Klub hatte sich bereits vor den großen Ferien 1848 wieder aufgetan; sogar mehrere Schleswig-Holsteiner fanden sich bald wieder ein, und mit Ausnahme einer erheblichen Satzungsänderung ist seit August 1848 weder im Leben noch im Mitgliederbestande des Klubs gegen 1846 oder 1844 ein nennenswerter Unterschied zu bemerken. Zunächst regte die Wiedervereinigung der Getrenntgewesenen zu besonders lebhafter Freudenbezeugung an. Eine große Bierfahrt auf mehreren großen und kleinen Wagen, mit Reitern und in Form eines regelrechten Komitats über Stockelsdorf, Schwartau, Seereß nach Israelsdorf mit nachfolgendem Fuchskommers leitete das neue Semester ein; die Betätigung im Felddienst draußen und in der Heimat aber regte zur Fortsetzung und Vermehrung der körperlichen Übungen an. Das lange vernachlässigte Turnen, über das noch

zu sprechen sein wird, fand neue Anhänger auf der Schule, und 18 trefflich geleitete Konfratres, darunter ausnahmsweise gleich viele Lübecker wie Auswärtige, vereinigten sich im Herbst 1848 in dem Wunsche, nummehr nach der Unterbrechung mit doppeltem Eifer Versäumtes nachzuholen. Zum fechtwart wählte man, und zwar wiederholt nach den vorgeschriebenen Unterbrechungen, Müller aus Göttingen, der später in seiner hannoverschen Heimat eine angesehene Stellung eingenommen hat und schon auf der Schule seine Mitschüler überragte⁵⁾. Von Lübeckern seien erwähnt: Emil Cordes, Alphons Plesing, Carl Westerwieß, Otto Wschenfeldt, Johannes Burow, Wilhelm Gädeke und Hermann von der Hude. Die von der „fecht-gemeinde“ gewählten Mitglieder des „fechtgerichts“ arbeiteten zunächst eine neue Satzung aus und legten anfangs August den Entwurf vor, der einstimmig Annahme fand. Diese Satzung stellte immer noch ein eigenartiges Gemisch studentischer Gebräuche und auf die Schulverhältnisse zugeschnittener Abmilderungen dar, wobei jedoch die Nachahmung des studentischen Komments viel mehr hervortritt als in den späteren Umarbeitungen. Überall spürt man den Einfluß des klugen und umsichtigen Leiters Müller, der besonders die Einigkeit der Mitglieder untereinander sich zum Ziel setzte und in dieser Hinsicht mehr erreichte als seine Vorgänger.

Aufnahmefähig waren von 1848 ab alle Sekundaner und Primaner, eine Maßnahme, die durch das fast durchweg etwas höhere Alter der damaligen Schüler, besonders der auswärtigen, seine Erklärung findet. Ein Verbindungszweck ist noch nicht angegeben, insbesondere findet sich keine Hervorhebung des freundschaftlichen Zusammenhaltens der Mitglieder. Nur die Duzpflicht ist festgesetzt. Eine etwa vierwöchige

⁵⁾ Müller hat bisher immer als Gründer des fechtclubs gegolten; er kann nach Vorstehendem höchstens die Ehre eines Erneuerers desselben beanspruchen.

Prüfungszeit der Neuaufzunehmenden ist zwar vorgeschrieben, aber, wie es scheint, nur, um die Fähigkeit des Bewerbers im Fechten zu erproben. Anstatt der vermißten Hervorhebung des freundschaftlichen Zusammenhaltens findet sich überraschenderweise sehr genau das Verfahren bestimmt, wenn einer ein anderes Verbindungsmitglied „anklagen“ will. Während das „Fechtgericht“ alsdann im allgemeinen ohne Appellation entscheidet, was zu geschehen habe, ist durch eine genaue Regelung der „Paukereien“ die Austragung der Streitigkeit auf dem Ehrenwege geordnet, und man gewinnt den Eindruck, als ob den Mitgliedern diese Art der Regelung lebhaft empfohlen worden sei. Ein überspannter Ehrbegriff herrschte, eine Folge der Begünstigung scharfer Mensuren durch den Klub. Da keiner zurückstehen wollte, um als forscher Schläger zu gelten, so müssen die Beleidigungen und Herausforderungen geradezu gesucht sein. Unerklärlich, wie in einer zur Pflege der Kameradschaft gegründeten Vereinigung immer wieder Zwistigkeiten entstehen konnten, die den Bestand des Vereins unausgesetzt bedrohten. Hatte die älteste Satzung lediglich verordnet, daß Paukereien nicht in den Fechtvorstellungen selbst erledigt werden sollten, so ging man jetzt dazu über, diese Paukereien näher zu präzisieren. Danach unterschied man sogenannte „Eierringelpaukereien“, das heißt in erster Linie zur Übung bestimmte Mensuren auf den Fechtversammlungen mit Masken und Stulpen, aber unter Heranziehung von Sekundanten und Unparteiischen, bei denen der „Ausgeschmierte“ neben Geldstrafe noch eine Bewirtung der Teilnehmer mit Eierringeln zu bezahlen hatte; zu diesen, wohl meist für Anfänger bestimmten Mensuren traten kommentmäßige „stumpfe Paukereien“ zu 13 Gängen mit höheren Strafen für den Unterliegenden. Sie durften nicht in den Fechtvorstellungen stattfinden und waren jedenfalls eine Form der Austragung von Ehrenhändeln.

Endlich werden die scharfen Paukereien hervorgehoben. Die Regeln derselben waren in einem noch erhaltenen „ius paucale“ aufgezeichnet⁶⁾. So seltsam bei den heutigen Schulverhältnissen die Zulassung solcher Paukereien erscheinen mag: ihre Regelung in den Satzungen beweist einerseits, daß die Schüler sich als freie studentische Burschen ansahen, andererseits, daß die Schulleitung sich um den Inhalt der Satzungen derzeit nicht gekümmert haben kann, trotz mehrfacher Auflösung des Klubs gerade wegen dieser Paukereien! Die im Pauken erzielten Erfolge können nicht unbedeutend gewesen sein, verzeichnen doch wiederholt die Chroniken Fälle, daß von Mitgliedern des Klubs hospitierende Studenten, frühere Klubmitglieder oder derzeitige Korpsstudenten „abgeführt“ seien, und eine Chronik versteigt sich sogar zu der Behauptung, daß der Fechtclub den deutschen Universitäten „manche der besten Schläger“ geliefert habe. Mag viel Übertreibung darin stecken, nicht abstreiten läßt sich doch, daß ein ganz ungewöhnlicher Eifer geherrscht haben muß.

Die Fechtvorstellungen fanden zweimal wöchentlich von 12 bis 1 Uhr — also in der Mittagspause nach dem Vormittagsunterricht —, und zwar längere Zeit in der Burg, dann im sogenannten Jodryschen Hause auf dem Pferdemarkt, bei Steinhagen in der Königstraße, in den Jahren 1855 bis 1856 aber in einem zu diesem Zweck gemieteten Saale des Knochenhaueramtshauses bei Gähtgens in der unteren Fleischhauerstraße statt, mit dem ein förmlicher Mietvertrag geschlossen ward. Zu der geplanten feierlichen Prozession in das neue Stammlokal „in vollem Paukwichs“ kam es aber schließlich nicht. Übrigens zog man später auch dort wieder aus und ins Werk-

⁶⁾ Es beginnt bezeichnenderweise wie folgt: „Auf jede offenbare Beleidigung — (Schimpfworte und Ohrfeigen werden nachher besonders erwähnt) — muß eine Forderung folgen, entweder auf ein Eierkringelosgehen oder auf eine Paukerie. Erfolgt die Forderung nicht, so fällt der Beleidigte in Strafe.“ Nur angehende Theologen galten als befreit.

haus des Katharineums hinüber. Die Chargierten — der Fechtwart und der Rüstmeister, wie sie bald nach 1844 wieder genannt wurden — hatten schon damals ziemlich dieselben Befugnisse, wie sie bis zuletzt in der Verbindung festgesetzt waren, konnten jedoch nur für je eine Fechtwarschaft gewählt werden und waren nicht sofort wiederwählbar. Kneipereien spielten auch jetzt noch eine untergeordnete Rolle im Klubleben. Es wurde jedesmal vorher ein besonderer Beschluß darüber gefaßt, später aber die Zahl der Kneipen auf höchstens zwei in der Fechtwarschaft festgesetzt. Trinkzwang blieb auch weiter grundsätzlich ausgeschlossen. Als „Kneipstoff“ wurde erst 1855 das Bier bestimmt, auch die Zeitdauer der meist auf den Dörfern abgehaltenen Kneipen geregelt. Trotzdem bildeten diese immer ein Hindernis für die Einigkeit. Als 1850 wieder einmal lebhafter Streit über ihre Zweckmäßigkeit entstand, beschloß man, den ohnehin zusammengeschrumpften Verein kurzerhand aufzulösen; es kam dann aber doch eine Einigung zustande, so daß der Beschluß nicht ausgeführt zu werden brauchte. Ein in diese Zeit fallendes, von Trummer, einem späteren Mitgliede, verfaßtes Spottgedicht: „Schaurig schöne Geschichte vom Tode des Lübeckischen Fechtklubs“ spiegelt die Stimmung der Klassengenossen wider, die im Fechtklub offenbar nicht mehr wie früher die Vertretung der ganzen Prima erblickten. Übrigens hatte dies Gedicht die wohlthätige Folge, daß die übrigbleibenden Mitglieder sich zu der Erklärung veranlaßt sahen, nun erst recht den Klub fortsetzen zu wollen, was auch ausgeführt wurde.

Abgesehen von diesem Jahre, war die Beteiligung aus der Schülerschaft auch nach 1848 lebhaft. Vom Herbst 1848 bis August 1856 werden 89 Mitglieder gezählt, was einer jeweiligen Mitgliedschaft von etwa 20 Jünglingen, das heißt zehn Neubetritten im Jahre, entspricht. Unter diesen 89 waren nur 27 Lübecker, gut ein Drittel. Das Bedürfnis nach

Zusammenschluß war erklärlicher Weise unter den Nichtheimischen größer; wahrscheinlich haben schon damals Schülerpensionate den Hauptbestand an Aktiven geliefert, besonders aus dem holsteinischen und mecklenburgischen Adel. Die Zahl der Lübecker nahm bis 1856 dauernd ab. Als Lindenbergh im Frühjahr 1854 beitrug, verzeichnete der Chronist dies mit besonderer Genugthuung, da seit einem Jahre schon kein Lübecker mehr sich mit den grünweißgrünen Farben gezeigt hatte.

Neben den Mitgliedern erwähnen die Satzungen auch noch Hospitanten. In der Regel konnten Studenten und fremde Schüler, dagegen Primaner und Sekundaner des Katharineums nur für zwei Fechtvorstellungen, hospitieren. Ob und in welchem Umfange von dieser Ermächtigung Gebrauch gemacht worden ist, wird nur gelegentlich berichtet.

Sicherlich hat das Verbindungsleben weder nach der Seite körperlicher Ausbildung noch in wissenschaftlicher und geselliger Beziehung der Mehrzahl der Mitglieder genügt. Während Direktor Jacob die Pflege des Turnens nicht in wünschenswerter Weise unterstützte, wandte Direktor Breier schon im Sommer 1855, also bald nach Antritt seines Amtes, diesem Unterrichtszweige sein Interesse zu. Die beabsichtigte Trennung des Turnunterrichts nach den verschiedenen Schulen, die schon für das Jahr 1855 eingeführt wurde, gab ihm Veranlassung, sich mit den damaligen Mitgliedern des Fechtclubs, besonders den Primanern Ludwig Reuter, Otto Lamprecht, Carl Türk, Heinrich Klug, Detlev v. Bülow und Otto Graf zu Ranzau, in Verbindung zu setzen und sie um Unterstützung bei seinen Reformplänen zu bitten. Eine Turnerschaft des Katharineums wurde gebildet, die von 1855 bis zu ihrer Auflösung 1880 fortlaufend sich neu ergänzte und fast immer ihre Oberleitung den jeweiligen Mitgliedern des Fechtclubs, angefangen mit den oben erwähnten Primanern, entnahm. Wie schon aus dem Umstand, daß die Papiere dieser Turnerschaft

schaft stets im Archiv des Fechtklubs aufbewahrt worden sind, zu folgern ist, so kann es auch sonst keinem Zweifel unterliegen, daß der Klub sich von jeher als Hüter turnerischer Traditionen betrachtete und diese Leibesübungen als einen Teil seiner Verbindungszwecke ansah. Auch die äußere Organisation der Schulturnerschaft, die in einen — dem Fechtgericht nachgebildeten — Turnrat und in die Ämter des der Turnerschaft (= Fechtgemeinde) vorgesetzten Turnwarts (= Fechtwart) und Turnvogts (= Rüstmeister) sich gliederte, entspricht durchaus der des Fechtklubs. Es ist interessant, würde hier aber zu weit führen, die Übereinstimmung beider Institute (Fechtklub und Turnerschaft) hinsichtlich ihrer Organisation, ihrer Zwecke und ihrer Mitglieder im einzelnen zu verfolgen, eine Übereinstimmung, die sich z. B. auf die Art der Chronikführung, besonders aber auch auf die später zu erwähnenden Ausflüge des Klubs am Himmelfahrtstage und zu Michaelis erstreckt, welche offenbar an Stelle früherer Turnfahrten getreten sind. Die Turnerschaft hat, allerdings mit allmählich abnehmendem Erfolge, bis in den Herbst 1880 bestanden. Die letzten Beamten, Richard Fruchtenicht als Turnwart und Johann v. Ferber als Turnvogt, waren, wie immer, zugleich Fechtklubmitglieder. „Unsere Turnerschaft ist in den letzten Jahren zurückgegangen“, klagt der letzte Bericht Fruchtenichts: es fehlte der Eifer der älteren Turner. Wieder war es ein Wechsel im Direktorat, der eine grundsätzliche Änderung im Turnwesen der Schule herbeiführte. Mit dem Dienstantritt Schubrings im Herbst 1880 hörte die freie Turnerschaft auf; der Turnunterricht wurde für alle Schüler obligatorisch, und der Fechtklub konnte diesen Teil seiner Wirksamkeit in andere Hände legen. Die Pflege des Turnens ist trotzdem bis zuletzt bei ihm rege geblieben. Im Anschluß an Fuchsstunden und sonstige Zusammenkünfte ist im Sommer, besonders vor den Fünfkämpfen des Schulfestes, stets rege geturnt worden.

Interessanter noch als die Berichte über körperliche Ausbildung der Mitglieder des Fechtclubs sind die überlieferten Nachrichten über die Weiterbildung der damaligen Primaner und Sekundaner auf geistigem und wissenschaftlichem Gebiet. Ein zu diesem Zweck im Winter 1853 gebildeter „Sekundaner-Verein“, der bis Ostern 1857 bestand, nachdem er mit den in der Schule vorrückenden Mitgliedern allmählich zu einem „Primaner-Verein“ sich umgebildet hatte, hat seine Chronik, ebenso wie die aufgelöste Turnerschaft, dem Archiv des Fechtclubs anvertraut, weil seine meisten und bedeutendsten Mitglieder dem Fechtclub angehörten. Die Seele dieses Vereins und sein erster Vorsitzender war Otto v. Rantzau, derselbe, dem wir nachher bei der Neuerrichtung des Fechtclubs im Anfang des Jahres 1857 wiederbegegnen werden. Seine Kollegen: Dessel v. Bülow, f. v. Behr, Otto und Hermann Lamprecht, H. Buchholz, Asmussen, Klug, Pauli, Türk, Wilh. Jensen (der Dichter!), sind alle Fechtclubmitglieder, und nur wenige andere Teilnehmer, besonders Lieboldt, der allerdings bis zuletzt die Fäden dieses Unternehmens zusammengehalten hat, ferner Schubring und Asmus, hielten sich dem Klub fern. Die Satzungen sind nicht mehr erhalten, wohl aber die Chronik, was in diesem Fall um so wertvoller ist, als daraus die Daten der meist wöchentlichen Zusammenkünfte und die besprochenen Themen hervorgehen. Religiöse Themen waren von der Diskussion im allgemeinen ausgeschlossen, politische hingegen nicht. Eingeleitet wurde der Abend durch einen längeren Vortrag eines vorher dazu bestimmten Teilnehmers. Themen wie „Empfindungen am Grabe der Geliebten“, „Das Wetter“ — welches sogar „allgemeine Sensation erregte“ —, „Die Harmonie“, „Mythologie“, „Das Lesen“ kommen uns heute vielleicht als reichlich abstrakt vor, doch ergibt dafür die Liste der gelesenen dichterischen Werke und der zur Diskussion gestellten Fragen, daß es sich um vorgeschrittene und begabte

Jünglinge handelte, die es mit ihrer Weiterbildung ernst nahmen. Insbesondere fällt die Belesenheit der Mitglieder und ihr Bestreben, sich in der Literatur weiterzubilden, vorteilhaft auf. Daß auch Fragen der Schule und der Politik erörtert wurden, z. B. die im Jahre 1855, wie wir sahen, neugeplante Neuorganisation des Schulturnens oder die schleswig-holsteinische Angelegenheit, ist begreiflich. Zuweilen wurde im Anschluß an derartige Erörterungen, die in hitzigen Streit auszuarten drohten, zur Beruhigung der Gemüter eine Punschbowle aufgetragen; eine gewisse Geselligkeit fehlte also nicht. Trotzdem begann das Interesse der Teilnehmer allmählich zu erlahmen, und als zu Ostern 1857 die meisten derzeitigen Mitglieder die Schule verließen, war an ein Fortbestehen dieser wissenschaftlichen Vereinigung nicht mehr zu denken. Lieboldt, der erste Sekretär des Vereins und letzte Präses desselben, schreibt ihm am 15. April 1857 wehmütige Abschiedsworte: „Wie uns Deutschen so häufig nachgeredet wird, daß die meisten großartig unternommenen Pläne gleich dem Rhein sich gewöhnlich unscheinbar im Sande verlaufen, so hat auch unser Verein ohne förmlichen Abschluß ‚zu sein‘ aufgehört“ Eine Fortsetzung hat er in einem neuen „Primaner-Verein“ zur Pflege der Lektüre gefunden, der, zu ähnlichen Zwecken wie der bisherige gegründet, in den Jahren 1857 bis 1862 bestanden hat und wiederum in erster Linie, ja fast ausschließlich, von Mitgliedern des Festsclubs gestützt und getragen wurde. Auch er endigte sang- und klanglos einige Jahre nach der Gründung, um ähnlichen Gründungen — Pflege der lateinischen Lektüre —, an denen auch Direktor Breier tätigen Anteil nahm, Platz zu machen.

In den Satzungen, Chroniken oder sonstigen Schriftstücken des Festsclubs finden sich selten Hinweise auf die von seinen Mitgliedern geförderten derartigen Bestrebungen auf geistigem Gebiet. Nur eine Ausnahme, über die uns Wilh. Gäddecke

berichtet hat, sei erwähnt: Am 28. August 1849 wurde der hundertste Geburtstag Goethes von der Schule mit Vorträgen und Deklamationen, mit dem Gesang Goethescher, von den Professoren Mosche und Scherling komponierter Lieder und mit Vorträgen der Professoren Clasen und Mantels gefeiert. Im Anschluß hieran veranstaltete auch der Klub eine Goethefeier, die allerdings in ihrem Hauptteil aus einem Kommers mit Punsch, immerhin aber auch aus dem Vortrag und Gesang Goethescher Lieder bestand. Sonst aber nahm der Klub offiziell keine Notiz von Veranstaltungen, die nicht in sein besonderes Arbeitsfeld gehörten. Doch geben gelegentliche Erwähnungen wie die eben hervorgehobene eine Erklärung dafür, daß die vom Fechtklub getragenen Bestrebungen, welche die Mitglieder wöchentlich nur zweimal je eine Stunde in Anspruch nahmen, diesen nicht immer genügten und daß man anderswo eine Ergänzung suchte, zumal die Auswärtigen, die einen häuslichen Familienkreis und Umgang mit Angehörigen entbehrten. Hatte man überhaupt zu einseitig das Fechten als Zweck der Vereinigung aufgestellt, so mußte unter dieser Beschränkung die Voraussetzung jeder Verbindung, die innere Einigkeit und Geschlossenheit, notwendig leiden. So konnte es nicht ausbleiben, daß sich zu Anfang der 50er Jahre wieder Spaltungen bildeten, daß zwei Parteien einander gegenübertraten und daß diese Uneinigkeit immer mehr das Verbindungsleben hemmte. Klug konnte allerdings 1856 beim Überblick über seine — die 50ste — Fechtwarttschaft kurz vor der neuen, nunmehr letzten Auflösung sich wieder im ganzen befriedigt aussprechen. Bald darauf muß aber ein unleidlicher Streit ausgebrochen sein. Die Sekundaner wollten nicht gehorchen (einer derselben hatte sogar die Auffässigkeit und weigerte sich, beim Kneipen zu „zapfen“), ein Teil der Primaner trat in schroffen Gegensatz zu dem andern; die Folge war der Austritt mehrerer Mitglieder. „Zu dieser unglückseligen Uneinigkeit

kam noch ein scharfes Duell zwischen einem Mitgliede des
 Fechtklubs (Winckler) und einem andern Primaner (Buchholz,
 früherem Fechtklubmitglied), den ersteres ohne Grund auf eine
 unwürdige Weise beleidigte. Da nun der Direktor, durch den
 Primus bewogen, dem Beleidigten keine Genugthuung verschaffen
 wollte, so mußte er sie sich natürlich (!) mit den Waffen ver-
 schaffen. So kam es am Freitag vor den Hundstagsferien
 (1856) zur Paukerei, die auf dem Fischerbuden abgehalten
 wurde. Der Beleidiger ward durch eine Terz über die Backe
 abgeführt. Daß das Duell in einer Stadt wie Lübeck nicht
 verschwiegen bleiben konnte, zumal der Ausgeschmierte ein
 Lübecker war, und viel Aufsehen erregte, läßt sich leicht denken⁷⁾.
 Die vom Direktor angeordnete Auflösung kam den Wünschen
 aller Klubmitglieder entgegen, nicht ohne den stillen Vorbehalt
 einzelner tatkräftiger Konfratres, den Klub bei Gelegenheit
 wieder zu eröffnen. Die Paukanten und Sekundanten blieben
 straffrei, weil scharfe Mensuren in den Satzungen vorgesehen
 waren und der Direktor diese, ohne sie gelesen zu haben,
 genehmigt hatte. Nachdem Michaelis 1856 einige der Führer
 der Uneinigkeiten abgegangen waren (Türk, Jensen, D.
 Lamprecht usw.), wagten sich allmählich die übriggebliebenen
 wieder hervor. An ihre Spitze trat H. Rittscher, der erste
 Fechtwart des neuen, im Januar 1857 gegründeten Klubs;
 Otto zu Ranzau und Detlev v. Bülow, die schon als
 Sekundaner eifrige Mitglieder gewesen waren, traten dem
 Fechtwart zur Seite. Der Direktor erhob gegen die Wieder-
 eröffnenung selbstsamweise keinen Einspruch und ließ sich die
 Satzungen, wie es scheint, auch jetzt nicht zur Genehmigung
 vorlegen; so war der Boden für eine Fortsetzung und Weiter-

⁷⁾ Höchst interessant ist Rittschers Schilderung der Einzelheiten des
 Duells, der Vorbereitungen, die in aller Stille erfolgen mußten, aber fast
 leichtfertig zu nennen sind, da nicht einmal ein Wundarzt zur Stelle war,
 des Verlaufs der Paukerei und der umsichtigen Maßnahmen zur Fort-
 schaffung und Pflege des ziemlich schwer Verwundeten.

bildung eines geregelten Verbindungslebens unter strafferer Leitung wie bisher gegeben. Zwölf tüchtige Jünglinge (außer Gustav Pabst, Johs. Pauli und von Faber nur Auswärtige) traten bei oder meldeten sich aufs neue. Sie verstärkten ihre Zahl durch mehrere Hospitanten und frühere Mitglieder des Klubs, die in den akademischen Ferien in der Heimat waren, so daß der Fechtboden gut besucht war und Rittscher schon am Schluß der ersten Fechtwarterschaft — man fing 1857 eine neue Zählung an — Erfreuliches über die im Fechten erzielten Resultate zu berichten vermochte. Zunächst galt es freilich, die alten, aus dem aufgelösten Klub stammenden Satzungen von 1848 zeitgemäß umzuarbeiten. Sie wurden zwar wieder zugrunde gelegt, zeigen aber doch einige wesentliche Abweichungen. Die Teilnahme von Sekundanern, die immer nur beschränkt gewesen war, wurde zunächst noch beibehalten, dann aber bei Errichtung der Realgymnasialklassen auf die Sekunda a beschränkt und 1873 völlig untersagt. Als Ergänzung und Ersatz wurde schon 1857 der sog. Sekundanerleseabend eingerichtet, der sich fast ebensolange wie der Klub selbst gehalten hat und von jeher als eine Art Vorschule desselben galt. Die meisten Teilnehmer des Leseabends sind später Mitglieder des Klubs geworden^{*)}. Der Zweck der Verbindung wurde jetzt näher umschrieben. Hatte die alte Satzung nur verordnet, daß die Mitglieder sich untereinander „du“ nennen sollten, so bestimmte man jetzt als „nächsten Zweck“ zwar noch das Fechten, daneben aber ein „festes freundschaftliches Zusammenhalten untereinander in Freud und Leid“. Als äußeres Symbol dieses Zusammenhaltens verordnete man das Tragen der gleichen, grünweißgrünen Mütze. Einzel-

^{*)} Näheres über ihn kann hier unerörtert bleiben, weil der literarisch-wissenschaftliche Charakter vor der Pflege der Geselligkeit bald in den Hintergrund trat. Als auch die andern Primaner-Verbindungen „Leseabende“ einrichteten, dienten diese noch mehr wie bisher zu Werbezwecken.

heiten darüber, besonders die Form der Kappen, blieben auch jetzt noch dem Belieben der Mitglieder überlassen⁹⁾. Nur auf Fechtversammlungen und Kneipen war, wie bisher, das Tragen des Bandes und der Mütze oder des Jerevises mit dem Vereinszirkel vorgeschrieben, im übrigen wurde erst Ende der sechziger Jahre das Zeigen der Farben für alle Mitglieder, auch in der Schule, verbindlich. Die Bänder sind nach 1857 wiederholt abgelegt und wieder angeschafft worden, zuletzt noch am Ende der 90er Jahre. Der Zirkel des Klubs stammt vermutlich schon aus dem Anfang der 40er Jahre. Er verbildlicht die Worte: vivat crescat floreat Coniunctio fratrum Lubecensium, also den offiziellen lateinischen Verbindungsnamen, der in den ältesten Chroniken seltsamerweise nirgends erwähnt ist. (Schluß folgt.)

Die Glocken Gerhard Wous in St. Petri.

Von Joh. Krenzschmar.

Gelegentlich der Neuordnung des St.-Petri-Kirchenarchivs ist folgende wichtige Aufzeichnung über den Guß der neuen Glocken im Jahre 1507 bekanntgeworden, den Gerhard Wou aus Kampen und sein Stieffsohn Johannes Schoneborch vorgenommen haben. Da Gerhard Wou wohl der bedeutendste Glockengießer aller Zeiten gewesen ist, und Lübeck das Glück hat, noch eine Reihe von Glocken zu besitzen, die seiner kunstreichen Hand ihre Entstehung verdanken, ist es angezeigt, die Aufzeichnung zum Abdruck zu bringen, die über Gewicht, Metall, Kosten usw. genaue Auskunft gibt.

⁹⁾ In den vierziger Jahren überließ man es den Mitgliedern, ob sie grüne Kappen mit silbernem Bande oder weiße Kappen mit grünen Streifen anlegen wollten. Von jetzt ab galten nur noch grüne Kappen.

Das Wichtigste ist, daß Gerhard Wou damals nicht nur zwei Glocken für St. Petri gegossen hat, sondern ein ganzes Geläute von drei Glocken. Auch hier handelt es sich nicht um einen Neuguß, sondern um einen Umguß schon vorhandener Glocken.

1. Die Salvatorglocke (in Hachs Glockenkunde, S. 74, Nr. 1, Christus- oder Pulslocke genannt). Die alte Glocke wog $19\frac{1}{2}$ SK, die neue 27 SK = 6750 K (Hach berechnet das Gewicht auf 6132 K).

2. St.-Peters-Glocke. Die Wousche Glocke ersetzte eine Glocke von $17\frac{1}{2}$ SK und wog selbst $18\frac{1}{2}$ SK = 4625 K. Sie ist leider nicht mehr erhalten; sie ist 1582 geborsten und dann von Matthias Benning 1583 und 1586 umgegossen worden; 1775 fand ein abermaliger Umguß durch Joh. David Kriesche statt; die Glocke wurde 1906 durch eine neue, von den Gebr. Ohlson gegossene, ersetzt, die schließlich 1917 dem Kriege zum Opfer gefallen ist (Hach, S. 75, Nr. 3).

3. St.-Paulus-Glocke (Hach, S. 75, Nr. 2), die Vorgängerin hatte ein Gewicht von 10 SK, die neue, noch heute erhaltene wiegt 13 SK = 2250 K.

Der Meister erhielt 351 K Gießerlohn und 1 lübeckischen Gulden als Gottesgeld. Der Guß fand am 29. Oktober statt; die Weihe nahm Bischof Wilhelm Westfahl am 25. Januar 1508 vor, sie kostete 55 K 3 β . Die Gesamtkosten für den Guß aller drei Glocken beliefen sich auf 1061 K 4 β Lüb.

Item anno 1507 do. waren vorstenders to sunt Peter her Hertych van Styten borgermester und her Hermen Meyer raetheer; do worden de dre klokken ume gegotten. De groteste was van $19\frac{1}{2}$ scheppunde, de ander $17\frac{1}{2}$ scheppunt, de drudde 10 scheppunt. De groteste heet Salvator, wecht 27 scheppunt, de ander heet Peter, wecht $18\frac{1}{2}$ scheppunt, de drudde Powel 13 scheppunt, is $58\frac{1}{2}$ scheppunt; van islyken punde slecht to

geytende 6 fl. lüb. is 351 fl. , und $10\frac{1}{2}$ fl. den knechten to drynckgelde, den mester 1 lüb. Gulden to godes gelde.

Item so quam to dessen flocken $10\frac{1}{2}$ sheppunt 6 lißpunt koppers, $2\frac{1}{2}$ sheppunt 4 lißpunt tinn, dat sheppunt kopper 23 fl. , dat tinn it sheppunt 50 fl. , is tofamen tin und kopper 382 fl. 7 β ; des bleff 2 sheppund in deme afgange des vuers, so syn de flocken $11\frac{1}{2}$ sheppunt sworer dan sy tovoorn woeren.

Item de groteste kneppel wecht 24 lißpunt, de ander 12, de drudde 9 lißpunt; islyck lißpunt steet 21 β . Dan wert alle dat gesmyde und bolten, dat to dossen 3 flocken is komen, mit den kneppelen steet tofamen 84 fl. 6 β lüb.

Item so kostede dosse flocken an koelen, holte, tymmerluden, arbedesluden, an kost und beere mit allem ungelde van dem toerne wente in den torn, dar se nu hangen, op to brengen $187\frac{1}{2}$ fl. 4 $\frac{1}{2}$ β .

Item dosse flocken kosteden to wyen mit allem ungelde 55 fl. 3 β . Dat dede byschop Wilhelm Westrael. up sunt Powels dach vor lychtmyffe (Jan. 25).

Summa in al dat dosse flocken kosteden in al van deme torn wedder op den torn, daer se nu hangen, 1061 fl. 4 β lüb.

Item dosse flocken worden gegotten den frydach vor alle godes hilgen (Oct. 29) van enem mester van Kamppen, syn name is Geert Woew und Johan Schonenberch, syn steeffoen, so ock op den flocken steet.

Mitteilungen

des

Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumsfunde.

14. Heft.

Februar 1920.

Nr. 3.

Inhalt:

Oberamtsrichter Dr. Bernh. Eschenburg: Die Coniunctio fratrum Lubecensium (der Fechtclub) in Lübeck 1844 bis 1904. (Schluß.)

Die Coniunctio fratrum Lubecensium (der Fechtclub) in Lübeck 1844 bis 1904.

Ein Beitrag zur Schulgeschichte des Katharineums
von Bernhard Eschenburg.

(Schluß.)

Eine wichtige Änderung trat hinsichtlich des Paukens ein. Stumpfe und scharfe Paukereien, „soweit sie als Mittel dienen sollten, einen Zwist wieder auszugleichen“, wurden in Erinnerung an die früheren unliebsamen Vorgänge jetzt kurzerhand — und zwar wohl auf Anordnung der Schulleitung — verboten, allerdings zunächst nur unter den Klubmitgliedern. Die Eierringelpaukereien wurden beibehalten und dienten dazu, die erworbenen Fähigkeiten der Fuchse zu kontrollieren. In dieser Form bestanden sie bis fast zur Auflösung des Klubs, arteten aber mehr und mehr, unter Verkennung ihres ursprünglichen Zweckes, in eine Formalität aus. Es zeigte sich daher auch schon seit den 60er Jahren eine Abneigung dagegen. Das Für und Wider wurde in den Chroniken lebhaft erörtert. Man lobte sie, weil sie die Paukanten in Erlernung guter Deckung förderten, man tadelte sie als Hindernis eines wirklich eleganten Schlagens und verwarf sie als Vorläufer des früheren Duellwesens. Die Wahrheit lag wie überall in der Mitte.

Die Kneipereien blieben zunächst noch beschränkt auf eine in jeder Fechtwarttschaft, also — da diese bald nach 1857 mit dem Quartal zusammenfielen — auf vier im Jahre. Erst zögernd trat hierin eine Erweiterung ein, und erst seit den 80er Jahren kam man wöchentlich oder gar noch öfter zu geselligen Zwecken zusammen.

Das Hauptgewicht lag also nach wie vor auf den Fechtübungen, die man kommentmäßiger zu gestalten strebte. Durfte früher in „gestreckter Auslage“ gefochten werden, nach Belieben aber auch „im Ausfall“, so wurde das Glacéfechten 1871 verboten und ist nach kurzer Unterbrechung nicht wieder eingeführt. Seit 1860 war das verhängte Fechten in Übung.

Man erkennt in diesen kurz charakterisierten Abänderungen die besonnene Art der Neugründer, besonders Rittschers und v. Rantkaus. Ein ganz anderer Geist zog in die Verbindung ein. Zwischen den Mitgliedern herrschte mehrere Jahre lang eine erfreuliche Einigkeit; sie waren von dem Bestreben beseelt, auch nach Abgang der genannten Führer von der Schule in deren Sinne weiterzuarbeiten. In den 60er Jahren aber trat eine allmähliche Umbildung ein, die das ganze Klubleben völlig änderte. Indem die Verbindung mehr und mehr nach äußerer Dressur strebte, überall das Korporationsmäßige als Selbstzweck neben der körperlichen Ausbildung hervorkehrte, konnte nicht ausbleiben, daß eine schärfere Sichtung der Aufzunehmenden stattfinden mußte. Der Andrang zur Verbindung ließ nach, zumal als die Sekundaner ausgewiesen waren. Hatte man bis dahin durchschnittlich bis zu 20 Mitglieder oder darüber, so sank jetzt der Bestand im Durchschnitt auf die Hälfte. Der Ausbildung eines wirklich freundschaftlichen Verhältnisses zwischen den Mitgliedern kam dies zwar zugute, aber der beherrschende Einfluß des Klubs in der Prima sank. Spaltungen zu Anfang der 60er Jahre traten hinzu; mehrere Mitglieder schieden aus. Es trat ein Zustand ein, wie der

Klub ihn wiederholt durchgemacht, allerdings immer glücklich überstanden hatte; so auch jetzt. Nach Adlers — des unerfetzlichen besten Schlägers — Abgang erbte Radloff dessen Ruhm im Fechten; aber was half der Eifer, wenn zuweilen nur drei ältere Mitglieder als Stannhalter den Fechtboden besuchten? Auch Radloffs Anregung, durch weitere gesellige Abende außer den Kneipen den Zusammenhalt zu stärken, hatte nur vorübergehenden Erfolg, zumal die Schulleitung jetzt — eigentlich zum erstenmal, von früheren vorübergehenden Verstimmungen abgesehen — sich dauernd dem Klub abgeneigt zu zeigen begann. Direktor Breier war im Gegensatz zu seinem Vorgänger nicht mehr mit der Unbefangenenheit desselben an die Beurteilung des Klubs herantreten. Das zur Auflösung im Jahre 1856 führende Duell hatte ihn scheinbar tiefer verstimmt, als er zunächst zeigen wollte; man hatte zwar vermocht, ihn umzustimmen und seine Einwilligung zur Wiedereröffnung zu erhalten, aber Vorgänge in den 60er Jahren machten seine Stimmung wieder schwankend. Ein Zusammenstoß von Fektklubmitgliedern mit einem Krempelsdorfer Nachtwächter, der schließlich eine gütliche Beilegung fand, vermochte auch nicht, Breier in der für den Klub wünschenswerten Richtung zu beeinflussen. Die Kollegen des Direktors zeigten sich teilweise noch weniger entgegenkommend. Hatte Professor Cläßen schon 1850 als Vertreter des Direktors alles darangesetzt, um das Klubleben zu unterdrücken, so versuchte Professor Mantels als Ordinarius der Sekunda systematisch, den Nachwuchs von der Verbindung fernzuhalten. Sein Bestreben hatte auch einen gewissen Erfolg, ohne daß aber die beabsichtigte völlige Unterbindung des Verbindungslebens eintrat. Im Gegenteil: Von Mitte der 60er Jahre an begann unter Babbes und Krauels Leitung, später unter Weidemann, Sonder, Hammerich, v. Moltke, Paul Reuter u. a., eine Blüte des Verbindungslebens, die sich in starken Mitgliederzahlen und reger Pflege

der Fektkunst, die zuweilen fast täglich geübt wurde, daneben auch in edler Geselligkeit, äußerte.

Die noch zu schildernden Himmelfahrtstouren fanden von jetzt ab regelmäßig statt, „fordiale Abende“ bei „Cordes“ oder bei Lüdeniann, Ausflüge nach Fackenburg oder in andere Orte der Umgegend brachten die Mitglieder einander näher. Der bald darauf gegründete Primaner-Damenleseverein in den Wintermonaten sollte „moralisch veredelnd“ wirken und hat diesen Zweck auch in seiner Art erreicht. Überall spürte man das organisatorische Talent Fritz v. Moltkes, dem wiederholt ehrenvolle Nachrufe in den Chroniken galten; wie denn überhaupt immer in der Klubgeschichte zu spüren ist, daß ein tüchtiges Mitglied oft auf Jahre hinaus den Charakter der Verbindung bestimmt hat. Und so auch im Gegentheil: Eine untüchtige, schlaffe oder gar unwürdige Leitung hat verdorben, was tüchtige Vorgänger aufgerichtet hatten. Dies erhellt aus folgendem: In der Mitte der siebziger Jahre hatte zweifellos der Zweck des Klubs sich zeitweilig völlig verschoben. Anstatt einer Zusammenfassung war er zum Symbol der Entzweiung zwischen den Primanern geworden; die viel zu ausgiebige Pflege der Kneipereien hatte ihn von dem Interesse der Schule und Schüler abgeführt; man ließ die früher geübte Mäßigung in Zahl und Ausdehnung der Kneipen außer acht. Die für den Klub daraus entstehenden üblen Folgen, Unzufriedenheit im Innern, Abneigung der fernstehenden Mitschüler, konnten nicht ausbleiben.

Noch bis in die 60er Jahre hatte der Fektklub auch bei zeitweilig schwächerer Teilnahme aus der Schülerschaft doch immer noch den Anspruch erheben können, eine Zusammenfassung aller nach körperlicher Ertüchtigung strebenden, gleichzeitig einer fröhlichen Geselligkeit nicht abgeneigten Primaner zu sein. In der Mitte der 70er Jahre mußte dieser Anspruch, wenn er überhaupt noch erhoben sein sollte, fast als Satire wirken. Die Zahl der Mitglieder war von 1875 ab

auf neun, wiederholt auf fünf bis sechs gesunken; die übriggebliebenen hielten zwar meist leidliche Kameradschaft, aber mit einer wirklich erfolgreichen körperlichen Betätigung und einem förderlichen Verbindungsleben war bei so mangelhafter Beteiligung nicht zu rechnen. Es scheint auch eine bewusste Zurückhaltung den übrigen Primanern gegenüber geherrscht zu haben, aus dem Gefühl heraus, etwas Besseres zu sein. Der Fechtclub hatte sich, wie es in der Chronik der gleich zu erwähnenden Eubeca heißt, „durch seinen Übermut unerträglich gemacht“. „Was Wunder, daß man aus der Mitte der Prima auf den Gedanken kam, ebenfalls einen Bund zu stiften und dem Fechtclub kundzutun, daß er nicht allein auf der Welt herrsche.“ Durch energisches Vorgehen einiger, zunächst beim Fechtclub als Hospitanten eingetretener, aber bald wieder zurückgetretener junger Leute, an ihrer Spitze Ferdinand Sievers und Eugen Plesing, konnte im Mai 1876 — zunächst im geheimen — die Errichtung einer neuen, sich Eubeca nennenden Schülervereinigung, welche noch im selben Jahre Farben und Zirkel annahm, stattfinden, unter den Augen der Schule und offenbar mit ihrer Billigung. Die Stellung der Schulleitung war durchaus folgerichtig. So wie der Fechtclub sich entwickelt hatte, durfte von einer Bevorzugung dieser Gruppe, die in einer fernhaltung konkurrierender Vereinigungen gelegen haben würde, nicht mehr die Rede sein. Erst später, wohl unter dem Einfluß der Beobachtung, daß dieser und weiteren Trennungen (1879 war am Realgymnasium die Germania gegründet) nicht die erwünschte Einigkeit in der Prima folgte, daß im Gegenteil eine oft kleinliche, argwöhnische und eifersüchtige Stimmung der Verbindungen zueinander großgezogen wurde, setzte eine Gegenwirkung der Schule ein, die sich bemühte, dem Standpunkt des Fechtclubs aus seiner Gründungszeit wieder zum Durchbruch zu verhelfen. Diese, auch in einsichtigen Verbindungskreisen selbst durchaus an-

erkannten Mißstände haben aber doch nicht zum Erfolg geführt.

Der Fechtklub war zunächst empört, was sich in — für den neuen Verein freilich unschädlichen — Protesten in den Chroniken niederschlug. Schon daß der Direktor mit der Eubeca verhandelt hatte, ohne dem bestehenden Verein Kenntniß davon zu geben, schien ihm ungehörig. Hatte bisher nur der Fechtklub seine Zirkel in die Schulbänke eingeschnitten — auch eine durchaus akademische Gepflogenheit —, so fand man zum maßlosen Erstaunen plötzlich ähnliche und doch ganz andere Zirkel der neuen Vereinigung auf denselben Bänken. Man suchte jetzt, zunächst herrisch, dann, als das nichts half, durch ruhiges Verhandeln eine friedliche Wiedervereinigung zu erreichen, was in der ersten Zeit noch möglich schien, weil die Gründer der Eubeca zunächst nur eine für die derzeitigen Primaner bestimmte, also nach einiger Zeit von selbst wieder erlöschende Vereinigung im Auge gehabt hatten. Aber wertvolle Zeit war unterdessen nutzlos verstrichen. Die Eubecenser traten von dem Gedanken einer zeitlichen Gründung zurück, als sie sahen, welchen Anklang ihre Vereinigung gefunden hatte; sie beschieden daher den Fechtklub abschlägig, was diesen bestimmte, der Eubeca „Feindschaft bis in den Tod“ anzukündigen; in den Chroniken wird sogar von Vertuf bzw. einem noch krasserem akademischen Ausdruck gesprochen. Glücklicherweise blieben die Gegensätze nicht von Dauer, die gesunde Vernunft behielt die Oberhand; schon ein Jahr später lenkte sich das Verhältnis beider Vereinigungen zueinander wieder in normale Bahnen. Die Geschichte beider Vereinigungen läuft von da ab bis zu ihrer Auflösung nebeneinander her. Zwar legte die Eubeca, besonders in den Gründungsjahren, ein entschiedenes Gewicht auf stärkere Betonung der wissenschaftlichen Förderung, daneben auf eine möglichst innige Zusammenfassung zu einem harmonischen Freundeskreise, während der Fechtklub

in jenen Jahren, trotz der Spaltung, wiederholt über unerfreuliche Differenzen unter seinen eigenen Mitgliedern berichten muß. Im Laufe der Zeit glich sich dies aber naturgemäß mehr und mehr aus. Von einer grundsätzlichen Verschiedenheit der Ziele und der Organisation konnte schon anfangs der 80er Jahre nicht mehr gesprochen werden, und so wurde der Gedanke — und zwar in erster Linie wieder in Fechtklubkreisen — rege, ob nicht eine Vereinigung aller Primaner unter Aufgabe aller Eigenbrödelei wieder möglich sei. Der Fechtklub war im Jahre 1883 bereit, seine Farben und seinen Zirkel, allerdings nicht seinen Namen, zu opfern, falls auf dieser Grundlage die Lubeca sich einer Wiedervereinigung nicht widersetzen würde. Der Gedanke war gut, mag er immerhin bei der ständig abnehmenden Zahl der Fechtklubmitglieder auch zum Teil der Sorge um den Bestand des Klubs entsprungen sein. Gerade dies Moment wird aber die damals noch aufsteigende Lubeca zur Ablehnung bestimmt haben. Nach eingehenden, zunächst günstig verlaufenden Verhandlungen zwischen Älten Herren beider Gruppen, unter Hinzuziehung der Chargierten beider Verbindungen, lehnte schließlich die Lubeca durch ihren Vogt Lorenz ab, weil ihr das vom Fechtklub bewiesene Entgegenkommen nicht weit genug ging. Sie betonte ihren Wunsch, „das bisherige gute Verhältnis“ möge weiterbestehen, und sprach die Hoffnung aus, in einiger Zeit werde das „schöne Ziel“ der Vereinigung beider getrennter Gruppen doch noch zu verwirklichen sein. Es ist nicht dazu gekommen, ja ein Versuch dazu scheint überhaupt nicht wieder unternommen zu sein, und so ist die Geschichte des Fechtklubs von 1876 ab eigentlich nicht mehr ein Teil der Schulgeschichte des Katharineums überhaupt, sondern nur einer einzelnen Schülergruppe. Trotzdem wird in einer Zusammenfassung jetzt noch darzulegen sein, wie sich seit 1876 bis zum Schluß das nun nicht mehr wesentlich geänderte Bild des Fechtklubs gestaltet hat.

Das Fechten, früher fast der einzige Zweck der Verbindung, wurde offenbar in den ersten Jahrzehnten mit größerem Eifer und Erfolg als später betrieben. Wenn auch eine gewisse Tradition vom Bursch auf den Fuchs sich vererbte, so verflachten doch bei dem Mangel an fachmännischem Unterricht die Übungen oft zur Holzerei, und die Kritiken der Fechtwarte in den Vierteljahrschroniken, die, einer alten Übung entsprechend, regelmäßig an den Füchsen zu üben waren, konnten schon deshalb nicht immer als maßgebend gelten, weil die Füchse sich nicht selten mehr äußeren Mensurschliff angeeignet hatten, als der Kritiker besaß. Immerhin ist nicht zu verkennen, daß in diesen Paukübungen der Turnunterricht eine gesunde Ergänzung fand, und es war daher durchaus im Interesse der Schule; daß zunächst das Werkhaus von St. Katharinen, später die neuerbaute Turnhalle, zu den Übungen hergegeben und die Gelegenheit zum Aufbewahren des Paukzeugs gewährt wurde. Der Fechtclub hat seit Anfang der 80er Jahre dies Pauklokal nicht wieder zu tauschen brauchen; er durfte es unentgeltlich benutzen, und Mietverträge, wie in den 50er Jahren mit fremden Wirten, waren dadurch überflüssig geworden. Zweimal in der Woche, nachmittags je eine Stunde lang, versammelte sich die „Fechtgemeinde“. Die schon 1844 auf dem Paukboden geltenden lateinischen Befehle des Rüstmeisters: *ad loca, ex est, silentium* usw. haben bis zuletzt gegolten¹⁰⁾. Der Rüstmeister war überhaupt die auf dem Paukboden maßgebende Instanz. Unter seiner Aufsicht stand das Paukzeug, dessen besondere Pflege in gewisser Reihenfolge ein Fuchs wahrzunehmen hatte. Er führte die Kasse, die von den Strafgeldern für Vergehungen beim Pauken oder für Delikte bei anderen Gelegenheiten gespeist wurde.

¹⁰⁾ Den Paukanten war von jeher die Tiefquart empfohlen, während Terzen wenig bekannt waren. Das Verbot der Tiefquart „unter die Rippen“, das in älterer Zeit galt, weist darauf hin, daß sich doch nicht alle Teilnehmer ein wirklich elegantes Fechten anzueignen vermochten.

In den der Paukstunde folgenden „Fechtversammlungen“ hingegen, der offiziellen Beratungsversammlung der ganzen Verbindung, hatte der Fechtwart die Oberleitung. Konservativ, wie die Jugend in Beibehaltung von Äußerlichkeiten zu sein pflegt¹¹⁾, hatte man die beiden Ämter bald nach 1844 wieder mit ihren alten Namen belegt. Der Fuchsmajor hingegen — früher der Titel des ältesten Fuchses — war kein offizieller Chargierter. Dies Amt ist aber für die Haltung des Nachwuchses stets von großer Bedeutung gewesen.

Neben dem Fechten blieb das Turnen gepflegt. Noch hatte man die alte, ursprünglich der Turnerschaft des Katharineums gehörende, nach deren Auflösung eigentlich herrenlos gewordene Turnfahne in Besitz. Lustig flatterte sie bei Schulfesten und bei besonderen anderen Gelegenheiten der Prima voran; sie konnte als Beweis dafür gelten, daß der Fechtklub die Tradition jener Turnerschaft weiterführen wollte. Satzungs-gemäß fanden nach jeder wöchentlichen sogenannten Fuchsstunde, d. h. den unter Leitung des Fuchsmajors stehenden Übungen der Fuchse, bei welchen sie in das Leben und Wesen der Vereinigung eingeführt wurden, auch Turnübungen statt, und von jeher rechnete der Fechtklub es sich zur besonderen Ehre an, wenn eines seiner Mitglieder am Schulfeste mit dem Eichenlaub des Fünfkampfsiegers geschmückt wurde und dementsprechend Name und Zirkel des Siegers auf der dazu bestimmten Tafel in der Turnhalle eingefügt werden konnten. Lange wurde als ganz besonderes Ereignis gefeiert, daß 1883 alle vier Teilnehmer am Sauballwerfen „Grüne“ waren, daß daher die Konfratres Schow und Mettenheimer sich im Schlußwettkampf miteinander messen konnten.

¹¹⁾ Auch das „Fechtgericht“ tagte bis zuletzt unter den Formalien der Gründungszeit, die der geringen Mitgliederzahl und der meist nebensächlichen Bedeutung der zur Verhandlung stehenden Fragen kaum entsprachen. Daß der Kneipkomment ein durchaus studentischer war, mit Fuchstausen, Biernamen, Biergerichten usw., versteht sich nach dem Dargelegten von selbst.

Aus Turnfahrten der 70er Jahre her haben sich jene Himmelfahrts- und Herbsttouren zum Schalsee und Uglei entwickelt. Sie sind die stolzesten Erinnerungen jedes „Grünen“ geblieben; wohl keiner möchte gerade sie unter seinen Erlebnissen missen, besonders die Himmelfahrtstour; vereinigten sich doch an jenem Frühlingstage Jugendfreundschaft und Begeisterung mit Naturschwärmerei in Wald und Heide, auf und am Wasser zu einer Natursinfonie von eindrucksvoller Schönheit, der sich keiner der Teilnehmer entziehen konnte. War man am Abend vorher im Jerevis nach einem der lieblich gelegenen Dörfer des großen Seengebietes marschiert, um hier nach höchst fideler Kneiperei im engen Bauernstübchen auf Stroh in der Scheune den Morgen abzuwarten, so erschloß sich den Teilnehmern am Haupttage das ganze wundervolle Gebiet des Schalsees von Duzow im Norden bis Jarrentin im Süden, meist aber bis Cassahn und der Stintenburg in der Mitte des Sees, wo am Waldabhang unter Veilchen und Anemonen auf weichem Moos, umrauscht von den leise oder laut plätschernden klaren Wellen des Sees, Rast gemacht und das reichliche, oft von den Füchsen spendierte Mahl eingenommen wurde, bis der herbeigerufene Ferge in mehreren Booten die Schar nach Seedorf herüberholte. Die Fortsetzung des Marsches brachte meist einen Aufenthalt in Salem, wo beim Wirt „Melchisedek“, dem alttestamentarischen König von Salem (1. Mose 14, V. 18), ein eigenartiger kleiner Kommerz mit „umgekehrtem Kommerz“ stattfand, der den Füchsen dies eine Mal im Jahre Macht über die Burschen gab. Interessant ist auch hier die Beobachtung, wie derartige äußerliche Gebräuche unverbrüchlich weitervererbt werden. Sie haben sich von den 70er Jahren her bis zum Aufhören des Klubs erhalten; so lange noch ein Freundeskreis der Prima im Sinne des alten Klubs bestanden hat, setzte er den Brauch fort, und kein Mitglied hätte es gewagt, auch nur an einem Titelchen dieser Gesetze rütteln zu

wollen, die in einem sogenannten „Codex usuum“ zusammengestellt waren, der ebenso wie der sogenannte „Komment“ mit den für die Kneiptafel gültigen Gesetzen aufs strengste eingehalten worden ist.

Die Turnfahrt im Herbst setzte eine ganz andere Stimmung voraus: war um Himmelfahrt die Sonne, so war um Michaelis der Mond das beherrschende Gestirn. Wie oft haben Mondscheinfahrten auf dem Uglei mit wenig feierlichem Barden- gesang die schlummernde Stille der Seefläche und die tiefe Ruhe der alten Baumwipfel gestört, wie oft ist den Konfratres schon am Abend für Speise und Trank — hauptsächlich den letzteren — und Nachtquartier das Geld ausgegangen, so daß sie am nächsten Tag betrübt und bescheiden den Rückweg über Eutin auf derselben Straße antreten mußten.

Neben diesen größeren Wanderfahrten hat der Klub von früh her stets, besonders im Sommer, die kleinen Ausflüge in die umliegenden Dörfer geschätzt; war man dort doch ungestörter und konnte sich freier bewegen, besonders wenn von seiten der Schule zeitweise strengere Aufsicht geübt wurde. Schon 1873 wird in den Satzungen ein „Erbummel“ alle zwei Wochen angesetzt: er sollte die derzeit noch nicht regelmäßigen Sonnabendkneipen ersetzen. Der nach solchen Fahrten beliebte „Ulf gegen Staats- und Privateigentum, gegen Angestellte (!) oder Privatpersonen“ war aufs schärfste verpönt.

Eine wissenschaftliche Förderung der Mitglieder hat seit Ende der 70er Jahre, wo noch einmal auf kurze Zeit eine Sammlung zu sog. Geschichtsabenden mit zunächst dreiwöchentlich, dann wöchentlich stattfindenden Diskussionen gelang, in dieser form nicht mehr stattgefunden. Die fast tägliche Inanspruchnahme der Mitglieder zu fecht- und Turnveranstaltungen, zu Fuchsstunden und kürzeren oder längeren geselligen Veranstaltungen und Kneipen, wozu auch die Teilnahme an den

sommerlichen Konzerten auf der Lachwehr gehörte, die jahrzehntelang traditionell und halboffiziell war, verbot eine weitere Anspannung der Zeit. Nur auf den im Winter regelmäßig etwa achtmal veranstalteten „Damenleseabenden“ wurde, wenigstens in den Anfangsjahren dieser Einrichtung, bis in die 80er Jahre hinein, noch mit verteilten Rollen gelesen, später aber meist musiziert oder sonstige gesellige Annäherung gesucht. Diese zur Erlangung gesellschaftlichen Schliffes gewiß nicht wertlose Einrichtung, die dem bewährten, in der Hansestadt herrschenden Herkommen durchaus entsprach, verlor schließlich etwas ihren ursprünglichen Charakter. Sie ist aber vielen Schülern, besonders den hier nicht heimischen und in der hiesigen Gesellschaft daher nicht ohne weiteres eingeführten, nicht nur eine schöne Erinnerung, sondern auch von großem erzieherischen Werte geworden.

Die Pflege der Geselligkeit und Kameradschaft fand ihren besonderen Ausdruck in den regelmäßigen Versammlungen beim Bier am Sonnabendabend. Nachdem von der Wiedereröffnung des Fechtclubs 1857 an die Dauer der Fechtwartschaft auf ein Quartal verlängert war, hatten die sonst alle acht, zeitweise alle vier Wochen angeetzten Kneipereien in Israelsdorf oder in Lokalen der Stadt sich allmählich immer öfter wiederholt. Noch in den 70er Jahren unterschied man die festlichen größeren Viertelsjahrskneipen von den einfachen Sonnabendsversammlungen, welche seit 1879 dauernd im „Deutschen Kaiser“, später, von 1884 ab, nach vorübergehendem Wechsel dauernd bei der „allbekanntnen“ Witwe Lüdemann auf dem Pockenhofe stattfanden. Die Lüdemannsche Wirtschaft am Burgfeld, unter alten schattigen Bäumen gelegen und in ihrer alten, jetzt völlig verbauten Gestalt reizvoll gemüthlich und durch ihre Abgelegenheit gerade für Schülerkneipen besonders geeignet, war für die Verbindung um so willkommener, als ihnen hier ein eigenes Zimmer zur Verfügung gestellt

wurde, dessen Inneneinrichtung durch Anschaffungen und Schenkungen Alter Herren allmählich immer vollständiger wurde. Wappen, Fahnen, Bilder von Mitgliedern und sonstige Darstellungen schmückten in reicher Zahl die Wände, große eichene Tische wurden 1889, im Anfang des neuen Jahrhunderts auch eichene Stühle gestiftet, so daß der Gesamteindruck ein sehr behaglicher wurde. Da auch die Germania in demselben Hause tagte, ergab sich die Gelegenheit, dieser stets eng befreundeten Verbindung näherzutreten, und mehrmalige gemeinsame Kneipen im Jahre förderten den Zusammenschluß, während mit der Lubeca, die im „Deutschen Kaiser“ ihr Stammlokal behielt, solche Beziehungen nicht aufgenommen wurden. Die Kneipen hatten ursprünglich einen ähnlichen Charakter wie später die sog. Mittwochversammlungen im Winter, die auch meist bei Lüdemann in gemütlicher, ganz unoffizieller Form stattfanden. Beim Glas Bier und Imbiß wurden Schul- und andere Angelegenheiten erörtert, im Sommerhalbjahr auch vor dem Schulfest eifrig vorher oder zwischen durch für den Fünfkampf geübt. Die Vierteljahrskneipen, hingegen, die unter diesem Namen bis zuletzt bestanden zeichneten sich durch strenge Formen und einen ganz offiziellen Verlauf aus. An den Tischen saßen die Präsidien, mit den Paradeesklägern wurde der Beginn jeder offiziellen Handlung angezeigt, oft bei größeren Stiftungsfesten wurden die Lieder von einer Musikkapelle begleitet, nicht selten konnten wohlgelungene Aufführungen und Bierzeitungen geboten werden, fast immer trugen Festreden der Chargierten und Erwiderungen Alter Herren, ein unter der Korona herumgehendes großes Trinkhorn und zuletzt die gemeinsame Feier des „Landesvaters“ zur Erhöhung der Feststimmung bei. Die Formen dieser großen Kneipereien waren rein studentische; was Wunder, daß die Teilnehmer die Erinnerung daran noch heute als studentische empfinden, daß insbesondere viele Teilnehmer,

denen der Besuch der Universität später nicht vergönnt war, doch einen gewissen Abglanz derselben verspürt zu haben glauben?

Ein Fehler in der Entwicklung der Coniunctio war es aber, daß sie die Fortbildung in dieser rein studentischen Richtung nicht rechtzeitig verhütete. Dazu beitragen mußten die in den Ferien regelmäßig einsetzenden Besuche der in der Heimat weilenden Studenten auf den Veranstaltungen des Klubs. Hörte man hier, wie es da draußen auf der Hochschule aussah, so reizte dies, es nachmachen zu wollen. So wurde denn schließlich, und zwar schon in den achtziger Jahren, aus der Sonnabendsversammlung eine regelrechte Kneipe, die sich schließlich von den großen Vierteljahrskneipen eigentlich nur dadurch unterschied, daß der Kreis der Alten Herren gewöhnlich kleiner war und daß der äußere Rahmen nicht so festlich sein konnte. Gegen diese Entwicklung ist aus der Verbindung selbst heraus wiederholt angeämpft worden; noch 1893 wurden die Veranstaltungen um die Hälfte eingeschränkt, später auch von der Schulleitung aus versucht, eine Regelung zu treffen, die den Schulanforderungen gerecht wurde. Im ganzen hat erst dann eine wirkliche Änderung eingesetzt, als die Schüler aus sich heraus gegen Überspannung des Kneiplebens zu reagieren begannen. Gegen Ende des alten Jahrhunderts, besonders aber in den ersten Jahren des neuen, verlor die Sitte des Ganzen- und Halbetrinkens mehr und mehr ihren Reiz, die Füchse standen nicht mehr so intensiv wie früher unter Kneipdressur; ja es schien ganz von selbst unter den überall einsetzenden Bestrebungen gegen den Mißbrauch des Alkohols eine vernünftige Handhabung der Kneipgebräuche einzusetzen, als die ganz unerwartete Auflösung des Klubs diese Reform mit einem Striche unterband.

Und doch wäre es ungerecht, diesen Kneipen jeden erzieherischen und bildenden Wert abzuspochen. Die Verbindung hat

jederzeit Mitglieder gehabt, die infolge ihrer natürlichen Begabung zur Mittheilung an die Freunde veranlaßt waren, und dazu bot gerade die Kneipe die geeignete Gelegenheit. Es mag nur daran erinnert sein, daß die Musik wiederholt eine geradezu ideale Resonanz in der schon durch die allgemeine Stimmung erhöhten geistigen Atmosphäre der Kneipe fand. Höchstbegabte junge Leute, nicht selten mehrere in demselben Jahrgang, haben ihren Freunden oft auf jeder Kneipe aus dem Schatze ihres angeborenen Talentes und ihrer erworbenen Kenntnisse mitgeteilt und bei den Hörern bleibende Eindrücke, ja geradezu Anregungen für das Leben vermittelt. Die Musik, die Dichtung, die bildende Kunst, ja zuweilen auch die freie Rede aus dem Munde besonders Veranlagter haben die Kneipen veredelt und hier mehr gewirkt, als sie im alltäglichen Leben vermocht hätten. Und wer will sich vernessen, den Wert abzuleugnen, den für so viele Jünglinge die blaue Blume der Lebensfreundschaft gehabt hat, die so oft gerade auf der Kneipe sich erschloß?

Es ist gut, daß der Fechtclub aus einem fast instinktiven Gefühl heraus — zunächst freilich wohl in einer gewissen Selbstüberheblichkeit und Überzeugung von der Wichtigkeit seines Tuns, die seiner objektiven Bedeutung kaum entsprach — aufs genaueste von seiner Gründung an über sein Tun und Lassen, seine Absichten und Gedanken Buch geführt hat. Nicht nur hatte der Fechtwart vierteljährlich in einer „Fechtchronik“ Bericht über die Ereignisse des abgelaufenen Quartals zu geben, sondern daneben hatte der Rüstmeister über alle auf den Fechtversammlungen gefaßten Beschlüsse der Fechtgemeinde Buch zu führen, hatte der Fuchsmajor schriftlich kontrollieren zu lassen, was in den Fuchsstunden vorging, hatte das Fechtgericht seine gesetzgeberische Tätigkeit zu beurkunden und endlich sogar die Kneiptafel sich in den „Bierchroniken“ — später Bierzeitun-

gen — ein eigenes Organ geschaffen, das die wichtigsten Bierereignisse festhielt. Nimmt man dazu noch die große Korrespondenz, die der Klub mit seinen Alten Herren führte und die in Rundbüchern und Rundbriefen aufbewahrt ist, die Kassenbücher aller Art usw., so konnte man in der Tat schon in den achtziger Jahren von einem „Archiv“ des Klubs sprechen, das schließlich einen nicht unerheblichen Umfang annahm. Vielleicht wird dies Archiv in seiner Art eine gewisse kultur- und schulgeschichtliche Bedeutung bekommen, zumal in einer späteren Zeit, wenn man den damaligen Anschauungen fremder gegenübersteht, als man es jetzt tut.

Die Schule hatte sich trotz gelegentlicher Proteste und Verwarnungen bei bekanntwerdenden größeren Exzessen im allgemeinen in die auf der Prima herrschenden Verhältnisse gefunden. Direktor Schubring — Breier hat sich scheinbar nie dazu bewegen lassen — besuchte dann und wann die Kneipe, meist allerdings nach Verabredung, und fand im ganzen nichts zu erinnern. Er und viele Mitglieder des Lehrkörpers ließen ihre Söhne unbesorgt einer der Verbindungen beitreten, die allmähliche Umwandlung der Anschauungen ließ, wie erwähnt, bestimmt erhoffen, daß ganz von selbst der Klub sich mitverwandeln werde. Eine gewaltsame Schließung der sämtlichen Verbindungen, die bei dem Antritt des neuen — durch einen auswärtigen, ganz falsch informierten Herrn beeinflussten — Direktors Reuter von diesem gefordert und auf Drängen der Bürgerschaft von der Oberschulbehörde verfügt wurde, hätte sich vermeiden lassen, wenn man gewartet hätte, bis jener Umbildungsprozeß sich von selbst vollziehen würde. Gerade in den letzten Jahren vor der nach Ostern 1904 vollzogenen Auflösung hatte der Klub sich durch einen großen Zuspruch tüchtiger junger Leute gleichsam verjüngt, es herrschte ein vorzüglicher kameradschaftlicher Geist, Konflikte mit der Schule

waren nicht wieder vorgekommen. Man kann es den damaligen Primanern nachfühlen, wenn sie „mit Entrüstung“ von dem Entschluß der Oberschulbehörde Kenntnis nahmen, und doch mußten sie sich fügen. Aber der Geist, der genau sechzig Jahre unter ihren Vorgängern geherrscht hatte, verleugnete sich nicht. Die damals durch die Auflösung betroffenen Schüler und die nachfolgenden Jahrgänge der Prima haben treu zusammengehalten und die Traditionen des Fechtklubs gepflegt. Die Einrichtung des Kneipzimmers, das sich seit dem Tode der Frau Lüdemann übrigens nicht mehr im Pockenhof, sondern in der „Fortuna“ vor dem Hüttertore, dann in anderen Lokalen, befand, wurde von einer Vereinigung Alter Herren übernommen und einzelnen Abiturienten, die sich nach Schulabgang meldeten, der Zutritt zu dieser Vereinigung eröffnet. Und warum sollten körperliche Tüchtigkeit und kameradschaftliches Zusammenhalten, diese beiden Vorrechte der Jugend, die vom Fechtclub sechzig Jahre hindurch gepflegt worden sind, nicht auch weiterhin, wenn auch unter ganz andern Formen und wohl auch ohne die grünweißgrünen Farben, lebendig und siegreich sein?

Mitgliederverzeichnis

nach Heimat, Zeit der Uttivitas und späterem Beruf.

Die mit * versehenen Mitglieder haben nicht die Rechte Alter Herren. Bei manchen war nicht festzustellen, ob sie noch am Leben sind. Weitere Einzelheiten konnten des zur Verfügung stehenden Raumes wegen nicht angeführt werden.

Nr. 1—34 Mitglieder zwischen Gründung des Klubs Dezember 1844 und seiner Auflösung Januar 1846.

Nr. 27—47 Neugründer im April 1847.

Nr. 38—56 Neugründer im Sommer 1848.

Nr. 112—127 Mitglieder bei Auflösung im Sommer 1856.

Nr. 122—130 Neugründer Anfang 1857.

Nr. 367—371 Mitglieder bei Auflösung des sechtklubs Ostern 1904.

1.	Heseler, Eduard	Lütjenburg	44/45	Oberlehrer †
2.	Siemers, Johannes	Hamburg	44/45	Gutsbesitzer
3.	v. Heinze, Friedrich	Schleswig	44/45	Gutsbesitzer †
4.	Kieker, Alfred	Hamburg	44/45	
5.	Henningsen, Wilhelm	Preeß	44/45	Pastor †
6.	Lehmann, Eugen	Hamburg	44/45	Bürgermeister †
7.	Liman, O.	Hamburg	44/45	Advokat
8.	Sieveling, Hermann	Hamburg	44/45	Senator †
9.	Hasselmann, Carl	Sarau	44/46	Pastor †
10.	Pauli, Alfred	Lübeck	44/46	Sen., Bremen †
11.	Henningsen, Theodor	Preeß	44/46	† 1850
12.	* v. Holstein, Conrad	Waterneversd.	44/45	Gutsbesitzer †
13.	Lange, Georg	Selendorf	44/46	
14.	v. Bülow		44/45	
15.	v. Buchwaldt, Friedrich	Helmsdorf	44/45	† 1848
16.	* Grautoff, C. f.	Lübeck	45/46	Theologe †
17.	* Bahnson		45/46	
18.	* Stockmeier		45	
19.	Wildsank, Eduard	Lübeck	45	Gutsbesitzer †
20.	* Goldman, Carl	St. Thomas	45	
21.	Claudius, Wilhelm	Blekendorf	45/46	Hofbesitzer †
22.	* Colquhoun, E.		45	
23.	* Ottens, f.		45	
24.	* Kruse		45	
25.	Gülich, Theodor	Schleswig	45	Redakteur †
26.	* Tanner			
27.	Sartori, August	Schlutup	47	Professor †
28.	Kulenkamp, Gustav	Lübeck	47/48	Senator †

29.	v. Heinze, Otto	Schleswig	47/48 † 1848.
30.	v. Heinze, Adolf	Schleswig	47/48 Reg. Rat †
31.	Elder, Ludwig	Lübeck	47/48 Richter †
32.*	Schlötel, Johs. fr.	Lübeck	47 Dozent †
33.	v. Parish, Edmund	Hamburg	47/48 Gutsbesitzer †
34.	Becker, Hermann	Hannover	47/48 Arzt †
35.	v. Buchwaldt, Hermann	Helmsdorf	47/48 Gutsbesitzer
36.	v. Holstein	Waterneversd.	47 † 1848
37.*	Jörns		47/48
38.	v. Moltke, Otto	Lübeck	47/48 † 1848
39.	Westerwief, Carl	Lübeck	47/49 Pastor †
40.	Aschenfeldt, Otto	Lübeck	47/49 Amtsrichter †
41.	v. Restorff, Carl	Ribnitz	47/49 Gutsbesitzer
42.	Plesing, Alphons	Lübeck	47/49 Senator †
43.	Müller, Carl	Göttingen	47/49 Landesdir.
44.	Cordes, Emil	Lübeck	47/49 Arzt †
45.	v. d. Hude, Hermann	Lübeck	47/49 Baurat †
46.	Gädeke, Wilh.	Lübeck	47/50 Amtsrichter †
47.*	Cruse, Johannes	Seester i. H.	47/50 Oberl.
48.	Carstens, Peter	Augustenberg	48/49 Arzt
49.	v. Bach, Georg	Oldenburg	48 Landg.-Präs. †
50.*	Burow, Johann	Lübeck	48 Rektor †
51.	Wiederhold, Georg	Hanau	48/49 †
52.	Seestern-Pauly, Walter	Schwarzenbek	48/50 Justizrat †
53.	Hoef, Friedrich	Uthbüll	48/49 Pastor
54.	Seestern-Pauly, Georg	Schwarzenbek	48/50 Baumeister †
55.	v. Kardorff, Ernst	Böhlendorf i. M.	48/51 Gutsbesitzer
56.*	v. Einem		48/49
57.*	Klenze, Wolfg.	Berlin	47/48
58.*	Piepenberger, C. H.	Lübeck	48 Lehrer †
59.	Grabau, August	Lübeck	48/51 Aktuar †
60.*	v. Oerzen, H.		48/50
61.*	v. Leesen, A.		48/49
62.	Mau, Eduard	Schönberg	49/50 Pastor
63.	Ahrens, Ed.	Lübeck	49/51 Lehrer †
64.	v. Plessen, August	Damshagen	49/51 Gutsbesitzer †
65.	Fehling, Jacob	Lübeck	49/51 † 1853
66.*	Sillem, Hieron.	Hamburg	49/50 †
67.	Lüders, Carl	Lübeck	50/51 Oberlehrer †
68.	Söhle, Martin	Hamburg	50/52 Bankier †
69.	Nichelsen, Wilhelm	Rethwisch	50/52
70.	v. d. Hude, Carl	Lübeck	50/52 Offizier †
71.	Schäffer, G.		50/52
72.	Trummer, Ludwig	Lübeck	50/51 Hauptpastor †
73.	Roquette, Julius	Lübeck	50/52 Pfarrer †
74.	Clafen, August	Lübeck	50/52 Arzt †

75.	Lehmann, Ernst	Rendsburg	50/53	Arzt †
76.	Martiensen, Heinrich	Steffenshagen	50/53	Richter †
77.	* Claudius, A.		51	
78.	* Wittmer, Otto	Lübeck	51/52	Notar †
79.	Jorchhammer, W.	Kiel	51/52	
80.	Sommer, Hermann	Lübeck	51/52	Richter †
81.	Brühns, Theodor	Lübeck	51/52	Richter †
82.	v. Heinze, Heinrich	Schleswig	51/54	Hofjägerm. †
83.	Dannenberg, Heinrich	Hamburg	51/54	Anwalt †
84.	Nissen, Chr. A.	Koldenbüttel	51/53	Richter †
85.	Hansen, Peter	Bredebro	51/53	Richter †
86.	Ahlmann, Hans	Alsen	51/55	Gutsbesitzer
87.	v. Mecklenburg, Dietrich	Wieschendorf	51/54	Gutsbesitzer
88.	v. Reventlow, Kurt	Preetz	51/53	Klosterpropst †
89.	* v. Dirckinck-Holmsfeldt, W.		51/52	
90.	* Petersen, Eginh. fr.	Lübeck	52/53	Hauptpastor †
91.	v. Mecklenburg, Carl		53/54	
92.	* Petersen, Wilhelm	Kellinghusen	53/54	Jurist
93.	Eckermann, Rudolf	Johannstorf	53/54	Gutsbesitzer †
94.	v. Bülow, Alex.	Kühren	53	
95.	Godeffroy, W.	Hamburg	53/54	
96.	v. Behr, F.	Mecklenburg	53/54	
97.	* v. Blome, Hans	Heiligenstedten	53/54	
98.	Heinichen, Johs.	Bremen	53/54	
99.	Voigt, Leonhard	Lübeck	53/55	Arzt
100.	Reuter, Ludwig	Izehoe	54/55	Pastor †
101.	Knorr, Karl	Fürstent. Lübeck	54/55	Pastor †
102.	Lindenberg, Friedrich	Lübeck	54/55	Anwalt †
103.	Klügmann, Karl	Lübeck	54/55	Gesandter †
104.	* Banks, Edward	Hamburg	54/55	†
105.	Münzenberger, Ad.	Lübeck	54/55	
106.	* v. Hildebrandt, Friedrich	Osterade	54/55	
107.	Klügmann, Adolf	Lübeck	54/55	Archäol. †
108.	Lamprecht, Otto	Bergedorf	54/55	Richter
109.	Bagger, Julius	Krempe	54/55	
110.	Winterhoff, Caspar	Hamburg	56	
111.	* Buchholz, Hugo	Lübeck	55/56	
112.	Türk, Carl	Rostock	54/56	Arzt †
113.	Lamprecht, Hermann	Bergedorf	54/56	
114.	Winckler, Carl	Mönkhagen	55/56	Redakteur †
115.	Klug, Heinrich	Lübeck	55/56	Senator †
116.	Weil, Friedrich	Parchim	55/56	Arzt †
117.	Bargum, Wilhelm	Kiel	54/56	
118.	Goodair, Henry	Preston	56	
119.	Asmussen, Ed.	Pelworm	56	Pastor †
120.	Jensen, Wilhelm	Kiel	56	Schriftsteller †

121.	Plitt, Conrad	Genin	56	Anwalt
122.	Rittscher, Hermann	Nusse	55/57	Senator †
123.	zu Rantau, Otto	Rohlfstorf	54/57	Gutsbesitzer †
124.	v. Bülow, Detlev	Kühren	54/57	Auditor †
125.	Pabst, Gustav	Lübeck	56/58	Direktor †
126.	Spies, Theodor	Ahrensböck	54/57	† 1957
127.	Pauli, Johs.	Lübeck	55/57	Jurist † 1862
128.	Gildemeister, Christ.	Bremen	56/57	Schuldirektor †
129.	v. Platen-Hallermund, Rud.	Sehlfendorf	56/59	Landrat †
130.	v. Bülow, Werner	Kühren	56/58	Gutsbesitzer †
131.	Kettich, Meno	Rosenhagen	57/59	Landwirt †
132.	Greverus, Ernst	Schwartau	57/59	† 1874
133.	v. Faber, Gustav	Lübeck	57/58	Landwirt †
134.	Petersen, Gustav	Hamburg	57/59	Rat, Hamburg
135.	Hinck, Heinr.	Hamburg	57	Kaufmann
136.	Meier, Theodor	Lauenburg	57/58	Reg.-Rat †
137.	Hoffschläger, Gustav	Weisn	57/59	Verf.-Beamt. †
138.	Buchholz, Eduard	Lübeck	57/58	Student †
139.	Lange, Otto	Lauenburg	57/60	Anwalt
140.	Bruhñ, Fritz	Lübeck	57/58	Baurat †
141.	Haffelmann, Johs.	Dänischenhagen	58/60	Physikus †
142.	Kettich, Carl	Rosenhagen	58/59	Kunstmaier †
143.	Nölting, Friedrich	Sprichhusen	58/59	Gutsbesitzer †
144.	Spies, Hermann	Ahrensböck	58/60	Arzt
145.	Adler, Hermann	Kiel	59/61	Arzt
146.	Förster, Ed.	Lassahn	59/61	Richter †
147.	* Jesh, Carl	Izehoe	59/60	Arzt †
148.	* v. Hollen, Aug.	Schönweide	59/60	Landrat
149.	* Giehrke, Carl	Herrnburg	59/60	Richter
150.	v. Heyden, Rob.	Kartlow	59/61	Gutsbesitzer
151.	Radloff, Gustav	Afrika	60/62	Pastor
152.	* Böhl v. Faber, Ed.	Lübeck	60/61	Kaufmann †
153.	* Brandis, Karl	Ahrensböck	60/61	Gutsbesitzer †
154.	Berkemeyer, Bernh.	Gr. Thurow	60/62	Gutsbesitzer
155.	Schön, Ernst	Lübeck	61/63	Senator †
156.	Efchenburg, Georg	Lübeck	61/62	Senator
157.	Achilles, Ernst	Lübeck	61/64	Anwalt †
158.	Winkler, Ludwig	Mönkhagen	61/62	Gutsbesitzer
159.	Bruhñ, Chr.	Lübeck	63	Direktor †
160.	Hoffschläger, Ernst	Weisn	62/63	Direktor
161.	Merck, Hermann	Hamburg	62/64	Senatssekr. †
162.	v. Bippen, Wilh.	Lübeck	62/64	Syndikus
163.	Hinkeldeyn, Johs.	Lübeck	63/65	Arzt †
164.	Krauel, Hugo	Lübeck	63/65	† 1866
165.	Busse, Heinrich	Hamburg	64/66	† 1872
166.	Kühl, Karsten	Krumstedt	64/65	Pastor †

167. Ehlers, Johs.	Zickhausen	64/66	Jurist †
168. * Schröder, Sophus	Reinfeld	64/66	
169. Mertens, Christ.	Lübeck	64/65	Oberlehrer †
170. Wolff, Carl	Neumünster	64/66	Gutsbesitzer
171. Dettmer, Hermann	Lübeck	64/65	† 1870
172. * Sauppe, Otfried	Göttingen	64/65	
173. v. Ferber, August	Melz	64/66	Gutsbesitzer
174. Babbe, Martin	Schwochel	65/67	Arzt
175. Krauel, Rich.	Lübeck	65/67	Gesandter †
176. Keding, f.	Walmsdorf	65/66	
177. * v. Blücher, Friedr.	Bobbin	66	Gutsbesitzer
178. * Masius, Carl	Schwerin	66	Jurist
179. Diekmann, Ed.	Reinfeld	66/67	Pastor
180. Schmidt, Felix	Lübeck	66/68	Musikprofessor
181. Hoffschläger, Paul	Weisn	66/68	
182. Wichmann, Karl	Lübeck	66/68	Professor †
183. Curtius, Paul	Lübeck	67/69	Anwalt
184. Stockmann, Wilhelm	Altona	67/68	Reg.-Präs.
185. Brunnemann, Arnold	Gutow	67/69	† 1871
186. Voigt, Gerhard	Lübeck	67/68	† 1870
187. Diekmann, Aug.	Reinfeld	67/68	† 1871
188. Wibel, Paul	Lübeck	67/69	Anwalt †
189. Keding, Max	Walmsdorf	68/69	Landwirt †
190. Weidemann, Ludolph	Ahrensböck	68/70	Pastor
191. Hamann, Albr.	Barghorst	68/69	Reg.-Rat
192. v. Orthen, Wilhelm	Brunn	68/69	Gutsbesitzer
193. * v. Ferber, E.		68	
194. v. Blücher, Carl	Ruppentin	68/70	Gutsbesitzer
195. v. Rohden, Hermann	Barmen	69/70	Professor
196. * Andersen, Emil	Ahrensböck	69	
197. Plitt, Ferd.	Lübeck	69/70	† 1870
198. Behn, Rich.	Lübeck	69/71	Richter †
199. Sonder, Otte	Oldesloe	69/70	Apotheker
200. Plessing, Ph. Wilh.	Lübeck	69/71	Anwalt
201. Hammerich, Ad.	Lübeck	69/72	Arzt †
202. * Stinging, Wilh.	Bonn	69	
203. * Zimmermann, Ernst	Lübeck	69	† 1870
204. Achilles, Carl	Lübeck	69/71	Arzt
205. Ziegler, Ludw.	Lübeck	69/71	† 1871
206. Arps, Adolf	Neumünster	69/71	Pastor
207. Heller, Johannes	Travemünde	69/71	† 1880
208. Bartels, Carl	Ahrensburg	70/71	Arzt †
209. Nissen, Carl	Gredesmühlen	70/72	Arzt
210. Böse, Carl	Lübeck	71/72	Staatsanwalt
211. Woisn, Wilhelm	Schönberg	71/73	Pastor
212. Eschenburg, Theodor	Lübeck	71/73	Arzt

213.	Priess, Georg	Lübeck	71/73	Anwalt †
214.	v. Moltke, Friedr.	Ranzau	71/73	Reg.-Rat
215.	Willich, Ernst	Oldenburg	71/73	Arzt
216.	Oppenheimer, Rich.	Lübeck	72/73	Anwalt †
217.	Vermehren, Julius	Lübeck	72/74	Senator
218.	Reuter, Paul	Lübeck	72/74	Arzt †
219.	Curtius, Ernst	Lübeck	72/74	Arzt †
220.	Bruhn, Wilh.	Lübeck	72/74	Direktor
221.	v. Blücher, Ernst	Kuppentin	72/74	Amthauptm.
222.	v. Dewitz, Otto	Cöspin	72/74	Minist.-Rat
223.	Versmann, Heinr.	Lübeck	72/74	Arzt †
224.	v. Cleve, Carl	Carow	72/74	Rittmeister
225.	v. Malthan, Wilhelm	Molzow	72/74	Gutsbesitzer
226.	Harms, Richard	Lübeck	72/74	Landwirt
227.	v. Blücher, Paul	Teschow	73/75	Rittmeister †
228.	Stoekmann, Johs.	Altona	73/75	Pastor
229.	Carstens, Heinr.	Lübeck	73/75	Rektor †
230.	v. Bernstorff, E.	Wedendorf	73/74	Gutsbesitzer
231.	Jessen, Wilhelm	Gr. Timmendorf	73/75	Theologe †
232.	Lützens, Nic.	Pinneberg	74/76	Anwalt
233.	Hagedorn, Anton	Lübeck	74/76	Senatssekretär
234.	Harms, Gustav	Lübeck	74/76	† 1877
235.	Woisin, Magnus	Selmsdorf	74/76	Pastor
236.	Behn, Johs.	Lübeck	74/76	Anwalt
237.	Reuter, Mag	Lübeck	75/77	Professor
238.	Maassen, Gustav	Wien	75/76	†
239.	Busch, August	Lübeck	75/77	Arzt †
240.	Minlos, Ed.	Lübeck	75/77	Kaufmann †
241.	Versmann, Georg	Lübeck	76/77	† 1878
242.	Meyer, Louis	Lübeck	76/78	Gutsbesitzer
243.	Weber, Paul	Lübeck	76/78	Anwalt
244.	Bartels, Adolf	Ahrensburg	76/78	Arzt
245.	Hernberg, Franz	Lübeck	76/78	Pastor
246.	Reuter, Ernst	Lübeck	77/79	Arzt †
247.*	Christern, Friedr.	Grünhof	77	Arzt
248.	Lützens, Carl	Pinneberg	77/79	Arzt
249.	Lembke, Paul	Luttersdorf	77/79	Oberbürgermstr.
250.	Kelling, Kuno	Klütj	77/79	Arzt
251.	Baumann, Gust.	Alt-Farpen	77/80	Arzt
252.	Erasmi, Aug.	Lübeck	77/80	Anwalt †
253.	de Weerth, Guido	Elberfeld	77/80	Gutsbesitzer
254.	Dettmer, Wilhelm	Lübeck	78/80	Oberlehrer
255.	Früchtenicht, Rich.	Bredow	79/81	Professor
256.	v. Ferber, Joh.		79/80	Offizier †
257.	Schröder, Friedr.	Oberhof	80/82	Gutsbesitzer
258.	Lützens, Robert	Pinneberg	80/82	Arzt †

259.	Mildenstein, Paul	Burg a. f.	80/82	Arzt
260.	Plessing, Carl	Lübeck	80/81	Reg.-Rat
261.	Mönnich, Hans	Reddersdorf	81/83	Verf.-Beamt.
262.	Jehling, Wilh.	Lübeck	81/82	Kaufmann †
263.	Bacher, Franz	Lübeck	81/83	Chemiker
264.	Früchtenicht, Hugo	Bredow	82/84	Lehrer
265.	Bland, Heinrich	Malpendorf	82/83	Senat., Rostock
266.	Drenckhahn, Rob.	Niemark	82/84	Arzt
267.	Schow, Wilh.	Neustadt i. H.	83/85	Arzt †
268.	Müller, Walter	Lübeck	83/85	Dr. phil.
269.	v. Mettenheimer, Friedr.	Schwerin	83/85	Landrat
270.	Biß, Karl	Lübeck	83/84	Anwalt †
271.	Meyer, Jacob	Lübeck	84/86	Arzt
272.	Timm, Walter	Hamburg	84/86	Anwalt
273.	Lienau, Cay	Lübeck	84/86	Senator
274.	v. Mettenheimer, Heinr.	Schwerin	87	Arzt
275.	* Schweighoffer, Ferd.	Lübeck	85/86	Reg.-Rat
276.	* Biß, Paul	Lübeck	85/86	Arzt
277.	Plessing, Hans	Lübeck	85/87	Arzt
278.	Wegner, Carl	Nusse	86/88	Arzt
279.	Brehmer, Heinrich	Lübeck	86/88	Offizier
280.	Michelsen, Friedr.	Bohnrade	86/88	Verf.-Beamt.
281.	Müller, Carl	Lübeck	86/88	Bürgermeister
282.	* Aschenfeldt, Eduard	Lübeck	86/88	Landwirt
283.	Thöle, Friedr.	Lübeck	86/88	Arzt
284.	Türk, Titus	Lübeck	86/88	Offizier
285.	Sydow, Fritz	Lübeck	86/88	Dr. phil. †
286.	Kock, Heinrich	Heiligenhafen	86/88	† 1890
287.	Mielck, Max	Wiborg	86/89	Arzt
288.	Müller, Carl H.	Lübeck	87	Gutsbesitzer
289.	Lindenberg, Carl	Lübeck	87/89	Beamter †
290.	Schorer, Carl	Lübeck	87/90	Professor
291.	Martens, Jacob	Neustadt	87/89	Arzt
292.	Lepthien, Wilh.	Kellinghusen	87/89	Pastor
293.	Pabst, Rudolf	Lübeck	87/89	Richter
294.	* Hillmann, Paul	Lübeck	87	Phil.
295.	* Nissen, Julius	Lübeck	88/89	† 1892
296.	Brehmer, Wilhelm	Lübeck	88/89	Kaufmann
297.	Stange, Otto	Lübeck	88/90	Chemiker
298.	Hoffmann, Erich	Lübeck	88/90	Reg.-Präsident
299.	Sydow, Robert	Lübeck	88/90	Offizier
300.	Bruhñ, Bruno	Lübeck	89/91	Chemiker
301.	Deecke, Ernst	Lübeck	89/90	Kaufmann
302.	König, Wilhelm	Lübeck	89/91	Offizier †
303.	Dörnte, Karl	Schönberg	89/91	Pastor
304.	* v. Reventlow, Kurt	Husum	89/90	Jurist

305. * Holz, Albrecht	Mölln	89	Kaufmann
306. * Fehling, Emanuel	Lübeck	89/90	Anwalt
307. Aschenfeldt, Max	Lübeck	89/91	Architekt
308. Eschenburg, Georg	Lübeck	90/93	Staatsanwalt
309. Grube, Hans	Lübeck	90/92	Baurat
310. Brehmer, Ernst	Lübeck	90/92	Anwalt
311. * Behnke, Franz	Lübeck	90	Arzt
312. Bößow, Hugo	Lübeck	91/93	Mediziner †
313. Fehling, Max	Lübeck	91/93	Gärtnereibes.
314. Eschenburg, Hans	Lübeck	92	Kaufmann
315. Halske, Paul	Dalldorf	92/93	Offizier
316. Weber, Charles	Lübeck	92/95	Musiker
317. Jürgens, Hermann	Lübeck	92/94	stud. med.
318. v. Schirach, Carl	Lübeck	92	Gen.-Intend.
319. Halle, August	Lübeck	92/93	Arzt
320. Fehling, Ferdinand	Lübeck	92/94	Professor
321. Eschenburg, Bernhard	Lübeck	92/94	Richter
322. * Pollitz, Waldemar	St. Petersburg	93	Kaufmann
323. v. Trenenfeld, Felix	flensburg	93/95	Anwalt
324. Eschenburg, Theodor	Lübeck	93/95	Offizier
325. Mau, Wilhelm	Padelügge	93/95	Anwalt
326. Wiswe, Hans	Lübeck	93/95	Arzt †
327. Ditzthum zu Eckstädt, Herm.	Berlin	94/96	Jurist
328. v. Malkan, Ugo	Kl. Darchow	94/96	Diplomat
329. Wendt, Oscar	Lübeck	94/96	Oberlehrer
330. * Fehling, Wolfgang	Lübeck	94	Richter
331. v. Schirach, Max	Lübeck	95/97	Offizier
332. Westner, Wilh.	Norgehnen	95/97	Gutsbesitzer
333. v. Luckner, Edgar	Schulenburg	95/98	Gutsbesitzer
334. Bock, Rud.	Tarnow	95	Kaufmann
335. Eckhoff, Ernst	Lübeck	95/97	Kaufmann
336. * Stolterfoht, Hermann	Lübeck	95	Bibliothekar
337. Brecht, Gustav	Lübeck	96/98	Baufach
338. Vorbeck, Matthias	Barendorf	96/98	Anwalt
339. Behn, Fritz	Lübeck	97/98	Bildhauer
340. Eschenburg, Fritz	Lübeck	97/99	Arzt
341. Hoffmann, Gerhard	Lübeck	97/99	Professor
342. * Harms, Siegfried	Lübeck	97/98	Kaufmann
343. Grüttel, Wilhelm	Hamburg	98/00	Kaufmann
344. Gebhard, Hermann	Lübeck	98/00	Richter
345. Schubring, Walter	Lübeck	98/00	Professor
346. Thiel, Wilh.	Lübeck	99/00	Offizier †
347. Tegmeyer, Hans	Lübeck	99/00	Professor †
348. Mercus, Jacob	Lübeck	99/00	Offizier
349. Wibel, Paul	Lübeck	99/01	Jurist †
350. Cuwie, Wilhelm	Lübeck	99/01	Anwalt

351.	Hunaeus, Georg	Lübeck	99/01	Arzt
352.	Jessen, Hermann	Critttau	99/01	Oberlehrer
353.	v. Ahlesfeld, Hans	Ludwigsburg	00/01	Gutsbesitzer
354.	Ruesch, Hermann	Häven	00/02	† 1914
355.	Brecht, Arnold	Lübeck	00/02	Reg.-Rat
356.	Runde, Justus	Lübeck	01/02	Bürgermeistr. †
357.	Schwerdfeger, Albr.	Westerrade	01/03	Oberlehrer
358.	Tegtmeyer, Kraft	Lübeck	01/03	Assessor
359.	Friedrich, Hans	Lübeck	01/03	Arzt †
360.	Wibel, Heinrich	Lübeck	01/02	Anwalt
361.	Sievers, Siegfried	Lübeck	02/04	Richter
362.	* Küstermann, Wilh.	Lübeck	02/03	†. 1903
363.	Baethke, Hermann	Lübeck	02/04	Jurist †
364.	Hafe, Kurt	Lübeck	02/04	Arzt
365.	Boyens, Otto	Critttau	02/04	Philologe
366.	Vermeiren, Kurt	Lübeck	02/04	Anwalt
367.	Brüggen, Hans	Lübeck	03/04	Geologe
368.	Reuter, Hans	Lübeck	03/04	Oberlehrer †
369.	Wodick, Willibald	Lübeck	03/04	Oberlehrer
370.	v. Knieriem, August	Lübeck	03/04	Anwalt
371.	Runde, Wolfgang	Lübeck	03/04	Richter

Mitteilungen

des

Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde.

14. Heft.

Mai 1920.

Nr. 4.

Inhalt:

- J. Warnke: Der Silberschatz der ehemaligen Kaufleutefompagnie. —
J. Warnke: Das Lübecker Töpferamt und die Einfuhr von Tischbeinöfen.

Der Silberschatz der ehemaligen Kaufleutefompagnie.

Von J. Warnke.

Wie bekannt, besaßen die früheren Vereinigungen der Kaufleute, Schiffer und Handwerker sowie Bruderschaften oft ansehnliche Schätze an Geräten aus Edelmetall. Durch die Eyrusordnung von 1619 wurden die Ämter sogar verpflichtet, den dritten Teil der eingehenden Eintrittsgelder zum Erwerb von Silbergeschirren zu verwenden und diese bei den Morgensprachen den Wetteherren vorzuzeigen. In der Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde Band XVIII, Seite 61—96, konnte ich auf das zum Teil noch erhaltene Silbergerät der Schiffergesellschaft hinweisen. Auch die beiden vornehmsten Vereinigungen Lübecks, die Zirkelgesellschaft und die Kaufleutefompagnie, haben einst einen nennenswerten Besitz an solchen Gegenständen aufzuweisen gehabt. Wehrmann hat in seiner Abhandlung über „das Lübeckische Patriziat“ Mitteilungen über die Edelschmiedearbeiten der ersteren gemacht¹⁾. Über den Silberschatz der letzteren gab es bisher

¹⁾ Ztschr. d. V. f. Lüb. Gesch. u. Alt. Bd. V, S. 339, 372 u. 388.

noch keine Nachricht. Selbst Th. Hach, der sonst auf diesem Gebiete recht belesen war, schrieb noch (1900²⁾: „Von der Kaufleute-Kompagnie und den übrigen Kommerzierenden Kollegien sind mir Angaben über deren Bestand an Silbergeschirr nicht bekannt. Doch werden auch bei ihnen einzelne schöne Stücke vorhanden gewesen sein.“ Auf Grund der Akten der Kompagnie lassen sich die folgenden Tatsachen darüber feststellen.

Wann zuerst Silberzeug von der Kompagnie angeschafft worden ist, können wir nicht ergründen; daß aber solches sehr früh schon vorhanden war und gebraucht wurde, steht fest. In den Wullenweberschen Unruhen, unter denen besonders die Zirkelgesellschaft und die Kaufleutenkompagnie zu leiden hatten³⁾, ging alles bis auf 3 Becher verloren. Die Einleitung der 1590 aufgestellten Ordnung der Kaufleutenkompagnie berichtet darüber folgendes: „Nachdem nun unsere löblichen Vorfahren sich des Hauses der Kompagnie in aller Dignitas und Würden glücklich und in Freuden gebraucht, auch dasselbig in guter Einigkeit, Liebe und Freundschaft fast in die 50 Jahr hero ruhmblich besessen und nichts arges vermutet: Siehe da vorhube sich im Jahre 1531 jähling ein Feuer des aufrührerischen und mutwilligen Regiments der 164, dagegen alle Freude, ehrliche Fröhlichkeit und Zusammenkunft nicht allein gelegt, besonderen es ist auch die Kumpagnie deromassen in Jahren besten Bluts in Ungelegenheit und Abgang ihres Vorrats geraten, daß nicht viel gesundes an ihr verblieben, Silbergeschirr, Hausgerät und andere Notturft, ingleichen Schriften und Bücher sein verrückt und untergeschlagen und jämmerlichen weggerissen, und wenn noch übrig, ist durch

²⁾ Th. Hach: „Einige silberne Kunstgeräthe im Museum Lüb. Kunst- und Kulturgeschichte“, Sonderabdruck aus der Festschrift „Das Museum zu Lübeck“ (Lübeck 1900), S. 4.

³⁾ Vgl. auch meine entsprechenden Ausführungen in den Mitt. d. D. f. Lüb. Gesch. u. Alt. Heft 13, S. 44 u. 45.

nachlässiger böser Administration verabsäumt, also daß von den 33 Pfründen und so viel Silbergeschirr nicht mehr denn 3 Stöpff und zwo Pfründe übrig sind befunden worden . . ."

Bei Neubildung der Kompagnie 1581 bestand der Silberschatz nur noch aus den erwähnten 3 Bechern. Sie hatten sich im Besitz des früheren Vorstehers, des Bürgermeisters Ambrosius Meyer († 1571), vorgefunden, waren aber „von alters her der Companien zuständig gewesen“. Diese 3 Becher wurden als die „verlorenen Söhne“ bezeichnet. Es handelte sich um „3 silberne Stope ane Lede (= ohne Deckel) vnter der Companien Wapen“ im Gewicht von 86 Lot (= 1257 g⁴). Die nächsten Jahre bis 1610 waren für die Anschaffung und Stiftung von Silberzeug wenig günstig, da die Mittel der Kompagnie und der Mitglieder stark durch den Neubau des Kompagniehauses in Anspruch genommen wurden. In diesem Zeitraum wurden trotzdem geschenkt von:

Hans Grensin (Mitglied schon 1582) eine große silberne Kanne von 118 Lot (= 1724,7 g).

Wilhelm Meding (Mitglied seit 1597, † 1620) eine große silberne Kanne von 131 Lot (= 1914,7 g).

Godert Oldenhoff (Mitglied geworden zwischen 1582 und 1587) ein großer Becher von 51 Lot (= 745,4 g).

In den folgenden Jahren des 17. Jahrhunderts aber wuchs der Silberschatz ständig, und zwar nur durch Schenkungen seitens der Mitglieder, die ja alle den besitzenden und vornehmen Kreisen Lübeck's angehörten. Es stifteten:

1610 Hinrich Langensfeld (Mitglied seit 1605) eine große Kanne von 54 Lot (= 789,3 g).

1612 Albert Ridder (Mitglied seit 1605) eine große Kanne von 104 Lot (= 1520,1 g).

⁴) Bei den Gewichtsumrechnungen (1 Mark Pfund zu 2 Mark zu 16 Lot zu 4 Quentinen) ist die früher allgemein gültige kölnische Mark = 233,86 g zugrunde gelegt.

1636 Hinrich Sasse (Ältermann 1642, † als Ratsherr 1665) und Bernhard Brockes († 1639 als Ratsherr) eine große Kanne von 42 Lot (= 613,9 g).

Albert v. Dassel (Ältermann seit 1643, † als Ratsherr 1657) und Henning Paulsen eine große Kanne von 42 Lot (= 613,9 g).

1638 Hans Schlüter (Mitglied seit 1638) und Peter Hakes (Mitglied seit 1638) eine große Kanne von 41 Lot (= 559,3 g).

Heinr. Vinhagen (Mitglied seit 1638) und Friedrich Plönnies (Mitglied seit 1638, † 1686 als Ratsherr) eine große Kanne von 38 Lot (= 555,4 g).

Jeronymus Prünsterer (Mitglied seit 1638) und Johann Kriwitz (Mitglied seit 1638) eine große Kanne von 40 Lot (= 584,6 g).

1640 Johann Pöpping (Mitglied seit 1640, † 1657 als Ratsherr) und Hinrich Wedemhoff (Mitglied seit 1640, † als Ratsherr 1674) einen getriebenen ganz vergoldeten Becher von 31 Lot (= 453,1 g).

Gerd Reuter (Mitglied seit 1640) eine inwendig vergoldete Kanne von 22 ½ Lot (= 328,9 g).

Bartold Stauber (Mitglied seit 1640) eine inwendig vergoldete Kanne von 37 Lot (= 540,8 g).

Heinrich Bremer (Mitglied seit 1640) eine inwendig vergoldete Kanne von 38 Lot (= 555,4 g).

Matthias Bornefeldt (Mitglied seit 1640, † 1669 als Ratsherr) eine inwendig vergoldete Kanne von 38 Lot (= 555,4 g).

1644 Hermann von Lengerke († 1668 als Ratsherr) eine inwendig vergoldete Kanne von 37 Lot (= 540,8 g).

Peter Isernhagen († 1664 als Ratsherr) eine inwendig vergoldete Kanne von 35 Lot (= 511,6 g).

- Johann Winckelmann (1650 schon Mitglied). eine inwendig vergoldete Kanne von 35 $\frac{1}{2}$ Lot (= 518,9 g).
- Johann Brockes eine inwendig vergoldete Kanne von 36 Lot (= 526,2 g).
- Gotthard Marquard (1671 Ältermann, † 1694 als Ratsherr) eine inwendig vergoldete Kanne von 36 Lot (= 526,2 g).
- 1648 Paul Wibbeking jun., Alexander Elver (1655 schon Mitglied), Lukas Stauber († 1669 als Ratsherr), Martin Rademacher (1652 schon Mitglied), Jacob Vinhagen und Paul Wibbeking ein silbernes, zum Teil vergoldetes. Gießbecken mit einem Schwan zum Gießen von 288 Lot (= 4209,4 g).
- 1652 Konrad Wedemhoff (aufgenommen 1652), Johann Schreiber (auch Schweizer genannt, aufgen. 1652), Peter Hackes (aufgen. 1652), Thomas Wetken (aufgen. 1652), Jürgen von Lengerke (aufgen. 1652) und Johann Stridtbecke (aufgen. 1652) 36 Konfektsteller von 491 $\frac{1}{4}$ Lot (= 7180,1 g).
- 1657 bei ihrer Aufnahme Lorenz Wibbeking, Johannes Feldhusen, Thomas Plönnies, Rothard Vinhagen, Matthäus Rodde und Anton Brandes 12 Konfekttschüsseln von 304 Lot (= 4443,3 g).
- 1660 nach ihrer Aufnahme (1659) Jürgen von Lengerke, Cord von Dorne († 1691 als Ratsherr), Nicolaus Brüning, Jürgen von Dassel und Bernhard Vette 10 Konfekttschüsseln von 280 Lot (= 4092,5 g).
- 1667 gelegentlich ihrer Aufnahme (1666) Sebastian Spangenberg, Franz Lefèvre, Adrian Hackes, Anton Cordes, Hendrich Adrian Müller, Paul Bornesfeldt, Jürgen Kumpel und Anton Hacke 8 Leuchter und 4 Lichtscheren von 349 $\frac{3}{4}$ Lot (= 5111,9 g).
- 1671 nach ihrer Aufnahme (1670) Johann Ifernhausen, Samuel Schütz, Jürgen Bilderbeck, Jeronymus von

Dorne († 1704 als Ratsherr) und Franz Bernhard Rodde († 1700 als Ratsherr) 10 Konfektschüsseln von 192 $\frac{1}{2}$ Lot (= 2813,6 g).

Hiermit war der Silberschatz der Kompagnie abgeschlossen; es war alles vorhanden, was man bei festlichen Gelegenheiten gebrauchte (siehe S. 86). Von 1636 an handelt es sich um Stiftungen seitens der jeweilig neu eingetretenen Mitglieder. Das Gewicht dieser Geräte betrug zusammen 2998 $\frac{1}{2}$ Lot (= 43 826,1 g).

1696 wurde ein großer Teil des Schatzes umgearbeitet. Von den 18 Kannen wurden 17 Stück eingeschmolzen. Sie sollten zusammen 820 $\frac{1}{2}$ Lot (= 11 992,4 g) wiegen⁵⁾, hatten aber nur ein Gewicht von 799 Lot (= 11 678,2 g); es gingen also 21 $\frac{1}{2}$ Lot (= 313,6 g) verloren. Die verbliebenen Geräte hatten also noch ein Gewicht von 2178 Lot (= 31 833 g). Von dem gewonnenen Silber wurden 159 $\frac{1}{2}$ Lot (= 2331,3 g) an den Goldschmied Hans Hinz verkauft. Von den übrigen 639 $\frac{1}{2}$ Lot (= 9346,9 g) Silber wurden angefertigt:

24 silberne Becher mit der Kaufleuterkompagnie Wappen von 435 Lot (= 6358 g),

8 Salzfässer von 63 $\frac{1}{2}$ Lot (= 928,1 g) und

3 Zitronen-Aufsätze von 141 Lot (= 2060,9 g).

Im 18. Jahrhundert kam noch eine Zuwendung von dem Mitglied und Ratsherrn Hermann Münter († 1743); er verehrte einen kleinen silbernen Stop von 17 Lot (= 248,5 g). Seitdem betrug der Silberschatz der Kaufleuterkompagnie 2834 $\frac{1}{2}$ Lot (= 41 429,1 g).

Vergleichen wir das mit dem, was ich an Silberzeug im ehemaligen Besitz der Schiffergesellschaft nachgewiesen habe⁶⁾,

⁵⁾ 1643, 9. Januar, wurden dem Goldschmied Herman Hinz 3 Z gezahlt, „daß er das Silbergeschirr gewogen, gezeichnet und das Compagnie Wappen darauf gemacht“, und am 7. Januar 1646 erhielt der Goldschmied 8 β , das Gewicht auf die 1644 gestifteten Kannen „zu stecken“.

⁶⁾ Vgl. Ztschr. d. V. f. Lübb. Gesch. u. Alt. Bd. XVIII, S. 64 ff.

so kommen wir zu einer gewissen Übereinstimmung, nämlich 2943 Lot $2\frac{1}{2}$ qu. (= 43 024,8 g) zu 2834 $\frac{1}{2}$ Lot (= 41 429,1 g). Auffallenderweise war demgegenüber der Silberschatz der vornehmen Zirkelgesellschaft recht klein. Er betrug nach einem Inventar von 1675⁷⁾ 1332 Lot (= 19 468,5 g) und nach einem solchen von 1809⁸⁾ sogar nur 1214 $\frac{3}{4}$ Lot (= 17 754,7 g⁹⁾).

Ebenso wie 1809 das Silber der Zirkelgesellschaft unter den Hammer kam, weil es schon seit 100 Jahren nicht mehr gebraucht worden war¹⁰⁾, so wurde auch damals dasjenige der Kaufleutekompagnie veräußert. Aus welchem Grunde, ist nicht ersichtlich, anscheinend aber auch, weil es nicht mehr gebraucht wurde. Am 12. Februar 1800 beschloß die Kompagnie, ihr Silberzeug einschmelzen zu lassen. Damit wurden der Beisitzer Hermann Bilderbeck und der Mitbruder Joh. Friedr. Böhme betraut. In ihrem Beisein wurden die 123 Stücke in der Stadtmünze eingeschmolzen. Nach einem Verzeichnis von 1737 sollten sie obige 2834 $\frac{1}{2}$ Lot wiegen. Sie ergaben 4 Silberbarren von 42 fl 15 $\frac{1}{2}$ Lot, 44 fl 6 Lot, 28 fl 14 $\frac{1}{2}$ Lot und 69 fl 5 $\frac{1}{2}$ Lot, zusammen 185 fl 7 $\frac{1}{2}$ Lot oder 2967 $\frac{1}{2}$ Lot (= 4337,3 g) = 4247 fl Banco 10 fl . Die 4 Barren wurden nach Hamburg an Herm. Joh. Stresow & Sohn verkauft und für 5129 fl eingewechselt. Von dieser Summe

⁷⁾ Desgl. Bd. V, S. 388.

⁸⁾ Desgl. Bd. V, S. 389.

⁹⁾ Anzunehmen ist, daß auch die übrigen Vereinigungen ähnlich stattliche oder auch geringere Silberschätze besaßen. Nach dem zu urteilen, was noch an Lübecker Goldschmiedearbeiten erhalten ist, stand die Edelschmiedekunst in Lübeck auf hoher Stufe. Zu bedauern ist es daher, daß all dieses verloren gegangen ist, zum Teil veranlaßt durch den Druck der Zeitumstände (Franzosenherrschaft), zum Teil aus Unverständnis, weil man noch kein feineres Verständnis für das alte Kunstgewerbe besaß. Nimmt man dazu noch den großen Ratssilberschatz und das viele viele wertvolle Kirchensilber, das unter Wullenweber eingeschmolzen wurde, so kann man erst ganz ermessen, wie unendlich bedauerlich diese Verluste für eine eingehende Würdigung der Lübecker Goldschmiedekunst sind.

¹⁰⁾ Ztschr. d. V. f. Lüb. Gesch. u. Alt. Bd. V, S. 372.

gingen ab für Schmelzkosten 29 fl , an Porto, die Barren nach Hamburg zu schaffen, 5 fl 5 ß , für Verpackung 1 fl , für Courtage 3 fl 9 ß ; für Briefporto und sonstiges 2 fl 10 ß = 41 fl 8 ß . Die Kompagnie hatte also eine Reineinnahme aus ihrem Silberschatz von 5087 fl 8 ß . Davon wurden 5000 fl als Hypothek belegt. Wohl war damit der Metallwert wiedererlangt, der ideelle, der kunstgeschichtliche Wert des großen Silberschatzes aber bleibt für alle Zeiten unerseßlich.

Benutzt wurde das Silbergeschirr bei den festlichen Zusammenkünften der Kompagnie, besonders bei der Schaffermahlzeit zu Fastnacht. Da es bei Neuerrichtung der Vereinigung daran mangelte, wie wir gesehen haben, waren die Schaffer gezwungen, sich das betreffende Tafelgerät leihweise zu besorgen. Um einen zu großen Aufwand in dieser Hinsicht vorzubeugen, der leicht dadurch entstand, daß die jedesmaligen Schaffer sich bemühten, ihre vorjährigen Genossen zu überbieten, wurde in der Kompagnie-Ordnung von 1590 genau festgesetzt, was an Silberzeug zu liefern war. Der Absatz 6 vom 4. Teil dieser Ordnung besagt darüber: „des Gelags Geretschaft sein: 32 silberne Stöpffe, 22 verguldene fusse mit Weinglesern, 12 silberne Weinkannen, 2 verguldete Kopffe und 1 silbernest Hantbecken. Soviel und nicht mehr. Wurden nu die Schaffer schuldig befunden, daß sie darüber hatten, so sol ein jeder dem Gelage 20 fl Lübisck verbrotet haben und der fiscus hierauf Achtung zu geben und der verfallene Pöen in Gebür und Zeit abzufordern. Doch sollen des Hauses Stöpffe hierinnen nicht gerechnet werden¹¹⁾.“ Der Gebrauch der genannten Geräte

¹¹⁾ Die 1582 aufgestellte Ordnung (Teil 4, Abs. 22) besagte: „Zu behuef dieses Gelagen (= Fastelabendgelag) sollen die Schaffere verschaffen: 30 silberne Stoepe, 20 verguldete Füesse mit Weinglesern, 12 silberne Weinkannen, 2 verguldete Kopse, ein silberne Handbecken mit einer Gießkanne und alles was sunst van Reschop zu Noturft und Zieracht der Collation mit dem, so bey der Companten is, gehoret.“ Der 8 Jahre später nötige Hinweis auf eine Strafe für Überschreiten dieser Zahl an Geräten fehlt noch.

wird klar sein. Nur mag noch das in Absatz 16 über das Handbecken Gesagte hier erwähnt werden: „Wenn der Tisch aufgehbt und das Mahl gehalten ist, soll rein Wasser in einem laufenden Handsaß aufgesetzt und Rosenwasser gegeben werden¹²⁾.“ Im Mittelalter, als man sich mehr als heute der Finger beim Essen bediente, war diese Händewaschung nach dem Essen notwendig, aber die Sitte hat sich, als der Grund dazu mehr und mehr schwand, erhalten. Das 1648 gestiftete Gießbecken mit einem Schwan als Ausguß wurde später dazu benutzt. Anscheinend verstößt dieser Absatz 16 gegen den genannten Absatz 4; denn nachdem die Waschung nach der Mahlzeit erwähnt ist, heißt es: „Darnach sollen die Schafferschen lassen sich zutragen Äpfel, Birnen, Nüsse und Krumkuchen und dazwischen her in silbernen Schalen abgeschälte Mandeln, blau Rosinen und Feigen¹³⁾.“ Diese silbernen Schalen wurden nicht erwähnt, haben aber doch wohl gebraucht werden sollen. Um nun die Kompagnie in dem Gebrauch von Silberzeug unabhängig zu machen, stifteten die neu eintretenden Mitglieder die vorgeschriebenen Gerätschaften. Aus den obigen Mitteilungen ersieht man auch, wie planmäßig diese Geschenke gemacht worden sind; es wurde immer dasjenige verehrt, was noch an dem nötigen Gerät fehlte.

Zur Aufbewahrung des Silberzeugs war beim Neubau in dem Festgemach im Flügel ein Gewölbe mit eisernen Kisten hergerichtet; hierin lagen auch die Schriften und Akten der Kompagnie. 1643 werden in einem Inventar erwähnt: im großen Gemach „ein Contor mit 3 Fachen, da man Silber uffsetzet“ und auf der Diele „ein groß Contor mit 2 Wapen,

¹²⁾ Die Ordnung von 1582 (Teil 4, Abs. 24) bestimmte: „Nach der Mahlzeit sollen die Schaffere geben vor ersten rein Wasser aus einem laufenden Handsasse, darnach Lawendel- oder Rosenwasser.“

¹³⁾ 1582 (Ordnung Teil 4, Abs. 26) wird festgesetzt: „Zum letzten Apfel, Nüsse, Krumkuchen und dazwischen her 30 Nürenberger Kuchen in silbernen Schalen.“

so zum Silbergeschirr ist gebraucht". Es handelt sich hier um sog. Kredenzschänke, wo das Silbergerät bei Festlichkeiten aufgestellt wurde. 1763 wird nur noch „ein hölzern Gestell zum Silbergeschirre“ im Festsaal erwähnt.

Anscheinend ist man mit dem Silberzeug immer recht vorsichtig umgegangen; denn Reparaturkosten sind im Gegensatz z. B. zur Schiffergesellschaft kaum nennenswert erwähnt¹⁴⁾.

Hinweisen möchte ich hier noch darauf, daß ebenso wie die Schiffergesellschaft¹⁵⁾ auch die Kaufleutekompagnie mehrfach Arbeiten aus Edelmetall als Geschenke darbrachte. Dem „Konterfeyer Blak“, der die Kompagnie zu Gevattern gebeten hatte, verehrte man zur Taufe eine silberne Kanne von 57 1/2 Lot (= 840,4 g) zu 27 β „thut 97 \mathcal{A} und 3 β vor das mark darauf zu stechen. Nun haben die Compagniebrüder insgesamt ein jedweder 1 Reichsthaler dazu hergeschossen, ausgenommen Hinrich Pawelsen und H. Ottendorff, beträgt 84 \mathcal{A} ." Die Kompagnie mußte also noch 13 \mathcal{A} 3 β dazulegen. — 1663 ließ die Kompagnie 2 silberne Konfektisalen anfertigen im Gewicht von 40 1/2 Lot (= 591,9 g) und zum Preise von 73 \mathcal{A} 6 β 6 \mathcal{G} . Sie wurden dem Bürgermeister Dr. Marquardt verehrt „für das von ihm an die Compagnie gepresentirte Buch: ‚de Jure Mercatorum‘“. — 1666 war die Kompagnie als Taufpate vom Major Heinrich Schreiber gebeten. „Zum Gevatterngeschenk“ verehrt ihm die Vereinigung „ein Silbergeschirr zu 63 \mathcal{A} “.

¹⁴⁾ 1641, 2. Januar, erhielt der Goldschmied Herman Hintze 9 β „ein Lidt an einer silbernen Kannen anzulöden“. Am 28. Dezember 1647 zahlt man demselben für „4 kleine silberne Unterschrauben an 4 Kännchen“ 1 \mathcal{A} 8 β und für „ein ney ganz verguldet Bildeken auf einen Kannen“ 3 \mathcal{A} 6 β . „Das Gießbecken zu säubern“, bekommt der Goldschmied Jürgen Mansfeld am 13. Januar 1651 3 \mathcal{A} . Schließlich am 2. Januar 1658 zahlte man 1 \mathcal{A} 8 β „vor die fortuna auf 2 silbernen Kannen wieder festzumachen“.

¹⁵⁾ Ztschr. d. V. f. Lübb. Gesch. u. Alt. Bd. XVIII, S. 73 u. 74.

Als Anhang zu den gemachten Mittheilungen möchte ich noch auf einige geschliffene Glaspokale hinweisen, welche die Kompagnie im 19. Jahrhundert erhielt. Sie mögen als ganz bescheidener Ersatz für das ehemals so wertvolle Tafelsilber gedient haben. Am 31. Dezember 1828 überreichte der Senator H. F. Roeck der Vereinigung einen solchen Pokal in einem hölzernen Behälter „zu seinem geneigten Andenken“. Das Glas befindet sich heute im Museum. Außer reichem Weinlaubschmuck zeigt es auf der einen Seite K^{*} und 1450, sowie das Roecksche Wappen und 1828, auf der andern den Doppeladler mit Brustschild, darunter 1813. — Am 7. Januar 1829 verehrte der kaiserlich russische Konsul und Ritter Kurt von Schlözer der Kompagnie 2 Pokale. In dem Begleitschreiben sagt Schlözer, daß die beiden „früher das Eigentum der verehrlichen Kaufleute Compagnie gewesen sind; ist das der Fall, so freue ich mich, sie dem rechtmäßigen Eigentümer wiedergeben zu können; sind sie es nicht, so bitte ich ganz ergebenst, daß die Compagnie sie zur Wiederherstellung der alten guten Sitte des Pokaltrinkens bei der Feier des heutigen Tages¹⁶⁾ von mir freundlich annehme. Was dem Gegenstande an wirklichem Werte abgeht, muß das Alter desselben ersetzen. Ich begleite diese Pokale mit dem herzlichsten Wunsche, daß die darauf eingegrabenen Worte: ‚Vivat magnifici Consules pro lege et grege!‘ und ‚Floreat commercium!‘ noch recht oft die Gesellschaft zum Frohsinn, insonderheit aber zur dankbaren Anerkennung der nach so vielen erlittenen Drangsalen wiederhergestellten so überaus glücklichen Verfassung unserer guten Stadt stimmen möge . . .¹⁷⁾.“ — Am 10. Januar 1840 schenkte abermals

¹⁶⁾ Gemeint ist damit die nach Aufhebung der Fastnachtsmahlzeit im Anfang Januar stattfindende Vereinigung der Mitglieder zu einem kleinen Abendessen. Es schloß sich an die Rechnungslegung und Neuwahl der Älterleute an.

¹⁷⁾ Das eine der beiden Gläser ist verschollen. Das andere steht m. E. im Museum im sog. Hansesaal. Es ist ein geschliffener und ge-

Kurt v. Schlözer, und zwar zur Einweihung des neuen Kompagniehauses, einen gläsernen Pokal mit silbernem Deckel. Das Kelchglas zeigte ein Schiff und die Inschrift: „Vivat commercium.“ Der Knopf des Deckels war ein Brakteat, von dem Schlözer sagte, daß er „mit allerhand Waffen vor mehreren Jahren in einem Hünengrab in Holstein bei Oldenburg gefunden wurde“¹⁸⁾. Über den Verbleib dieses Pokals ist nichts bekannt.

Das Lübecker Töpferamt und die Einfuhr von Tischbeinöfen.

Von J. Warncke.

In manchen Häusern unserer Vaterstadt sowie in Holstein und dem Fürstentum Lübeck wie auch in den Sammlungen Lübecks, Hamburgs, Altonas, Kiels usw. sind noch schöne weiße Kachelöfen aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts erhalten, die besonders durch ihre antikisierenden Friese und Vasenaufsätze auffallen. Es sind die sogenannten „Tischbeinöfen“; sie haben für das Kunstgewerbe Norddeutschlands eine besondere Bedeutung erlangt. Sie stammen samt und sonders

älter Pokal aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Er zeigt vier Bilder: 1. den gekrönten Doppeladler mit Brustschild, darüber: „Floreat Lubeca.“; 2. eine Gruppe von 5 Bürgern, darüber: „Vivat Civitas.“; 3. ein dreimastiges Schiff, darüber: „Floreat Commercium.“; 4. einen Ratsherrn, darüber: „Vivat Magistratus.“

¹⁸⁾ Anscheinend gehörte der Brakteat mit zu den Silberfunden von Farve (Kreis Oldenburg in Holstein), deren großer Münzen- und Schmuckbestand im Kreismuseum zu Neustadt in Holstein aufbewahrt wird. Vgl. J. Mestorf: „Die Hacksilberfunde im Museum vaterländischer Altertümer in Kiel“ (Mitt. d. Anthropol. Ver. in Schlesw.-Holst., Heft 8 [Kiel 1893], S. 5).

aus der Ofenfabrik des Töpfermeisters Daniel Georg Niemann zu Eutin. Ihre künstlerische Gestaltung, besonders die erwähnten Friese, haben wir dem Maler Johann Heinrich Wilhelm Tischbein zu verdanken. Dieser gehört bekanntlich zu der weitverzweigten Malerfamilie Tischbein und wurde 1751 zu Haina in Hessen geboren. Lange Jahre hielt er sich studienhalber in Italien auf¹⁾, von 1779—81 und von 1783—99, die letzten zehn Jahre als Akademiedirektor in Neapel. Infolge der Erstürmung Neapels durch die Franzosen war er nach Deutschland zurückgekehrt. Er ließ sich in Hamburg nieder, wo er schon als achtzehnjähriger Jüngling bei seinem Onkel, dem Maler Johann Jakob Tischbein²⁾, tätig gewesen war und sich die ersten Erfolge als Porträtkünstler errungen hatte. Hier wollte er für die Hebung des Kunstlebens tätig sein und eine Zeichenschule eröffnen; denn Tischbein war einer der ersten, der für den allgemein bildenden Wert des Zeichnens eintrat. Tischbein fand hier aber nicht den Anklang, den er erhoffte. Doch von Bedeutung wurde ihm der Aufenthalt in Hamburg dadurch, daß er dort die Bekanntschaft des kunstliebenden Herzogs Peter von Oldenburg machte. Dieser kaufte ihm einen großen Teil seiner Gemäldesammlung ab und wußte ihn schließlich zu bewegen, ihm gegen ein Jahresgehalt an

¹⁾ Er war dort Goethes Reisebegleiter.

²⁾ Es ist derselbe Johann Jakob Tischbein, der seit Anfang der 70er Jahre des 18. Jahrhunderts in Lübeck ansässig war († 1791). Von ihm stammen u. a. die Bildnisse des Pastors Christoph Gotthilf Kohlreiß, des Pastors Friedrich Joachim Schnobel, des Bürgermeisters Hinrich Dietrich Salemann, des Bürgermeisters Hinrich Brodes und des Bürgermeisters Franz Bernhard Rodde († 1790) in St. Marien sowie des preußischen Agenten Joh. Hinr. Platzmann in der Gemäldesammlung. Tischbein hinterließ eine bedeutende Gemäldesammlung mit zum Teil seltenen Stücken. Sein Sohn Aug. Albrecht Christian Tischbein war ebenfalls Porträtmaler und wurde am 2. März 1792 Lübecker Bürger. Eine Stammtafel der Familie Tischbein ist zur Erläuterung der Zusammengehörigkeit der Künstler gleichen Namens beigelegt.

seine Sommerresidenz Eutin zu folgen. Hier hatte bekanntlich der Herzog eine Reihe geistig hochstehender Männer um sich versammelt, erinnert sei an Joh. Heinr. Voß, Friedr. Leop. v. Stollberg, J. G. Schlosser, usw. 1808 im Juni siedelte Tischbein als Hofmaler nach Eutin über, wo er bis zu seinem Tode 1829 blieb. Hier widmete er sich nicht nur der Malerei, sondern war auch kunstgewerblich tätig. Er entwarf Zeichnungen für weibliche Handarbeiten und zu Intarsiaarbeiten für Möbel. Ebenso war er künstlerischer Beirat seines Schwagers, des genannten Ofenfabrikanten D. G. Niemann, indem er ihm die Vorbilder für seine Öfen und besonders deren Friese lieferte. Es sind antike Motive, die Tischbein dabei verwendete, Bilder, die er von den griechischen Vasen entlehnte. Gerade diese Vasenbilder hatte Tischbein während seines Aufenthalts in Italien eingehend studiert und in Neapel ein vierbändiges Werk über die Vasen im Besitz des Sir Hamilton herausgegeben. Dieses Vasenwerk erhielt dadurch eine noch größere Bedeutung, daß die Originalvasen des Sir Hamilton bei der Überfahrt nach England durch Schiffbruch zugrunde gingen. Daneben hatte Tischbein, wie er selbst schreibt, „noch Zeichnungen nach verschiedenen Vasen, die sehr merkwürdig sind, wovon ich noch vier Bände machen könnte“³⁾. Aus diesem reichen Formenschatz wählte Tischbein die Vorbilder für die genannten Friese⁴⁾.

³⁾ Friedr. v. Alten: „Aus Tischbeins Leben und Briefwechsel“, Leipzig 1872, S. 125.

⁴⁾ Justus Brinckmann hat z. B. für die 3 Friesbilder des Tischbeinofens im Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe die Vorbilder aus dem Vasenwerk („Collection of engravings from ancient vases of greek workmanship discovered in sepulchres in the Kingdom of the Two Sicilies, now in the possession of Sir Wm. Hamilton“) nachgewiesen (in dem Jahresbericht des Museums für Kunst und Gewerbe zu Hamburg für das Jahr 1910, Seite 51).

Die Herstellung derselben geschah nicht wie bisher üblich durch Malerei, die z. B. auch unseren bekannten Stockelsdorfer Ofen ihren Schmuck verlieh. Es wurde statt dessen eine Einlegetechnik verwendet, die an die Intarsia bei den Holzarbeiten erinnert. Der figürliche und ornamentale Schmuck aus hellerem Ton ist in den dunkleren Grund eingelegt und ebenso wieder sind die Umrislinien aus dunklerem Ton in den helleren eingefügt. Justus Brinckmann beschreibt die Technik folgendermaßen: „Auf einer Gipsform sieht man die Zeichnung in zweierlei Relief; den Hauptumrissen der Figuren folgt eine nach dem Innern der Figuren steil, nach außen schräg abfallende Umwallung; innerhalb dieser ist die ganze Innenzeichnung durch wenig erhabene Linien wiedergegeben. Die Benutzung solcher Form haben wir uns etwa so zu denken, daß man von der Hohlform einen Abguß in Ton nahm, indem man die umwallten Flächen mit hellem Ton, die übrigen Flächen mit dunklem füllte, dann der aus der Form gehobenen Tonplatte einen Überguß von dunklem Ton gab, der nun die Vertiefungen der Umrisse und der Innenzeichnung füllte. Schließlich wurde durch Abziehen mit einem Draht so viel von dem braunen Beguß wieder entfernt, daß er nur in den vertieften Linien verblieb, im übrigen der helle Ton der Figuren wieder bloßgelegt wurde“⁵⁾.

Diese recht geschmackvollen Ofen fanden bald in unserer Gegend reichen Absatz. Um die Töpferei in unserer Vaterstadt war es damals nicht gut bestellt. Am 19. Dezember 1809 verlas der Prediger J. F. Petersen in der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit den Vortrag eines Unbekannten „über die hiesige Töpferei“⁶⁾. Nach seinen

⁵⁾ Museum für Kunst und Gewerbe, Hamburg, Jahresbericht für 1910, Seite 51.

⁶⁾ Aufbewahrt im Archiv der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit.

Mitteilungen bestand das Töpferamt zu der Zeit nur aus 3 Meistern, 11 Gesellen und 2 freimeistern. Der Verfasser geht ein auf die Gründe des Tiefstandes der hiesigen Töpferei und gibt Mittel und Wege an zur Hebung, u. a. den Besuch der Zeichenschule und Geldunterstützungen. Daß unter diesen Umständen auch die kunstliebende Bevölkerung Lübecks es vorzog, bei Bedarf Öfen aus der Eutiner Fabrik zu beziehen, ist verständlich. Aber ebenso, wie sich das Töpferamt seinerzeit der Einführung der Stockelsdorfer Öfen widersetzt hatte, und es deswegen 1763 zu einem allgemeinen Aufstand der Handwerker kam⁷⁾, so betrachtete man auch jetzt die Aufstellung von Tischbeinöfen als Eingriffe in die Amtsbefugnisse und suchte sie mit Gewalt von hier fernzuhalten. Gegen Ende des Jahres 1808 hatte Niemann 4 Öfen nach Lübeck zu liefern, sie wurden ihm aber vor dem Tore von den hiesigen Töpfern abgenommen. Auf Betreiben Niemanns wandte sich am 4. Januar 1809 die Eutiner Regierung an den Rat zu Lübeck, „durch zweckdienliche Verfügung behülflich zu sein, daß dem Niemann die angehaltenen Öfen wieder verabfolgt werden“, da dieser sonst einen großen Schaden erleiden würde. „Schon seit einiger Zeit habe er nach und nach Öfen nach Lübeck gesandt, ohne daß diese angehalten, oder ihm Ungelegenheiten darüber verursacht worden, daß aber vor kurzem, als er mehrere bei ihm bestellte Öfen, 4 an der Zahl, dahin geschickt habe, sie dortselbst am Tore angehalten und von dortigen Töpfern in Beschlag genommen wären, weil es ihrem Handwerks-Privilegium zuwider sein soll, daß ein fremder Töpfer von seinem Fabrikat nach Lübeck bringe.“ Die Eutiner Regierung macht treffend geltend: „Es tritt jedoch hierbei der Umstand ein, daß die Öfen, welche der hiesige Töpfer Niemann

⁷⁾ Vergleiche J. R. Becker: „Umständliche Geschichte der Stadt Lübeck“ Band III (Lübeck 1805), Seite 322 ff.

verfertigt, wegen ihrer besonderen Beschaffenheit mehr eine Kunstarbeit, die in den benachbarten Orten vielen Absatz findet, als eine gemeine Töpferarbeit zu nennen sind, auch von dieser Art keine Öfen in Lübeck verfertigt werden sollen."

Die beschlagnahmten Öfen hatte das Töpferamt auf sein Amtshaus, das Haus der Zimmerleute, Breite Straße 11, bringen lassen und dort unter dem Siegel der Wette verwahrt. Der Senat wies nun am 11. Januar die Wette an, „beregte von Eutin gekommenen Öfen sich von dem Amte der Töpfer ausliefern und dem Eutinischen Töpfer Niemann oder denjenigen, welche er zum Empfang anweisen wird, verabsolgen zu lassen“. Ebenso wurde auch nach Eutin berichtet. Die Wette beauftragte den Wetteediener Carl Valentin Barkenthien, am 14. Januar sich nachmittags um 2 Uhr nach dem Töpferamtshaus zu begeben, die Öfen dort in Empfang zu nehmen und mit Hilfe der nötigen Arbeitsleute an die Wette zu bringen. Bei einer Weigerung „ist dem Amte die Auslieferung derselben zu der bestimmten Zeit bei Vermeidung einer Pön von 100 Reichthaler in eventum der Execution anbefohlen worden“. Doch war diese Anweisung leichter gegeben als ausgeführt; denn die Töpfer wollten die beschlagnahmten Öfen auf keinen Fall herausgeben, und so kam es zu argen Ausschreitungen. Hierüber machte der Wetteediener C. V. Barkenthien vor der Wette folgende Aussagen: „Er habe sich dem ihm gewordenen Befehle der Herren der Wette gemäß d. 14. hujus in Begleitung von 8 gemeinen Trägern, nachmittags um 2½ Uhr nach dem Zimmeramtshause versüßt, als woselbst das Töpferamt seine Zusammenkünfte hat, auch die von Eutin anhero gekommenen verpackten Öfen auf der Diele niedergesetzt waren. Die Träger hätten auf der Diele gewartet; er Deponent aber habe sich in die Töpfer Amtsstube begeben, woselbst der Töpferälteste Schaeffer, desgleichen die Meister Rehbaum und flügge wie auch 5 oder 6 Töpfergesellen versammelt gewesen wären. Zu-

vorderst habe er den Mitgliedern des Amts der Töpfer eröffnet, wie ihm von den Herren der Wette der Befehl geworden, die von Eutin anhero gekommenen Öfen entgegenzunehmen, sodann aber habe Deponent den noch diesen Morgen erlassenen Bescheid laut vorgelesen, auch nicht unterlassen, die Amtsmitglieder zu vernehmen, sich den obrigkeitlichen Verfügungen willig zu unterwerfen, sich aller Widersetzlichkeiten zu enthalten, und die Öfen auszuliefern angeraten, indem er im entgegengesetzten Falle dahin instruiert worden, ernsthafteste Maßregeln zu ergreifen. Man habe von Seiten der Töpfer hierauf einstimmig entgegnet: sie würden die verlangten Öfen auf keine Weise ausliefern, wenn auch noch eine Null im Protokoll stände. Inzwischen hätten dieselben sich dennoch miteinander besprochen, und demnächst geäußert: Sie wollten zuvörderst zu dem Ältermann Lindenbergh schicken, und dessen Meinung einholen. Dieses habe Deponent geschehen lassen. Es wäre auch wirklich ein Geselle, den Deponent nicht gekannt, an den Lindenbergh abgeschickt worden. Etwa nach Verlauf einer Viertelstunde wäre der Bote mit der Antwort zurückgekommen, Lindenbergh würde bald kommen. Deponent habe annoch eine Weile gewartet; Lindenbergh sei aber nicht erschienen. Die versammelten Mitglieder hätten abermals zu demselben geschickt; auch diese zweite Sendung habe Deponent geschehen lassen; allein der Abgeschickte wäre ohne den Ältermann zurückgekehrt. Sonach habe er erklärt, nun könne er nicht länger zögern, sondern er würde die Träger heißen, die Kisten mit den Öfen fortzuschaffen. Er habe zur Antwort erhalten: das solle nicht geschehen; ehe sie solches zuließen, würden sie alles kurz und klein schlagen. Deponent habe die Opponenten nochmals zweckdienlich ermahnt, die Widerspenstigen hätten aber keinen Vorstellungen Gehör geben wollen. Nunmehr habe er der ihm von Seiten der wohlwollenden Herren der Wette mündlich gewordenen Instruktion gemäß sich nach dem Rathause begeben, und wäre mit 8 Mann

Wache nach dem Amtshause zurückgekehrt. Nochmals wären die Widerspenstigen von dem Deponenten angewiesen, den Befehlen der Herren der Wette zu gehorsamen und die Öfen auszuliefern, jedoch ohne Erfolg. Sonach habe er die Träger beordert, die auf der Diele befindlichen Kisten, und eine Tonne zu transportieren.

Die Wegbringung der ersten Kiste hätten die Töpfer ruhig geschehen lassen. Als sie jedoch solches durch die halb offene Thür bemerkt hätten, wären sie sämtlich herausgekommen, hätten sich durch die Wache gedrängt, die Tonne von der Kiste herabgeworfen, solche zerschlagen und mit Füßen getreten. Um die Wütenden zurückzuhalten und die Öfen zu retten, habe nunmehr die Wache ihre Pflicht tun müssen, welches denn auch mittelst Zurückdrängens und Stoßens geschehen sei, und dennoch habe nicht vermieden werden können, daß nicht an einigen Kisten theils die Siegel verletzt, theils Hammerschläge egerziert worden wären. Er Deponent habe während dieses Handgemenges nur den Transport der Kisten befördert und könne daher nicht genau angeben, wer sich von Seiten der Töpfer hauptsächlich schuldig bezeigt habe. Soviel habe er inzwischen in Erfahrung gebracht, daß der Töpfer Rehbaum am Kopfe verwundet worden sei, und stark geblutet habe, so wie auch mehrere von den Widerspenstigen Contusionen erhalten hätten. Die 5 Kisten wären übrigens benebenst der zerschlagenen Tonne an die Wette gebracht. Bei der Exekution selbst wäre außer den gedachten Töpfern der Wette diener Fröhlich, 8 gemeine Träger, 8 Grenadiere, eine Menge müßiger Zuschauer und wie Deponent vermaßen, der Krugvater gegenwärtig gewesen; daß der Meister Flügge mit einem Beile mehrere Male auf eine Kiste geschlagen, habe er gesehen, weiter könne Deponent nichts angeben.“

Die übrigen Zeugen sagten ähnlich aus. Der Wette diener Hans Hinrich Fröhlich faßte seine Angaben zusammen:

„Es sei alles über und unter einandergegangen, so daß er nicht angeben könne, wer sich hauptsächlich widerseßlich gezeigt habe. Das könne er jedoch mit Wahrheit behaupten, wie Rehbaum nur mit Mühe habe gebändigt werden können und Schaeffer bei der Tonne auf der Erde gelegen, auch daß Flüge mit einem Beil auf eine Kiste geschlagen habe.“ Der Töpfer Rehbaum gestand, „4 Kopfwunden bekommen zu haben“, und zeigte diese vor.

Am 26. Januar war Niemann aus Eutin nach Lübeck gekommen, um die Kisten zu untersuchen und Schadensanspruch zu erheben. Die 4 Kisten hatten äußerlich stark gelitten, waren aber im Innern unversehrt. In der Tonne jedoch „war alles bis auf zwei Kacheln zerbrochen“. Niemann gab den ihm daraus erwachsenen Schaden auf 8 R an. Davon „6 R für seine mit vielen Zierraten versehene Vase“ und zum mindesten 2 R für die zerbrochenen Kacheln, für die er 7 und 5 S das Stück erhalte.

Am 1. Februar verkündigte der Senat das Urteil; „... daß sämtliche Amtsmeister und Gesellen wegen beharrlich verweigerter Folgeleistung der obrigkeitlichen Verordnung in die auf diesen Fall ihnen angedrohte Strafe von 100 Reichstalern verfallen sind, welche Strafe, wofür alle in solidum haften, binnen 8 Tagen bei Vermeidung der Exekution zu erlegen ist.“ Die einzelnen an dem Vorfall beteiligten Töpfer wurden mit Freiheitsstrafen von 14tägiger Gefängnishaft bis zu 3tägiger Gehörkammerhaft belegt. Am 4. Februar wurde das Urteil den Übeltätern vorgelesen und diese sogleich abgeführt. Am 15. Februar gab der Senat an die Wette die Weisung, die fraglichen Öfen an Niemann in Eutin wieder abzugeben.

Während 1765 das ganze Handwerk Lübecks für die Töpfer eintrat und die Gesellen ausständig wurden, vermißt man dieses Mal das gemeinsame Vorgehen. Nur in dem

Bestreben des Töpferamts, die Geldstrafe von 100 Reichstalern von sich abzuwälzen, findet es Unterstützung. Die vier großen Ämter, die Vertretung des gesamten Handwerks, wandten sich gleichzeitig mit den Töpfern am 18. April mit der Bitte an den Senat, die Strafe von 100 Reichstalern „mildest und huldreichst“ zu erlassen, da die Schuldigen ja schon reichlich mit Gefängnis bestraft seien, die übrigen aber unschuldig wären, die Amtsmeister auch nicht über große Geldmittel verfügten. Diesem Ersuchen entsprach dann auch der Senat und schlug die Geldstrafe am 22. April nieder.

Tischbein, Johann Heinrich, Klosterbäcker zu Haina († 1764).

- Joh. Conrad
Tischbein,
Kunststichler
in Haina
(† 1778).
- Joh. Valen-
tin, Hofmaler
in Hildburg-
hausen
(† 1767).
- Johannes,
Mechanikus
in Marburg
(† 1757).
- Joh. Anton,
Maler in
Hamburg
(† 1784).
- Joh. Hein-
rich I., Kauf-
rat und Hof-
maler zu Kassel
(† 1789).
- Joh. Jakob,
Porträtmaler
in Lübeck
(† 1791).
- Anton Wil-
helm, Hof-
maler zu Ha-
nau († 1804).

Wilhelmine, verh. mit dem Maler Petersen zu Lübeck.

Antoinette, Frau des Konsistorialrats Röntgen zu Esens in Ostfriesland.

Magdalena, verh. seit 1795 mit dem Hofmaler Ludw. Phil. Straß zu Oldenburg.

Aug. Albrecht Christian, Maler in Lübeck.

Georg Heinrich, Kupferstecher in Bremen († 1815).

Christian Wilhelm, Maler zu Warschau und Schmiedeberg.

Johann Friedrich August, Hofmaler in Arolsen, Kunstdirektor in Leipzig, † 1812 in Heidelberg.

Ludwig Philipp, Hofarchitekt in Petersburg, († 1808).

Heinrich Jakob, Maler in Hamburg und Frank- a. M.

Joh. Heinrich Wilhelm († 1829) zu Entin.

Joh. Heinrich II., Galerieinspektor in Kassel († 1808).

Mitteilungen

des

Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde.

14. Heft.

August 1920.

Nr. 5.

Inhalt:

W. E. v. Lütgendorff: Lübecker Briefmaler, Formschneider und Kartenmacher. (Schluß folgt.)

Lübecker Briefmaler, Formschneider und Kartenmacher.

Von W. E. v. Lütgendorff.

Im Jahre 1850 wurde in der Jakobikirche ein Teil des alten Gestühls erneuert, dabei kamen einige Schränke in Wegfall, in denen die Kirchenbesucher ihre Gesangbücher aufzubewahren pflegten. Die Schränke waren, wie das vordem vielfach üblich war, im Innern statt mit farbigem Papier mit bunten Holzschnitten beklebt, allerlei Bilderbogen mit religiösen Darstellungen, die zwar nicht durch hohen Kunstwert bemerkenswert erschienen, aber sich durch die teilweise erhaltenen Unterschriften als Lübeckische Arbeiten zu erkennen gaben. Durch einen glücklichen Zufall wurde Pastor Klug auf diese als Tapetenpapier verwendeten frommen Bilderbogen aufmerksam, Maler C. J. Milde war ihm behilflich, die teilweise schon sehr schadhast gewordenen Blätter sorgfältig abzulösen, und dadurch sind sie uns erhalten geblieben und lassen erkennen, daß die hier tätigen „Briefmaler“ noch bis ins 18. Jahrhundert ihre ausreichende Nahrung gefunden haben müssen und daß sie noch immer vorzugsweise in der Hundestraße wohnten.

In der Zeit, als das Lesen noch eine besondere Kunst war, mußte das Bild für breite Massen das Wort ersetzen, und

Andachtsbilder wollte auch der im Hause haben, dem es nicht möglich war, sich ein Gemälde zu verschaffen. Leute, die mehr oder minder gut mit Feder und Pinsel umzugehen wußten, kamen diesem Bedürfnis entgegen, sie zeichneten dutzendweise Heiligenbilder, bemalten sie bunt, schrieben wohl auch einige Zeilen dazu, und fanden an den Kirchentüren und in Marktbuden guten Absatz. Man nannte sie „Briefmaler“, da man im Mittelalter nach dem lateinischen Worte „Breve“ jedes einzelne Schriftstück und dgl. Brief zu nennen pflegte, was sich ja in den Worten Lehrbrief, Frachtbrief oder Freibrief usw. bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Auch wenn der Briefmaler hauptsächlich Kartenmacher war, behielt die Bezeichnung ihre Gültigkeit, denn da „charta“ auch Papier hieß, nannte man das einzelne Kartenblatt ebenfalls einen Brief und tut dies stellenweise noch heute.

Den Briefmalern darf man zu ihrem besonderen Ruhme nachsagen, daß sie sich ein großes Verdienst um die Einführung des Holzschnitts in die Kunst erworben haben, denn sie waren es wohl, die den Zeugdruckern zuerst abgesehen hatten, wie man ein Muster am leichtesten vervielfältigt. Sie schnitten die Umrisse ihrer Heiligenbilder mit den gleichen dicken, fast an die Bleifassungen der Glasfenster erinnernden Linien, wie sie sie sonst mit der Feder auf Papier gezeichnet hatten, in Holz, rieben dann die Platte mit Lampenruß ein und stellten so auf die einfachste Weise Abdrücke her, die sie dann mit Wasserfarben bemalten — illuminierten. Aus der Vereinigung einer Reihe solcher Holzschnitte entstanden die sogenannten Blockbücher, die daher als Werke der Briefmaler anzusehen sind, die sich allmählich zu immer geschickteren Formschneidern entwickelten. Zuerst wurden den Bildern einige Zeilen Text handschriftlich beigelegt, später schnitt man auch diesen in Holz, das Druckverfahren wurde verbessert, und so durch die Briefmaler und Drucker der Boden für die Erfindung der eigentlichen Buchdruckerkunst urbar gemacht. An sich war den

Briefmalern der Text Nebensache, sie hielten es mit den Worten Sebastian Brants:

„Der Bildnis hab ich har gemacht,
 Wer yeman der die gschrift veracht,
 Oder villicht die nit kund lesen,
 Der siecht im Molen wol syn wesen.“

Als man aber die Buchdruckerkunst, das Drucken mit beweglichen Lettern, erfunden hatte, halfen sicher gerade wieder die Briefmaler zu der raschen Verbreitung der neuen Erfindung. So finden wir schon unter den allerersten Buchdruckern Briefmaler, wie Meister Albrecht Pfister in Bamberg, dem man auch die ersten, mit Holzschnitten geschmückten Bücher verdankt. Er nannte sich „Briefdrucker“, wie andere vor ihm auch, z. B. der von 1428 bis 1452 vorkommende Wilhelm Kegeler in Tüdingen.

Das Stoffgebiet der Briefmaler erweiterte sich immer mehr, schon sehr früh begannen sie Spielkarten, Neujahrswünsche und Patenbriefe herzustellen, daran reiheten sich Flugblätter aller Art, Abbildungen von allerlei Merkwürdigkeiten und selbst Spottbilder. Briefmaler waren die ersten Illustratoren unserer Bücher, sie waren es, die die erste deutsche Bibel mit jenen Holzschnitten versahen, die ihre Verwandtschaft mit den gleichzeitigen Kartenbildern nicht verleugnen. In den meisten Fällen war der Briefmaler sein eigener Zeichner, Formschneider, Drucker, Illuminist und Verleger. Er bildete Lehrlinge zu seinen Gehilfen heran, und ein zunftmäßiger Zusammenschluß läßt sich schon sehr früh nachweisen, an manchen Orten nannten sie sich nach ihrer gangbarsten Ware auch kurzweg Kartenmacher, wie das Bürgerbuch der Stadt Augsburg aufweist, wo sie schon 1418 als besondere Zunft vorkommen. Auch der Vater des berühmten Augsburger Buchdruckers Anton Sorg war ein trefflicher Formschneider und wird in den Steuerbüchern von 1451 bis 1492 wiederholt als „Kartenmacher“ bezeichnet.

In allen größeren deutschen Städten findet man Briefmaler; besonders zahlreich waren sie in Nürnberg, wo Nikolaus

Glockendon und Hans Guldenmundt, der als Geselle bei Albrecht Dürer gearbeitet hat, vielleicht den lebhaftesten Betrieb hatten. Übrigens haben auch viele der besten Künstler ihrer Zeit sich an der Briefmalerei beteiligt, wenn sie sich auch meist der Mitarbeit des Holzschneiders und Buchdruckers bedient haben werden. Wir wissen, daß selbst Albrecht Dürer sein eigener Verleger war. Noch ist die Urkunde vom 12. August 1500 vorhanden, durch die er einen jungen Mann, für den der Bruder haftet, mit dem Vertrieb seiner gedruckten Kunstwerke betraut. Seine geschäftstüchtige Ehefrau Agnes fuhr sogar, während er in Venedig weilte, nach Frankfurt zur Messe, jedenfalls um dort Holzschnitte und Kupferstiche feilzuhalten¹⁾.

Wenn im Süden, z. B. in Ulm, schon 1398 Formschneider genannt werden, so dürfen wir überzeugt sein, daß sie im Norden mindestens seit dem 15. Jahrhundert nicht mehr gefehlt haben. Das muß man besonders für Lübeck annehmen. Können vorläufig auch noch keine Namen genannt werden, so beweisen doch die für ihre Zeit vortrefflichen Holzschnitte schon der ältesten Lübecker Drucke, daß hier bessere Formschneider tätig gewesen sein müssen als in vielen mittel- oder süddeutschen Städten. Die Formschneider waren hier sicher, wie überall, vielseitige Meister, und so kann manch einer von den vielen, die kurzweg als Maler in den Urkunden bezeichnet werden, eigentlich Briefmaler, Formschneider, Illuminist und Kartenmacher gewesen sein. Vielleicht könnte dies von Hinrik van Gronowe angenommen werden, der im Jahre 1408 das Haus Breite Straße 780, 781 (jetzt 21, 23) kaufte, denn er wird nicht als „pictor“, sondern als „depictor“ bezeichnet, was man allenfalls als „Anmaler“ übersetzen und dann für „Illuminist“ gelten lassen könnte, vielleicht war „Pagenator“ die versuchte lateinische Bezeichnung für den Briefmaler und Formschneider,

¹⁾ In Nürnberg betrieben die Briefmaler auch im 17. Jahrhundert noch einen regen Bilderhandel und nannten sich daher auch Kunsthändler, so Paul Fürst im Jahre 1646.

dann wäre Meister Hans Rese hier zu nennen. Es ist nicht zu zweifeln, daß sich bei günstiger Gelegenheit auch der urkundliche Nachweis für das Vorkommen lübeckischer Briefmaler und Formschneider im 15. Jahrhundert noch erbringen lassen wird. In der Mitte des 16. Jahrhunderts hatten sie eine beachtenswerte Höhe erreicht, für die der große Holzschnitt mit dem Gesamtbild der Stadt Lübeck ein sprechender Beleg ist. Paul Simson²⁾ hat durch einen Fund im Danziger Stadtarchiv sehr wahrscheinlich machen können, daß ein Mitglied der Briefmalerfamilie Diebel dieses Stadtbild geschaffen hat. Im Jahre 1574 bietet der Lübecker Illuminister Hans Diebel seinen großen Holzschnitt mit dem Lübecker Stadtbilde, den er „ungefährlich vor 23 Jahren etwan ins werck gebracht“ und den er illuminiert hatte, dem Danziger Räte zum Kauf an. Bisher ist es nicht gelungen, diesen Hans Diebel als Bürger und Hausbesitzer nachzuweisen. Er scheint demnach hier eingewandert gewesen zu sein, besaß er ein Haus, so war es auf einen fremden Namen geschrieben, da er als Nichtbürger auch keinen Hauskauf abschließen konnte. Als Hans Diebel sein Stadtbild in Danzig anbot, war er selbst dort, er ist also wohl mit seinen bemalten „Briefen“ herumgereist und schließlich fern von Lübeck sesshaft geworden. Dafür spricht die Tatsache, daß im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts in Wien ein Formschneider und Illuminierer Hans Diebel³⁾ „bei der Universität“ nachweisbar ist. Ob er im Dienst der Universität stand oder nur seine Wohnung in ihrer Nähe hatte, müßte noch festgestellt werden. Dieser Wiener Hans Diebel könnte nur ein Sohn des gleichnamigen Lübecker Meisters gewesen sein, denn wenn er um 1551 seinen Holzschnitt „ins werck gebracht“, müßte er im Jahre 1626, als Hans Diebel in Wien noch eine Zahlung erhält, ein Alter von etwa 100 Jahren erreicht haben.

¹⁾ Ztschr. d. V. f. Lüb. Gesch. u. U. (1916) Bd. 18, S. 97—100.

²⁾ Ein Holzschnitt von ihm war 1873 in der „Historischen Ausstellung der Stadt Wien“ ausgestellt.

fehlt also in unseren Urkunden bis jetzt der Name Hans Diebel, so findet sich doch ein Briefmaler und Formschneider Christopher Diebel, wohl auch ein Sohn des älteren Hans. Er kaufte im Jahre 1588 das Haus Nr. 22 (früher 98) in der Hundestraße, die die bevorzugte Wohnstätte der Briefmaler war und blieb. Im Jahre 1597 war er bereits verstorben und hinterließ sein Haus seinen Kindern Christoph und Pasche. Seine Kinder erster Ehe behielten 500 *M* Pfandgeld in diesem Hause, für das es ihnen im Jahre 1605 durch Prozeß zugeschrieben wird. Vielleicht war Elias Diebel (Tibell), der am 3. September 1610 das Bürgerrecht erlangte, einer seiner Söhne und der Verfertiger verschiedener Holzschnitte, von denen Nagler ein Blatt mit den 12 Aposteln⁴⁾ kannte. Die Kinder Christophers verkauften das Haus an Hans Elreder (Olderidder), der wahrscheinlich ein Schwiegersohn Christopher Diebels war, da er schon im Jahre 1600 als einer von dessen Erben vor der Wette erscheint, um Klage gegen den Briefmaler Mattis Heytmann⁵⁾ zu führen. Elreder wird wohl selbst kein „gelernter“ Briefmaler gewesen sein, wofür auch sein Streit mit Heytmann spricht, sondern hat nur das Geschäft für sich und die Miterben fortgeführt, und zwar nur so lange, bis Johann Philipp Kautzhamer die Katharina Diebel geheiratet hatte. Das dürfte um 1618 der Fall gewesen sein, denn damals wurde er Bürger „mit einer Muskete“. Ein eigenes Haus wurde nicht auf seinen Namen geschrieben, nach der Angabe auf seinen Holzschnitten wohnte er „in der Hundestraßen“, also höchstwahrscheinlich in dem alten Diebelschen Geschäftshause, dessen Mitbesitzerin seine Frau ja gewesen sein muß. Da sich von ihm einige Holzschnitte erhalten haben, kann man sagen,

⁴⁾ Bd. 2, S. 384, wo Elias Diebel allerdings zu früh („2. Hälfte d. 16. Jahrh.“) angesetzt erscheint.

⁵⁾ Von diesem Briefmaler ist nur noch zu erwähnen, daß er am 8. Juni 1599 seinen Gesellen Konrad Dannert verklagte, weil ihn dieser vor Ablauf der ausbedungenen Zeit verlassen hatte. Wetteprotokoll 173, Bl. 11 b und 35 b. Mitglieder der Familie Heytmann kommen als Besitzer des Hauses Hundestraße Nr. 8 (alt 105) schon 1494 und 1535 vor.

daß er nicht ungeschickt war, und wenn seine Kunst nicht nach dem Brote gegangen wäre, würde er auch in der Verfallzeit des deutschen Holzschnitts noch Beachtung beanspruchen können. Nagler⁶⁾ kannte von ihm ein „Urteil Salomonis“, die Kupferstichsammlung des Museums am Dom besitzt von ihm drei mit Wasserfarben bemalte Holzschnitte:

1. Die schmerzhaftige Maria (Mater Dolorosa).
2. Christus als Schmerzensmann (Ecce Homo).
3. „Der Englische Gruß.“

Die Unterschriften, soweit sie erhalten sind, lauten: „In Lübeck bey Johann Philipp Kauhhamer, Formschneider und Brieffmahler in der Hundestraßen.“

Er wird nach 1647 gestorben sein und kann, von andern gewichtigen Gründen abgesehen, schon seiner Lebensdauer nach nicht als der Verfertiger der großen Stadtansicht in Frage kommen, wofür ihn Gläser in Anspruch nehmen wollte, der obendrein nach Nagler den Namen mit K statt K schrieb⁷⁾. Es wäre ja denkbar, daß Kauhhamer die Holzstöcke aus dem Nachlasse seines Schwiegervaters noch besessen und bei Bedarf abgedruckt hat. Aber da Gläser irgendeinen Hinweis nach dieser Richtung schuldig bleibt, ist es ganz unverständlich, wie er gerade auf Kauhhamer verfallen konnte.

Wie überall, werden die Briefmaler und Formschneider auch hier von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an ihren Hauptnahrungszweig in der Herstellung von Spielkarten gefunden haben, und deshalb werden sie auch schon sehr bald mit Vorliebe kurzweg „Kartenmacher“ genannt, wie der am 4. Oktober 1596 unter der Bürgerschaft von Hans Buis und Usmus Jens als Bürger aufgenommene Hinrick Buis oder Hans Stolte, der im Jahre 1599 Bürger wurde. Stoltes Tochter Elsabe

⁶⁾ Er hat sich aber sehr verlesen, denn er führt ihn als Kauhhamer an und nennt als Wohnung die Hundestraße, was nach ihm auch Mithof u. a. tun.

⁷⁾ Also nie einen Holzschnitt Kauhhamers mit eigenen Augen gesehen haben kann.

heiratete 1625 den Kartenmacher Hans Hilleßen, der sich neun Jahre später das Haus Hundestraße 88 (jetzt 40) kaufen konnte, das die Witwe wieder verkaufte, als sie 1639 den Kartenmacher Hinrick Barff heiratete⁸⁾.

Ältere Kartenspiele lübeckischer Herkunft habe ich weder in den Sammlungen des Münchener Nationalmuseums und des Germanischen Museums in Nürnberg noch in der Bibliothek des österreichischen Museums in Wien ausfindig machen können, und auch in den Kupferstichkabinetten in Berlin und Dresden wird man vergeblich suchen⁹⁾, dagegen wäre es möglich, daß sich die eine oder die andere Probe alllübeckischer Kartenmacherei in den skandinavischen Ländern oder im baltischen Gebiet und in Rußland erhalten hat, denn dorthin haben die hiesigen Kartennmacher ihren wichtigsten Absatz gefunden, und als Hans Griebel, der als Briefmaler und Kirchendiener im Jahre 1601 im Bürgerbuch verzeichnet wird — er war später Küster der St.-Klemens-Kirche —, einen angenommenen Jungen und dessen Mutter an den Schiffen seine Erzeugnisse, darunter auch Karten, feilhalten ließ¹⁰⁾, fanden sich die übrigen Briefmaler, die, wie es scheint, das Kartenmachen als ihr angestammtes Vorrecht betrachteten, so schwer geschädigt und in ihrer Nahrung bedroht, daß sie bereits 1615 und 1616 den Rat bitten, ihren bisher freien Beruf mit einer Zunftrolle zu beglücken, um eine Handhabe gegen alle Eingriffe in ihre dann geschützten Rechte zu erlangen.

⁸⁾ Der Name kommt auch Burfft geschrieben vor, in der Beschwerde der fünf hiesigen Kartenmacher gegen Hans Vanselow unterschreibt er selbst sich ganz deutlich: Barff.

⁹⁾ Außer in den Katalogen der genannten Sammlungen findet man noch wertvolle Beiträge zur Geschichte der Spielkarten in: Duchesne aîné: *Jeux de Cartes tarots et cartes numerales du 14. au 18. siècle représentés en 100 planches d'après les originaux avec un précis historique et explicatif.* Herausgegeben von der Gesellschaft der französischen Bibliophilen, Paris 1844, und G. W. U. Willshire: *A descriptive Catalogue of klaying and other cards in the British Museum.* London 1876.

¹⁰⁾ Die Schiffer waren zweifellos sehr gute Abnehmer. Die Schiffergesellschaft kaufte, wie u. a. das Denkelboeck (Ausgaben- und Einnahmenbuch) der St.-Annen-Brüderschaft ausweist, schon in den Jahren 1523—1526 die Kartenspiele dutzendweise, wohl, um sie an die Mitglieder abzugeben.

Vielleicht betrachteten sie es auch als einen Eingriff, daß die hiesigen Malermeister sich gelegentlich auch mit dem Illuminieren beschäftigten. Daß dies der Fall war, dafür hat sich in Wort und Bild noch ein sicherer Beleg erhalten. Der Artilleriemeister Hanns Frese hatte eine große (200 cm lange und 78 cm breite) Karte im Maßstab von 1 : 1200 gezeichnet, die den Lauf der Stepenitz von Bratzkow ab und der Maurine von Schönberg ab bis zur Einmündung in den Daffower See und der in ihnen befindlichen Wehre sowie den Lauf der Trave von der Herrenfähre bis nach Travemünde samt dem dortigen Hasen und der Keede darstellt. Diese Karte und noch eine zweite (nicht erhaltene) ließ er durch Meister Johann Stubbe¹¹⁾ illuminieren, wie sein Brief vom 28. Januar 1594 ergibt. Dieser Brief ist auch insofern interessant, als er erkennen läßt, wie hoch die Arbeit des Illuminierens damals bewertet wurde¹²⁾. Die Karte zeigt Ortschaften, Kirchen und Höfe usw. mit ihren Einfriedigungen und Wällen, die immerhin so gut angedeutet sind, daß man sich jetzt noch ein leidliches Bild von ihrem ehemaligen Aussehen machen kann. Das ist schließlich ihr Hauptverdienst, denn vom Standpunkte der Kartographie läßt sie sehr viel zu wünschen übrig. Die bildmäßige Wiedergabe der Örtlichkeiten konnten die Wetteherren Thomas von Wickede

¹¹⁾ Stubbe, Stub auch Stuve. Er war 1593 Ältermann der Maler, schon 1579 malte er im Auftrag des Rats eine Sonnenuhr für den Hof Strecknitz und kommt seit 1584 wiederholt in den Rechnungs-(Wochen-) Büchern der Petrikirche vor, für die er gelegentlich gemeinsam mit Gregor van Gehrden gearbeitet und u. a. auch zwei Scheiben zum Seiger (Uhr) und Tafeln hinter und neben dem Altar gemalt hatte. Das Maleramt hatte bei ihm ein Kapital von 180 M \mathcal{K} belegt, das um 1597 gekündigt wurde. Er lebte noch nach 1601. Der Malermeister Gerd Stubbe in der Fischergrube scheint sein Sohn gewesen zu sein.

¹²⁾ Das Schreiben lautet: „Groth gunstige Herren, so hebbe ic̄ by M. Johann Stubbe illumeneren laten, dath ic̄ geteckenth hebbe vor Ersth van der Reyde an travemunde den Darfouwer Se, de stopenisse, mouveryn unde wente thor fer. Js land 3 1/2 ele, Bredh 5 quarter, dar begerdh he for 1 1/2 daler. Item hebbe ic̄ geteckenth Lübeck na der traven sydth nevenst den Rundelen unde graven unde de trave wente tho olde Slo up beyden syden, oc̄ inn lumeneren laten, is land 14 ele unde 3 1/2 quarter unde 3 quarter Bredh, dar begerdh he for 5 daler.“

und Peter Martens wohl auch am besten beurteilen, die am 15. Juli 1601 die Zeichnung des Artilleriemeisters genehmigten.

Diese Zeichnung war durchaus das, was man als „Brief“ bezeichnete. Johann Stubbe hat sich durch seine Arbeit aber doch nicht als Briefmaler betätigt. Als solcher hätte er auch die Zeichnung — den Brief — selbst hergestellt haben müssen. Er war da lediglich Illuminist, aber das Illuminieren betrachteten die Briefmaler von alters her als eine ihnen zukommende Arbeit, und das wäre in einer Briefmaler-Zunftrolle sicher festgelegt worden. Als aber das Kartenmachen zur Hauptsache wurde, hatte das Bemalen von Holzschnitten oder Zeichnungen nur noch wenig Bedeutung.

Es würde wissenswert sein, zu erfahren, nach welchen Vorbildern in Lübeck die Spielkarten gemacht wurden, ob sie einfach Nachahmungen allgemein gangbarer Kartenbilder waren oder ob doch die Kupferstiche des Meisters E. S., Martin Schongauers und Virgil Solis oder die Holzschnitte von Jost Ammann einen Niederschlag zurückgelassen haben. In Frage kamen zunächst sicher nur die sogenannten Eichelkarten mit den vier Farben Eichel, Herz („Rot“), Schelle und Laub („Grün“ oder „Gras“), möglicherweise auch die italienischen Trapolierkarten, die stellenweise in Deutschland, namentlich aber auf manchen Schiffen in Gebrauch waren, und daher auch schon in Nürnberg oder Augsburg hergestellt worden sind. Aus Nürnberg und Augsburg holten die hiesigen Meister vorzugsweise ihre Gesellen, aus denen dann der hiesige Nachwuchs hervorgegangen ist, wie man nach verschiedenen, hier nicht einheimischen Familiennamen anzunehmen berechtigt ist. So dürfte auch Jürgen Creutzberger zunächst als Geselle aus Nürnberg zu Christopher Diebel gekommen sein. Als er hier sesshaft bleiben und im Jahre 1593 Bürger (mit 1 Koro) werden wollte, war Diebel einer seiner Bürgen. Creutzberger war zweifellos ein besonders geschickter Mann, der seinen Beruf im vollen Umfange ausfüllen konnte. Deshalb nahm er auch

unter seinen Genossen einen gewissen Vorrang ein, auch hielt er gute Freundschaft mit den hiesigen Malern, im Jahre 1608 kaufte er das Haus des Malers Moritz van Gehrden (Gehren)¹³⁾ in der Hundestraße 16 (früher 101), und als er Ursula Falcke, seine zweite Frau, heiratete, fand die Hochzeit im Hause des Malers Johann Willinges (Hundestraße 10 [alt 104]) statt. Die Kupferstichsammlung des Museums am Dom besitzt von ihm acht Heiligerbilderbogen, mit Wasserfarben bemalte Holzschnitte, nämlich:

1. „Die heilige Jungfrau Maria mit Ihrem Kindelein Jesu.“ Die Darstellung ist mit einem Rosenkranz umgeben.
2. Die sieben Werke der Barmherzigkeit.
3. Die Geschichte Adams und Evas im Paradiese.
4. Der Erzengel Michael.
5. Die Historia vom Joseph.
6. Betende Maria.
7. Anbetung des neugeborenen Jesuskinds.
8. Salvator mundi (segnender Christus mit der Weltkugel).

Er bezeichnet seine Blätter in wörtlicher Übereinstimmung mit den Unterschriften Kautzhamers: Zu Lübeck bey Jürgen Creutzberger, Formschneider und Brieffmahler in der Hundestraßen. Er hatte zweifellos eine geschickte Hand, und es ist denkbar, daß er mit Benutzung von Vorbildern seine Bilderbogen selbst auf Holz gezeichnet hat. Für Creutzbergers Ansehen spricht es, daß er gern als Bürge in Anspruch genommen wurde. So bürgte er schon 1593 für den als Formenschneider aufgenommenen Neubürger Hans Maier, im Jahre 1613 bürgte er in gleicher Weise für den Briefmaler Hans Schulte, 1618 für den schon erwähnten Johann Philipp Kautzhamer und 1633 für Jochim Ellerbusch.

Jürgen Creutzberger ist um 1645 gestorben und hinterließ damals sein Haus seiner Witwe und seinen Kindern. Ob der in Nürnberg tätige, namentlich als geschickter Buchstabenschneider

¹³⁾ Vgl. über ihn: Th. Hack, Die Maler van Gehrden in Lübeck. Mitt. d. V. f. Lüb. Gesch. u. A., 1866, Nr. 12.

gerühmte Paul Creutzberger († 1660)¹⁴⁾ ein Sohn oder sonst ein naher Verwandter von ihm gewesen ist, müßte erst festgestellt werden. Seine Tochter Katharine hatte im Jahre 1632 den Briefmaler und Formschneider Hans Vanselow geheiratet, der damals in der Papenstrate wohnte, bis er im Jahre 1646 von der Witwe und den Miterben seines Schwiegervaters dessen Haus in der Hundestraße erwarb, als die Witwe im Begriffe stand, den Briefmaler und Kartenmacher Lorenz Schloer zu heiraten. Hans Vanselow stand in der Sorgfalt der Ausführung nicht auf gleicher Höhe mit seinen Vorgängern, wenn der eine, nur im Bruchstück in unserer Sammlung erhaltene Holzschnitt mit dem Abendmahl, der seine Unterschrift trägt, als Maßstab gelten darf. Im übrigen zeigt sein Heiligenbilderbogen die gleiche Ausstattung, die gleiche Art der Bemalung, ja sogar auch die begleitenden Verse, wie sie Kautzhamer und Creutzberger zur Erläuterung unter den Bildern anzubringen pflegten, fehlen bei ihm nicht, und ebenso stimmt der Wortlaut der Zeile mit seinem Namen mit den andern überein. Verschiedene Blätter, bei denen jeder Text fehlt, darunter acht Bilder aus der Passionsgeschichte, Engel mit den Marterwerkzeugen und ein gekreuzigter Christus, dessen Blutstropfen Engel in Bechern auffangen, können von ihm oder von Gesellen Creutzbergers herkommen. Ein solcher dürfte der Briefmaler Albert Moritz gewesen sein, der im Jahre 1615 „mit 1 Muskete“ Bürger ward. Das Bürgerbuch nennt 1622 den Kartenmacher Hinrich Magerfleisch, vier Jahre später kommt er als Ehemann der Anna Lüdteghans vor, er ist aber ebensowenig hervorgetreten wie Peter Tidemann, der vielleicht überhaupt nur als Arbeiter bei einem Meister untergekommen war und gelegentlich als Opifer bezeichnet wird. Der gleichnamige Schreib- und Rechenmeister könnte sein Sohn gewesen sein.

Mit dem Hause seines Schwiegervaters hatte Vanselow wahrscheinlich auch dessen Werkstatt übernommen. Macht sich

¹⁴⁾ Vgl. Heller, Geschichte der Holzschneidekunst, S. 252 ff.

bei ihm auch der fortschreitende Verfall des Holzschnitts schon stark bemerkbar, so scheint er doch ein recht tüchtiger Geschäftsmann gewesen zu sein. Er kam zu Vermögen, und als er im Jahre 1652 Konete Koch, seine zweite Frau, heiratete, wird er im Trauungsbuch als „Briefmaler Hans van Selow“ eingetragen. Mit der neuen Frau scheint ihm nicht lauter Glück ins alte Haus gekommen zu sein, denn er verlor es durch einen Prozeß schon im Jahre 1652, die Mitmeister feindeten ihn an und sagten, er wolle alle Kundschaft an sich ziehen, ja, als er einen Gesellen in Arbeit nahm, der noch einem anderen Meister verpflichtet war, wurde er verklagt und die Klage in seltener Einmütigkeit von allen Meistern unterschrieben. Er hat sich aber wieder durchgerungen, konnte 1662 das Haus in der Königstraße Nr. 68 (früher 890) kaufen, das wohl bei der Erbteilung 1686 auf seinen Schwiegersohn Hinrich Lauwasser überging, während der Sohn sich in der Hürstraße ankaufte. Ob Christian Vanselau, der nach 1714 starb und seit 1698 ein Haus in der Königstraße besaß, auch hierher gehört, scheint mir nicht ganz sicher. Die Klage gegen Hans Vanselow wurde durch Steffen Hoffmann veranlaßt, der vielleicht einen gewissen Vorrang unter seinen Berufsgenossen einnahm. Er besaß von 1636 bis 1658 das Grundstück Nr. 14 (früher 397) im Kolk an der Nordecke der kleinen Petersgrube, wozu noch mehrere Buden (Nr. 391—394) gehörten. Ihm war ein Geselle, der ihm drei Jahre gedient hatte, aber noch auf ein Jahr verpflichtet gewesen wäre, wegelaufen und bei Hans Vanselow in Arbeit getreten. Dieser Geselle war Zacharias Lehnert¹⁵⁾ (Lenerßen), der 1667 Meister ward und 1670 starb. Seine Witwe Katharina heiratete 1673 den Kartenmacher Kaspar Kruse, der im Kolk wohnte, also damals wohl noch Geselle bei Steffen Hoffmann war, aber 1675 bereits als Meister genannt wird. Auch ein Kornelius Lambert dürfte in der Hoffmannschen Werkstatt gearbeitet haben.

¹⁵⁾ Wohl einer alten Kartenmachersfamilie angehörend, schon 1615 heiratete der Briefmaler Hans Schulte eine Katharina Leynerß.

Als Mitunterzeichner der Klage gegen Vanselow findet man auch den am 11. August 1654 wegen „gotteslästerlichen Sachen“ von der Wette zu 4 Reichstalern verurteilten Briefmaler Otto Johann van Bergen (Borgh). Er wohnte schon 1651 in der Hundestraße und kaufte 1657 dort das Haus Nr. 5 (früher 110); verheiratet war er seit November 1654 mit Katharina, der Tochter des Berend Estrow, und dürfte vor 1680 gestorben sein. Als weiterer Mitkläger unterschreibt sich „Gabriegel Laugebein“. Ein Gabriel Laugebein besaß 1661—1664 in der Depenau 14/16 (früher 469, 470) eine an der Straße liegende Bude nebst einem Gang mit zwei Buden. Er ist jedenfalls identisch mit dem Kartennmacher Gabriel Lange, den Dr. Ed. Hach im St.-Petri-Taufbuch von 1659 als Vater eines Sohnes und Ehemann der Barbara Lütze gefunden hat. Dr. Hach verzeichnet auch einen vor 1671 verstorbenen Briefmaler Christopher Piel, der 1653 eine Tochter in St. Marien taufen ließ, und einen Briefmaler Hans Kempe, von dem er berichtet, dieser habe 1666 die Anna Barkmann geheiratet und die Hochzeit im Hause seines Schwiegervaters Hans Barkmann in der Stavenstraße gefeiert. Nun hatte aber in dieser Straße kein Hans Barkmann irgend- ein Grundstück, ja, der Name Barkmann kommt im ganzen 17. Jahrhundert unter den Bürgern, die in Lübeck ein Haus besaßen, überhaupt nicht vor¹⁶⁾. Wohl aber wird ein Hans Kempe in den Jahren 1642—1661 als Besitzer einer Bude im Fünfshausen 29 genannt, der aber schwerlich als Briefmaler in Frage kommt. Aber vielleicht war der Maler Hans Schloer, der von 1626 bis 1640 das Haus in der Hundestraße Nr. 10 (früher 104) besaß, ein älterer Verwandter des Lorenz Schloer (Sloyer) und selbst schon als Briefmaler tätig¹⁷⁾. Als er am

¹⁶⁾ Nur ein Bendig Berchmann erwarb im Jahre 1671 ein Haus in der Gr. Gröpelgrube.

¹⁷⁾ Er wird im Marienkirchenwochenbuche 1626 mehrfach genannt, so erhielt er u. a. 30 M \mathcal{L} , um in Mag. Thomas Balthers Stuben „Historien up linnen tho malen“. M. Thomas Balthasar war Subrektor und seit 1625 Prediger an St. Marien, † 1638.

25. Juni 1646 Bürger wurde, wird als einer seiner Bürgen auch ein Markus Schloer genannt, der vielleicht sein Vormund und Lehrmeister war. Als seinen Vater halte ich jenen Hinrich Schloer, dessen Kinder im Jahre 1650 das Haus in der Hundestraße Nr. 12 (alt Nr. 103) durch das Gericht zugesprochen erhielten. Hier muß Lorenz Schloer gewohnt haben, bis sein Schwiegersohn Klaus Petersen dieses Haus bekam. Er selbst hatte Ursula, die Witwe Jürgen Creutzbergers, geb. Falcke geheiratet, und es spricht am besten dafür, daß er schon seine eigene Werkstatt hatte und nicht erst in eine solche einheiratete, daß seine Frau das ererbte Haus dem Schwiegersohne Creutzbergers verkauft hatte. Im Jahre 1662 heiratete er seine zweite Frau Maria Petersen und hielt auf dem alten Schützenhofe Hochzeit. Er scheint sich vornehmlich auf das Kartenmachen verlegt zu haben, im Jahre 1667 ist er einer der drei hiesigen Kartenmacher, die sich gegen den aus Westfalen eingewanderten und eben zum Einwohner angenommenen Johann (David) Meyer beschwerten, daß dieser auch Karten mache, er sei Briefmaler und habe das Kartenmachen nicht gelernt, dabei wird zum erstenmal betont, daß Kartenmachen und Briefmalen zwei verschiedene Hantierungen seien. Die Beschwerde scheint nicht den gewünschten Erfolg gehabt zu haben, die Kartenmacher hatten ja noch immer keinerlei Handhabe, sich gegen Eingriffe in ihre Geschäftstätigkeit zu wehren. Als sich nun in benachbarten Städten Kartenmacher ansässig machten, befürchteten sie, daß diese, wenn sie dort ihr Fortkommen nicht finden, sich nach Lübeck wenden könnten, auch empfanden sie es als einen schweren Mangel, daß es ihnen nicht möglich war, den wilden Handel mit Karten, den teilweise ihre Gesellen und merkwürdigerweise auch die Wandbereiter trieben, unterbinden zu können. Deshalb baten sie erneut um Verleihung der Zunftrechte und erreichten endlich im Jahre 1675, daß die Wette das Amt der Kartenmacher errichtete. Lorenz Schloer scheint der erste Ältermann gewesen zu sein und nahm

alle nun auf ihm ruhenden Verpflichtungen wahr, darunter auch die Bönhasenjagd. So zwang er den Sohn des Jochim Ellerbusch, eines verstorbenen Berufsgenossen, der Decker geworden war, aber nebenbei das Geschäft des Vaters betreiben wollte, durch Wetteurteil, ihm seine Formen und Werkzeuge zu verkaufen, obwohl er mit dem Vater seinerzeit so befreundet war, daß dessen Hochzeit¹⁸⁾ mit Katharina Evers in seinem Hause in der Hundestraße¹⁹⁾ stattgefunden hatte. Sein Sohn und wahrscheinlich auch sein Enkel wurden Kartenmacher wie er, und der 1702 verstorbene Kartenmaler Jürgen Bennien soll sein ehemaliger Lehrling oder Gehilfe gewesen sein.

Als einen zweiten Meister finden wir nun den vorher angefeindeten Johann Meyer, der die Witwe des Hans Vanselow geheiratet und dadurch Zugang ins Amt gefunden hatte. Nach Lorenz Schloers Tode wurde er sogar Ältermann und behielt diese Würde bis 8. Dezember 1686, „da er sich von hinnen heimlich weggeben“, also durchgebrannt war, aber nicht ohne vorher die drei silbernen Schilde, von denen er den einen mit der Inschrift „Hans Mair“ selbst gestiftet, bei einem Wucherer in der Schlumacherstraße zu versetzen, der sie wieder herauszugeben gezwungen werden konnte.

Die Junftrolle von 1675 ist in zwei beglaubigten Abschriften erhalten, der Wortlaut ihrer Satzungen deckt sich mit den andern Rollen aus gleicher Zeit. Die Rechte und Pflichten der Amtsbrüder werden, wie üblich, aufgezählt, leider aber fehlen die uns mehr interessierenden Angaben über den Umfang und die Grenzen des Gewerbes der Kartenmacher, es fehlen Vorschriften über die Herstellung der Karten und das zu verwendende Material. So erfahren wir auch nicht, ob die Lübecker Kartenmacher stets einen Kleinhandel mit Papier betrieben, wie das anderwärts die Regel war. Da später ein solcher Papierhandel nachzuweisen ist, könnte man es eigentlich annehmen.

¹⁸⁾ 1654 heiratete er in zweiter Ehe Koneke Stange.

¹⁹⁾ Wahrscheinlich Nr. 12 (früher 103).

Mitteilungen

des

Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde.

14. Heft.

November 1920.

Nr. 6.

Inhalt:

W. E. v. Lütgendorff: Lübecker Briefmaler, Formschneider und Kartenmacher. (Schluß.)

Lübecker Briefmaler, Formschneider und Kartenmacher.

Von W. E. v. Lütgendorff.

(Schluß.)

Das recht kleine Kartenmacheramt, das bei seiner Errichtung nur aus drei Meistern bestand, nie mehr als vier aufzuweisen hatte und gelegentlich auf „weniger als zwei“ gesunken ist, wurde dem großen Amte der Bäcker angegliedert. Ein Buch wurde angelegt und ein zinnerner Willkomm angeschafft, auf dem u. a. die Namen Kautzhamer und Marten Pfanzerd²⁰⁾ angebracht gewesen sein sollen.

Die Lübecker Kartenmacher hatten nun auch ihre Zunftordnung, wie sie in vielen anderen Städten schon längst bestand. Zuerst scheint das Kartenmachen, das ursprünglich ausschließlich Handarbeit war, in Ulm zunftmäßig geworden zu sein, wo das mindestens schon 1402 der Fall war. Bald folgten Nürnberg, Augsburg, dann Regensburg, Frankfurt a. M. u. a. In Frankreich findet sich die älteste Erwähnung von Spiel-

²⁰⁾ Jedenfalls auch ein Briefmaler, dessen Name bisher aber nur durch diese Inschrift überliefert ist. Er war vielleicht ein Verwandter des 1659—1690 vorkommenden Petschierstechers Hans Pantzer.

karten im Ausgabenbuch des Schatzmeisters Karls VII., nach dem der Maler Jacquemin Gringonneur im Jahre 1392 eine Zahlung für drei Spiele Karten in Gold und Farben erhielt²¹⁾. Von da an wurde die Kartenmacherei auch in Frankreich ein besonderer Beruf, und im Jahre 1581 erhielten die „maitres cartiers“ zuerst ihre Satzungen, die dann 1613 erweitert wurden. Es wurde ihnen unter andern zur Vorschrift gemacht, auf dem Rande des Treffbuben der Länge und der Breite nach den Namen des Verfertigers nebst dessen „enseignes et devises“ anzubringen. Eine ähnliche Bestimmung fehlt in den hiesigen Satzungen, aber es ist anzunehmen, daß unsere Kartenmacher schon aus Geschäftsrücksichten ihre Namen nicht verschwiegen haben, so daß man immer noch auf das gelegentliche Austausch alter Lübscher Spielfarten warten kann, die in früherer Zeit hier wie anderwärts Arbeiten der Briefmaler waren. Daher waren die Briefmaler von vornherein als vollberechtigte Zunftverwandte angesehen, wie ja auch die Aufnahme Johann Meyers schon bewiesen hat. Als nächstes Mitglied des jungen Amts erscheint der „Brieff- und Kartenmahler“ Klaus Petersen in der Hundestraße, der schon 1681 einen noch erhaltenen Holzschnitt: „Wahre und eigentliche Abcontrafactur der kais. freyen und des Röm. Reichs Stadt Lübeck beneben des neuen Cometen oder geschneuzten Sterns“ herausgegeben hatte, aber erst 1684, als er „ins Amt freite“ und Elsabe Schloer zur Frau nahm, als Meister zugelassen wurde. Im Jahre darauf wird er Besitzer von Lorenz Schloers Haus in der Hundestraße und erscheint gleichzeitig in der Klage gegen den Gesellen Klaus Bielau auch als Ältermann, und damals muß er auch die Amtsrolle, Buch und Zinngerät in Verwahrung genommen und behalten haben, auch nachdem die Würde auf Lobwasser übergegangen war.

²¹⁾ In Nürnberg werden Kartenmaler schon 1384 genannt.

Er scheint überhaupt vernachlässigt zu haben, seine Wahl eintragen zu lassen, so daß sie später bestritten werden konnte. Von seinen fünf Kindern hat er nur seinen 1697 geborenen Sohn Nikolaus zum Kartenmacher ausgebildet, er selbst trat in vorgerücktem Alter als Werkführer in die „Fabrik“ seines Schwagers Schloer ein, bei dem er dann auch gewohnt haben soll.

In umfassenderer Weise als die andern betrieb der 1642 geborene Sohn Jürgen des Hans Vanselau, also der Enkel Jürgen Creutzbergers, sein Geschäft, das er vom Vater übernommen hatte und auszudehnen verstand. Von ihm steht wenigstens fest, daß er auch Papierhändler war und mit Holland und Frankreich in Geschäftsverbindung stand. Schon im Alter von 22 Jahren heiratete er die Elisabeth Hannemann und kam im Laufe der Zeit zu einem stattlichen Vermögen, das er gern in Grundstücken anlegte, von denen er in seinem bis 1716 währenden Leben auch mehrere kaufte, so 1679 den Schwanengang in der Ägidienstraße, 1691 Hürstraße 13 (alt 312), 1696 Wahmstraße 27 (alt 456), und erhielt, wohl als Pfandgläubiger, auch das gegenüberliegende Haus Nr. 12 (alt 322). Für seinen Wohlstand scheint auch die noch vorhandene Grabplatte in der Marienkirche mit der Inschrift: „Jürgen Vanselau und seinen Erben erblich No. 1714“ zu sprechen.

Sein Schwager war der Briefmaler und Kartenmacher Hinrich Lohwasser (Lauwasser, Lobwasser), der 1678 die Elisabeth Vanselau geheiratet hatte und Bürger geworden war. Am 9. April 1681 legte er sein Meisterstück vor und wurde als Meister eingeschrieben. Er wohnte im Hause seines Schwiegervaters in der Königstraße Nr. 68 (alt 890), das ihm im Jahre 1686 zugeschrieben wurde. Damals war er auch Ältermann geworden. Als er eine zweite Ehe einging, kam er in seinen Verhältnissen etwas zurück und starb im Jahre 1707. In welchem Verwandtschaftsverhältnis zu ihm Baltzer Ulmann steht, der schon 1683 als Ehemann der Katharina Vanselau

vorkommt, müßte erst ermittelt werden, auch steht nicht fest, ob Hans Christoph Ulemann (Uhlmann) ein Bruder des Balzer war, was zu vermuten wäre. Dieser Ulemann wurde am 21. Oktober 1691 Meister und mußte die hohe Gebühr von 60 M \mathcal{L} erlegen, da er außerhalb des Handwerks freien wollte. Im Jahre 1692 wurde er unter der Mitbürgerschaft von Hinrich Lobwasser Bürger und heiratete die Katharina Rieck. Er starb 1716, und die Witwe verkaufte seine Werkzeuge und Arbeitsgerätschaften an ihren langjährigen Gesellen Klaus Sielau. Dieser war ein braver, genügsamer Mann, er machte 1686, als er die D \mathcal{S} el Ellerbusch, die keine Kartenmacherstochter war, heiraten wollte, zwar sein Meisterstück, erlegte daher auch 60 M \mathcal{L} Gebühren, blieb aber Geselle und scheint sich dabei wohlgeföhlt zu haben, denn die Meister rissen sich ja um ihn und erzwangen ein Wetteurteil, nachdem er, wenn er sich nicht selbständig machen wollte, abwechselnd bei den beiden Meistern arbeiten sollte. Erst kurz vor Lobwassers Tod scheint er sein eigenes Geschäft begründet zu haben, als seine Söhne heranwachsen und ihm helfen konnten. Das Amt bestand jetzt nur aus ihm und Klaus Petersen, denn Lorenz Schloer, der 1663 oder 1667 geborne Sohn seines gleichnamigen Vaters, wurde 1688 zwar vom Amte regelrecht losgesprochen, als er aber Meister werden wollte, aus heute nicht mehr sicher erkennbaren Gründen nicht angenommen. Er setzte aber seine Zulassung als Freimeister durch, denn er war Formschneider, Graveur („Diziergraber“) und Papiermacher, also ein vielseitiger Mann, hatte sich in der Fremde umgesehen, und doch behauptete das Amt, er hätte den Vorschriften, um Meister zu werden, nicht entsprechen können und seinen zweijährigen Aufenthalt in Dänemark nur zum Schaden Lübecks ausgenutzt, ja er habe in Kopenhagen sogar ein Einfuhrverbot gegen lübeckische Karten erwirken wollen. Das mag eine grundlose Verdächtigung gewesen sein, wir

wollen aber dem (übrigens undatierten) Einspruch der Kartenmacher gern glauben, daß Schloer sich schon ein ganzes Haus gemietet, und viel davon geredet habe, was er für Neuerungen einführen wolle, denn er hat ja Wort gehalten und war der erste, der Karten fabrikmäßig herstellte. Er brachte seine Fabrik in einem Hause am Markt gut in Gang, beschäftigte zwanzig und mehr Leute, und da er Freimeister war, konnte das Kartenmacheramt, auch wenn es gewollt hätte, nichts dagegen tun, daß dies zumeist „Ungelernte“ waren. Da er auch ein tüchtiger Kaufmann war, wußte er seine Ware glatt abzusetzen und konnte sich schon bald ein eigenes Haus in der Königstraße kaufen. Im Jahre 1708 wurde Katharina Gertrud, die Tochter des Ratsmusikus Jakob Hampe, seine zweite Frau. Da das Amt völlig zu schlafen schien, nahm er sogar dessen Vorrecht auf die Bönhasenjagd ungehindert in Anspruch, als Anna Dorothea, die Witwe des Hinrich Lohwasser, mit ihrem zweiten Manne, dem Schuster Friedrich Lange, die Kartenmacherei weiterbetrieben hat. Lange wurde vor die Wette gebracht, da er jedoch beweisen konnte, daß seiner Frau im Jahre 1710 ausdrücklich die Erlaubnis erteilt war, das Geschäft ihres ersten Mannes fortzusetzen, weil sie die Einrichtung und Werkzeuge nicht verkaufen konnte, entschieden die Wetteherren, daß Schloer die Werkzeuge usw. erwerben solle, und dieser ging darauf ein. Er mußte dafür im ganzen 462 R 8 S ausgeben, eine ganz stattliche Summe, wenn es wahr ist, daß Schloer, wie er sagte, die Werkstatteinrichtung und die alten Formen gar nicht mehr gebrauchen konnte. Aber er erlegte die Summe sicher weniger für die Werkzeuge selbst als für die durch den Kauf beseitigte Konkurrenz. Er hatte eine Zeitlang das Kartengeschäft in Lübeck allein in der Hand, als aber der inzwischen selbständig gewordene Jürgen Hinrich Bielau als fühlbarer Mitbewerber auftrat, da kam er im Jahre 1721 auf den schlauen Gedanken, den Rat um ein

Monopol für zehn Jahre auf die Herstellung von sogenannten „feynen franschen Karten“ zu bitten, und erbot sich zugleich zu einer Abgabe von jährlich 50 Reichstaler. Er verschwieg dabei wohlweislich, daß man in Frankreich unter „cartes fines“ die regelrechten und vollzähligen Spiele verstand, wobei die Feinheit des Papiers oder der Herstellung, an die ein deutsches Ohr zuerst denkt, nicht in Frage kam. Regelrecht und vollzählig waren die Spiele, in denen Coeur (Herz), Carreau (Eckstein), Pique (Schippe) und Trèfle (Kreuz) in der zu den üblichen Spielen nötigen Anzahl von Kartenblättern vertreten waren. Das Monopol verhinderte daher jeden andern Lübecker Kartenmacher, überhaupt französische Karten herzustellen und zu verkaufen. Schloer rechnete wohl nicht mit dem zähen Widerstande Gielaus, der, nachdem er auch Ältermann geworden war, die ganze Angelegenheit zu einer Sache seines Amtes machte und alle Hebel in Bewegung setzte, um das Schloersche Privilegium wieder zu Fall zu bringen. Jürgen Hinrich Gielaus war am 8. April 1692 getauft²²⁾, also noch recht jung, als er 1714 auf dem Bürger-Schützenhofe „von Amtswegen“ nach der Scheibe schöß. Am 27. März 1715 war er nach Vorzeigung seines Meisterstücks Meister geworden, obwohl er nicht „gereift“ hatte. Aber man nahm es in dieser Beziehung bei den Kartenmachern nicht so streng, weil man ihnen glaubte; daß sie auswärts wenig Gelegenheit fänden, zumstmäßig zu arbeiten. Der junge Meister ließ in der Freude seines Herzens den Deckel des zinnernen Amtswillkommms umgießen und feierte 1716 in seinem Hause in der Hundestraße seine Hochzeit mit Margarete Harms. Hier arbeitete er mit seinem älteren Bruder in der hergebrachten Weise und scheint gute Kunden gefunden zu haben, denn Schloer behauptete von ihm, er habe so viel zu tun, daß er schon jeden dritten Käufer nicht

²²⁾ Einer seiner Paten war Jürgen Vanselau.

mehr befriedigen könne und daß fünf oder mehr Familien bei ihm Arbeit und Brot gefunden hätten. Um so mehr mußte er daher darauf bedacht sein, seinen Betrieb ungestört fortführen zu können. Als nun Schloer das Monopol auf die Herstellung „feyner franscher Karten“ erhielt, konnte es für Giellau nicht zweifelhaft sein, daß damit der zunftmäßigen Kartenmacherei in Lübeck ein Todesstoß versetzt werden sollte. Denn die alten deutschen Karten kamen gerade damals stark außer Gebrauch und dafür die französischen in Aufnahme, das Lomber verdrängte mehr und mehr das Landsknecht- und das Karniffelspiel, und gespielt wurde gerade damals leidenschaftlicher als sonst, so daß der Rat sich genötigt fühlte, im Jahre 1720 ein eigenes Mandat wider das Kartenspiel usw. zu erlassen.

Das Geschäft ging also gut, und nur um dieses zu fördern, hatte der Rat dem Schloer das Privilegium unbedenklich erteilt, aber bei dem Wortlaut kaum erkannt, daß das Amt der Kartenmacher dadurch verurteilt wurde, sich in Zukunft auf die Herstellung von deutschen Karten zu beschränken. Das konnte sich Giellau begreiflicherweise nicht gefallen lassen. Er erhob sofort Widerspruch und leitete damit einen über zwei Jahre währenden Rechtsstreit ein. J. H. Giellau war der einzige Amtsmeister, und wurde erst, nachdem sein Bruder Gotthard Heinrich Giellau im Jahre 1723 sein Meisterstück gemacht hatte, von der Wette zum Altermann erklärt. Nun setzte er seinen ganzen Ehrgeiz darein, die Rechte des Amtes zu verteidigen, die allerdings auch mit seinen eigenen zusammenfielen. Beide Parteien hatten ihre Advokaten, und diese verstanden es, aus der an und für sich nicht verwickelten Sache einen fetten Prozeß zu machen, bei dem zuletzt nur heraus kam, was der Rat von allem Anfang an schon entschieden hatte, daß das Amt nach wie vor jene Karten machen und verkaufen dürfe, die es von alters her gemacht habe, und dazu gehörten, wie Giellau wohl beweisen konnte, auch „feyne fransche“.

Daß unter den groben Karten in der damaligen Handelsprache nur die deutschen verstanden wurden, kommt in den Prozeßakten nicht recht zum Ausdruck. Schloer betont mehr die Feinheit seiner Muster, die ihm Gielau nachmache. Wenn Gielau dies mit Recht bestreiten konnte, und Schloer doch Ähnlichkeiten bewiesen hat, so lag dies sicher nur daran, daß gerade bei den Spielkarten zähe an alten Vorbildern festgehalten wird, wie ja auch die heute üblichen Kartenbilder zum größten Teil Typen, die noch dem Anfange des 18. Jahrhunderts entstammen, aufweisen. Die „allerneuesten Formen und Modelle“, die Schloer aus Frankreich und Holland bezogen haben wollte, werden sich eben nicht wesentlich von den Nürnbergern, die Gielau wahrscheinlich benutzte, unterscheiden haben, da sie auf die gleichen Vorbilder zurückgingen. Die beiden Streitenden brachten ihre Eideshelfer mit, das waren hauptsächlich ihre Gesellen. Von Sigmund Pernauer aus Augsburg erfahren wir, daß er vorübergehend bei Schloer, vorher aber schon vier Jahre lang bei Gielau gearbeitet habe, bei dem er auch noch über die nächsten 30 Jahre blieb. Acht Jahre hatte ihm damals der Glätter Johann Moritz gedient. Als seine langjährigen Gesellen bezeichnet Schloer den Jürgen Adolf Meyer und den Detlef Otto, der bei Ulemann gelernt und bei Lobwasser und noch eine Zeitlang bei dessen Witwe gearbeitet hatte²⁹⁾.

Die langatmigen Prozeßakten, Klageschriften und die jeweiligen Wetteprotokolle ließ Gielau säuberlich in das neue Amtsbuch, das er 1724 anlegte, eintragen und auch die Kosten, die er für den Rechtsstreit aus eigener Tasche ausgelegt hatte. Dieses Buch ist noch erhalten, leider aber das alte von 1675 nicht mehr, das wohl schon bei Klaus Petersen verlorengegangen war, der, wie es den Anschein hat, nur das Amts-Zinngeschirr auf

²⁹⁾ Alle drei lebten noch 1752 als Gesellen, andere waren Jochim Ramlau und Jürgen Helms (Helmsen).

Gielaus Drängen ablieferte, und auch das nicht vollständig. Gielau ließ eine neue Lade anfertigen, die noch erhalten ist und im St.-Annen-Museum aufbewahrt wird. Sie ist von üblicher Größe und trägt auf der Innenseite des Deckels die Inschrift:

„Jürgen Hinrich Gielau. Eltermann und mitmeister
gotthardt Gielau / Diese Ampts Lade / der Cartenmacher haben
wir ob benante Im Jahr Christi 1724 Im Mohnat feber-
varij von neuen machen Laffenn.“

Rechts und links sind je zwei Wappenschilder angebracht, über den beiden obenstehenden heraldisch rechts eine freischwebende Krone und links eine Sonne. Der erste Schild stellt wohl Gielaus selbstgewähltes Wappen vor: zwei Löwen, die ein Herz und darüber ein Kartenblatt (Treffsech) halten. Darunter stehen die Buchstaben J. H. G. Der zweite Schild zeigt eine Herzfünf mit der Unterschrift „fein“, also die Bezeichnung einer Warengattung, wie auch das Wort „Perl“ unter dem folgenden Schild dafür zu gelten hat²⁴). Ein Schild zeigt einen halben Adler und drei Herzen und dürfte aus dem Nürnberger Stadtwappen entstanden sein, da die Nürnberger Karten vielfach als Vorbilder benutzt wurden. Der letzte Schild zeigt eine aus Wolken hervorragende Hand mit einem gefüllten Beutel und darüber (im Schilde) eine Krone, was wohl das Glück im Spiel andeuten soll. Die Lade ist ziemlich kunstlos gemacht, wie auch die Schmiedearbeit daran nicht hervorragt. Aus dem Amtsbuch ist ersichtlich, daß der Tischlermeister Hans Buck die Lade und der Schmiede-Ältermann Anton Eßnau die verzinnten Beschläge angefertigt hat. Die Malerarbeit mit der Inschrift auf der Innenseite des Deckels besorgte Meister Karl Ludwig Wegener. Im ganzen

²⁴) Auch die Sonne über dem Schild deutet eine Kartensorte an. Hauptsächlich unterschied man jedoch damals „weiße“ und „schwarz-bunte“ Karten, also solche, die farblos in den Handel kamen, und solche, die über dem schwarzen Druck noch bemalt waren, was in der Regel durch Schablonen (Patronen) bewirkt wurde. Einzelne Farben, besonders rot, wurden jedoch schon frühzeitig auch gedruckt.

kostete diese neue Lade 28 fl 10 ß 6 g . Auch das Amtszinn wieder zu vervollständigen, ließ sich Bielau sehr angelegen sein. Die Gründer des Amtes hatten einen 13 $\frac{1}{2}$ fl schweren Willkomm gestiftet und daran drei silberne Schilder mit ihren Namen gehängt, jeder Meister mußte auch eine kleine Trinkkanne, ein sogenanntes „Röhrchen“, beisteuern. Diese Röhrchen fehlten aber bereits im Jahre 1715, und Bielau stiftete zunächst drei neue. Nach dem Abschluß des Streites mit Schloer ließ Bielau für den alten einen neuen Willkomm gießen, wofür außer dem „angenommenen“ Zinn noch ein Aufwand von 18 fl 2 ß erforderlich war. Damals besaß das Amt auch eine große Schenkkanne aus Zinn. Das Anbringen von Schildern am Willkomm war ein Gesetz geworden, und man sah sehr strenge darauf, daß sie das richtige Gewicht hatten²⁵⁾. Wurde eines zu leicht befunden, entfernte man es wieder.

Bielau erbat und erhielt von der Wette auch im Jahre 1727 eine Erneuerung der Junstrolche mit einigen zeitgemäßen Änderungen, und das veranlaßte ihn, für 4 fl ein neues Amtsiegel stechen zu lassen. Sein eigenes Wappen ließ er am Fenster des Kartenmacher-Gelags im Schützenhose anbringen, was auch nicht ohne Einwendungen durchging. Wie er im Amt alle seine Pflichten getreulich wahrnahm, so wird er wohl auch im eigenen Geschäft bemüht gewesen sein, sich durch gute Arbeit Freunde zu gewinnen und zu erhalten. In seinem Streite mit Schloer trat eine stattliche Reihe der angesehensten Kaufleute für ihn ein, die seine Karten durchaus lobten, trotz der Behauptung des Gegners, daß er nur „grobe Karten“ machen könne und ihm sogar die Verpackung nachmachen müsse. Bielau beschäftigte immer einige Gehilfen außer Handlangern, sein wichtigster Gehilfe war jedenfalls sein älterer Bruder Gotthard Hinrich, der am 24. Juli 1687

²⁵⁾ Im Jahre 1774 hingen bereits 28 Schilder daran, die Zahl der Röhrchen war schon 1761 auf 20 gestiegen, das 21. fehlte.

getauft wurde und im Jahre 1717 die Elſabe Gundel im Hauſe des Contraſeyers Matth. Schlüter in der Hundestraße heiratete. Auf Veranlaſſung ſeines Bruders, damit das Kartenmacheramt nicht aus einem einzigen Meiſter beſtehe, machte er 1723 ſein Meiſterſtück und erſcheint von da an als Mitmeiſter des Amtes. Als er im Jahre 1726 eine zweite Ehe einging mit Anna Dorothea Claſen, beſaß er ſein Haus in der Glockengießerſtraße, wo er 1733 noch wohnte. In dieſer Straße fand auch die Hochzeit des Kartenmalers Jochim Claſen mit Katharina Margarete Arens ſtatt, der 1710 Bürger wurde, aber wohl ſchon in jungen Jahren geſtorben iſt. Auch Lorenz Schloer überlebte ſeinen Rechtsſtreit nicht lange, ſeine Witwe verkaufte um 1729 das Haus und die Werkſtatteinrichtung und legte das Kartenmacherprivileg nieder. Da ſie aber das Ladenschild an den Fenſtern nicht ſofort beſeitigte, wurde ſie vom Amte vor die Wette gefordert.

Nach dem Tode ſeines ſchlimmſten Konkurrenten hatte Bielau, von ſeinen Amtsforgen abgesehen, ſicher ein ruhiges Leben in emſiger Arbeit, das bis um 1760 gewährt haben dürfte. Von ſeinen Geſellen, die alle lange bei ihm blieben und 1740, ſelbſt 1752 noch bei ihm arbeiteten, fällt der „Glätter“ Albrecht Grote, ein früherer Lehrling Ulemanns, höchſtens dadurch auf, daß er im Jahre 1723 als alter Geſelle des Lorenz Schloer und deſſen Eideshelfer zu den Segnern Bielaus gehört hatte.

Ein anderer Geſelle war Detlef Wienholtz, von dem nicht mehr zu berichten iſt, als daß er im Jahre 1752 das Bürgerrecht erlangte und mit Katharina Eliſabeth Lüders getraut wurde. Aus dem Amtsbuche erfährt man nur noch, daß er 6 R erlegen mußte, weil er die vorſchriftsmäßige Wanderschaft nicht nachweiſen konnte, alſo nicht „gereiſt“ war. In welchem Verhältniſſe er zu Daniel Kaſpar Wienholtz ſtand, der am 8. April 1759 Meiſter wurde, ließ ſich nicht ermitteln.

Wie sich Gielau als Ältermann auch der Gesellen annahm, beweist sein Einschreiten gegen den Meister G. L. Timmermann, der um Weihnachten 1740 den bei ihm angestellten Wilhelm Gehl davonjagte, weil dieser angeblich ein grober und fauler Trunkenbold sei und sogar schon auf der Hörfammer gefessen habe. Das bestritt Gehl, aber Grund zum Einschreiten fand Gielau hauptsächlich darin, daß Timmermann nunmehr einen ungelernten Handlanger beschäftigte, noch dazu einen, der den Gesellen verhauen hatte, was gegen alle Zunftregeln verstieß; und Gehl scheint wirklich besser gewesen zu sein, als er von seinem Meister geschildert wurde, sonst hätte ihn Gielau nicht später selbst beschäftigt.

Der alte Klaus Petersen, der, wie schon erwähnt, bei seinem Schwager Lorenz Schloer gewohnt und dessen Fabrik mitgeleitet hatte, wollte vom Kartenmacheramt nicht mehr viel wissen, seit man die Zunftfachen von ihm fortgeholt hatte, aber sein Sohn Nikolaus, der vermutlich die Schloersche Fabrik übernehmen sollte, ließ sich 1728 als jüngsten Amtsbruder aufnehmen, da er wußte, daß Gielau ein strenger Ältermann war. Der junge Petersen heiratete Ida Margareta Grote, die um 1752 bereits Witwe war. Sie besaß wohl einen Sohn, der Nikolaus hieß wie sein Vater und auch bereits Geselle, aber doch noch zu jung war, um das väterliche Geschäft fortzuführen. Sie hatte aber einen Gehilfen, Hinrich Johann Schneider aus Reval, der ihr so gut gefiel, daß sie ihn heiraten wollte. Um ihn noch geschäftstüchtiger zu machen, schickte sie ihn auf ihre Kosten vorerst nach Nürnberg, damit er die neuesten Errungenschaften der Kartenmacherei kennenlerne, und als er zurückkam, fand 1753 die Hochzeit statt. Das Amt wollte ihn jedoch nicht aufnehmen, da er nicht zunftmäßig gelernt habe, er sei eigentlich Zinngießer und die Nürnberger Lehrzeit nicht ausreichend. Da er aber vor der Wette gültige Papiere vor-

legen konnte, mußte er schließlich doch aufgenommen werden, er stiftete ein Röhrchen und betrieb fortan ungestört sein Geschäft im alten Schloerschen Hause in der Königstraße. Aus der Familie Schloer ist auch noch ein Mitglied, Benedix, Kartenmacher geworden. Dieser stiftete 1759 ein Schild für den Amtswillkomm, da dieses aber zu leicht befunden wurde, ist es bei Gelegenheit der Anschaffung einer neuen Fahne im Jahre 1769 „mit angegeben“ und somit getilgt worden. Als Stifter eines „Röhrchens“ wird 1766 Christian Wilhelm Bardey im Junstbuche eingetragen, als Stifter eines silbernen Schildes am Willkomm der 1772 als Kartenmacher zum Bürger angenommene Peter Dober. Gesellenschilder steuerten 1780 Johann Kaspar Ruesch²⁶⁾, 1786 Johann Hinrich Warnecke und 1788 Hermann Martin Eysler bei. Von ihnen allen weiß man kaum mehr als ihre Namen. Mehr hervorgetreten ist jetzt die Familie Timmermann. Der schon genannte Gerhard Lorenz Timmermann war 1737 Bürger und Meister geworden und hatte gleichzeitig die von Bielau als sehr „herschfütig“ bezeichnete Engel Sophie Göttische zur Frau genommen. Da ihm das Amt schon im vorhergehenden Jahre Schwierigkeiten machte, als er die Einrichtung seiner Werkstatt vorbereitete, und ihm verbieten wollte, sich Formen anfertigen zu lassen, bevor er das Meisterrecht erlangt habe, stand er mit diesem nicht auf dem besten Fuße. Von seinen Söhnen war der eine, der die gleichen Vornamen führte wie er, 1752 schon Geselle, scheint aber jung gestorben oder ausgewandert zu sein, denn im Jahre 1766 erbte Jens Daniel Timmermann das väterliche Geschäft in der Fleischhauerstraße und heiratete, nachdem er Bürger geworden war, die Elsbete Maria Knefe²⁷⁾ und 1796 in zweiter Ehe die Katharina Mar-

²⁶⁾ Ein Asmus Ruesch kommt schon in den Jahren 1747 und 1752 als Geselle vor.

²⁷⁾ Sein ältester Sohn war der am 20. Juli 1767 geborene freimaler Jakob Wilhelm Timmermann, † 1814.

gareta Berkentin. Es ist nicht ganz klar, ob er jener Daniel Timmermann war, den das Amt 1766 nicht zulassen wollte, weil er zwar Meistersohn, aber gelernter Zimmergeselle sei. Vielleicht war dieser aber ein Sohn von Kaspar Lorenz Timmermann, der 1753 Bürger geworden war und in der Alfstraße 12 (früher 58) eine Kartensfabrik hatte. Thomas Gerhard Timmermann, den man schon 1759 als Gesellen erwähnt findet, könnte auch ein Sohn von Gerhard Lorenz gewesen sein. Er wurde 1762 Bürger und Meister, heiratete Elisabeth Dorothea Belitz und hatte seine Kartensfabrik in der Königstraße bei der Ägidienstraße. Er starb im Dezember 1799. In der gleichen Straße bei St. Katharinen hatte Gottfried Ludwig Timmermann seit 1786 ebenfalls eine Kartensfabrik, die nach seinem 1802 erfolgten Tode die Witwe Katharine Magdalene geb. Bruder bis 1832 fortsetzt²⁸⁾. Sein Sohn Ludwig erlernte die Kartenmacherei bei der Mutter, er war der letzte beim Amt vorschriftsmäßig eingetragene Lehrling.

Der schon genannte Heinrich Johann Schneider war in zweiter Ehe mit Magdalena Dorothea, der Tochter des Tischlers Hans Freese, verheiratet, die, Witwe geworden, im Jahre 1777 mit dem Kartenmaler Georg (Jürgen) Gotthard Ruesch eine neue Ehe einging. Dieser hatte schon 1774 ein Gesellenschild gestiftet und war jetzt Bürger geworden. Er übernahm das alte Geschäft und nannte sich von nun an Kartensfabrikant, was die anderen Kartenmacher ja auch taten. Er fand guten Absatz nach den Ostseeprovinzen, und so hat sich ein Spiel von 36 Karten aus seiner Fabrik im Museum zu Riga erhalten. Er war dreimal verheiratet, seine zweite Frau Margareta Christine starb 1798 im Kindbett, seine dritte Frau Margareta Dorothea war eine geborene Voigt. Er starb im Jahre 1820. Da vier Jahre

²⁸⁾ Die Erben verkauften das Geschäft dann für 4710 Mk an Hinr. Jaf. Peter Rabe.

vor ihm auch Hermann Berend Zimmermann, wie er sich hochdeutsch²⁹⁾ schrieb, gestorben war, gab es hier keinen Kartenmachermeister mehr. Die bestehenden Kartensfabriken wurden von den Witwen fortgeführt, so auch die von Hermann Berend Zimmermann, der 1765 geboren und 1791 Bürger und Meister wurde. Seine Fabrik befand sich bis etwa 1806 in der Hundestraße Nr. 9 (alt 112)³⁰⁾ und später in der Fischergrube, wo die Witwe Katharine Margarete geb. Wolder († 1828) den Betrieb mit ihrem Geschäftsteilhaber Friedrich Johann Green aufrechterhielt. Die Firma wurde allerdings jetzt in „Green & Co.“ geändert. Das Geschäft scheint sehr lebhaft gewesen zu sein und muß eine stattliche Anzahl von Leuten beschäftigt haben, wie die von H. B. Zimmermann im Jahre 1809 in den Fabrikräumen ausgehängte Arbeitsordnung, von der ein Abdruck noch erhalten ist, erkennen läßt. Green hat das Geschäft noch weiter gehoben und erhielt auch in Anerkennung seiner Tätigkeit die Erlaubnis zur Einrichtung einer Steindruckerei.

Das letzte Lebenszeichen des Kartenmacheramts war ein langer, fruchtloser, durch alle Instanzen gejagter Prozeß gegen einen Eingewanderten, der sich hier selbständig machen wollte. Der 1781 zu Altenburg i. S. geborene Johann Christian Fleck, der in seiner Heimat ausgelernt und in Braunschweig als Geselle gearbeitet hatte, war 1804 nach Lübeck gekommen und arbeitete über vier Jahre bei Ruesch.

²⁹⁾ 1784 als Geselle heißt er noch Timmermann.

³⁰⁾ Es war das Haus „der blauen Jungfern“ oder „der blaue Convent“ wie man Warendorps Armenhaus (errichtet 1358) wohl nach der ursprünglichen Tracht der Bewohnerinnen noch immer nannte. Als die von Wickede die Verwaltung lange Jahre in Händen hatten, nannte man es vorübergehend auch „von Wickedes Armenhaus“. Der althergebrachte Name blieb, obwohl H. B. Timmermann das Haus niederreißen und vollkommen neu aufbauen ließ und im Jahre 1806 an den Maler J. C. Jürgens verkaufte.

Im Jahre 1809 meldete er sich beim Amte, um zum Meisterstück zugelassen zu werden. Das schlugen ihm die Amtsmeister rundweg ab, und sie, die längst die Vorschriften der Zunftrolle über die Zahl der Gesellen, die ein Meister halten durfte, und vieles andere nicht mehr beachteten, erklärten, Fleck könne nicht die hier vorgeschriebene Dauer der Lehrzeit nachweisen. Da aber gesetzlich war, daß Fremde nur die in ihrer Heimat vorgeschriebene Zahl von Lehrjahren durchgemacht haben mußten, war der Versuch der Amtsmeister, sich einen neuen Mitbewerber vom Hals zu halten, von vornherein als verfehlt anzusehen. Die Wette entschied auch so, wie zu erwarten war. Trotzdem fanden die Meister ihren Rechtsbeistand, der aus der aussichtslosen Sache eine gute Einnahmequelle für sich machen konnte. Der Prozeß verschlang große Summen, und das Amt war genöthigt, seinen reich mit silbernen Schilden behängten Willkomm und den ganzen stattlich gewordenen Zinnschatz zu verkaufen. Fleck eröffnete in der oberen Hürstraße seine Kartenfabrik, die jedoch schon 1815 wieder aus dem Adreßbuch verschwindet.

Da kein lebender Meister mehr vorhanden war, nahmen sich die vier großen Ämter um Ludwig Timmermann an, der im Jahre 1822 im Geschäfte seiner Mutter ausgelernt hatte, und bewirkten ihm die Ausstellung eines Gesellenbriefes. Mit diesem begab er sich auf die Wanderschaft, arbeitete in auswärtigen Geschäften durch $3\frac{1}{2}$ Jahre und meldete sich im Jahre 1828 zur Aufnahme als Bürger und als Meister. Die Wette erachtete jedoch das Amt für erloschen und hielt die Wiedererrichtung geradezu für schädlich, da die veralteten Zunftvorschriften nur geeignet wären, die unter ganz anderen Voraussetzungen als ursprünglich arbeitenden und blühenden Betriebe zu belästigen oder gar zu unterbinden. Nun baten die Ältesten der vier großen Ämter, sie mit den

zur Aufrechterhaltung der Zunft nötigen Geschäften so lange zu betrauen, bis wieder ein richtiger Kartenmachermeister vorhanden sei. Die Wette verwies die Ansuchenden an den gesamten Rat und schickte sofort zur Witwe Ruesch, bei der die Amtslade und was dazu gehörte verwahrt sein sollte. Die Witwe fand zuerst die Schlüssel nicht, später lieferte sie das Amtsbuch von 1724, ein Rechnungsbuch von 1754 bis 1810, einige Formulare für Kundschaften und verschiedene nicht dem Amt gehörige Schriften usw. aus dem Nachlasse des G. G. Ruesch ab, aber kein Siegel und keine Amtsrollen, die, wie vermutet wurde, vorher die Ältesten der vier Ämter heimlich an sich genommen hatten. Es wurde noch viel hin und her geschrieben, die Gerichte wurden ausreichend in Anspruch genommen, der Rat blieb fest, Ludwig Timmermann erhielt schließlich die unbeschränkte Erlaubnis zur Kartensfabrikation, aber weder Zunftrecht noch Meistertitel, und so ward das längst eingeschlafene Kartenmacheramt am 6. Februar 1828 endgültig für tot erklärt.

Die Kartenmacher hatten schon seit der Mitte des 18. Jahrhunderts nur noch wenig Zusammenhang mit den früheren Formschneidern und Briefmalern. Sie bezogen die meist in Letternblei gegossenen Druckstöcke ihrer Kartenspiele von auswärts, beschäftigten größtenteils unzüchtige Arbeiter. Sie hielten zwar vorschriftsmäßig alljährlich bis zum Tode des letzten Ältermanns Ruesch ihre Morgensprache und ließen sich die Rolle verlesen und bestätigen, waren aber längst „Fabrikanten“ geworden.

Eine Schilderung der fabrikmäßigen Herstellung der Spiellkarten gehört nicht mehr in den Rahmen dieses Aufsatzes, dessen Inhalt sich bei meinen Forschungen nach den ältesten Formschneidern zu Lübeck und den Meistern, die für sie gezeichnet haben, gewissermaßen nebenbei ergab. Als Quellen dienten die in unserem Staatsarchiv aufbewahrten

Zunstufkunden, die Wetteprotokolle, die Bürgerbücher und die Schroederschen Auszüge aus dem Oberstadtbuch sowie die Dr. Ed. Hachsche Sammlung, in der namentlich die aus den Kirchenbüchern sich ergebenden Familienverhältnisse vieler der von mir aufgezählten Personen zusammengestellt sind.

Hoffentlich gelingt es mir doch einmal, durch einen glücklichen Fund einen Lichtstrahl in das Dunkel zu bringen, das noch immer die Meister verhüllt, die für den Mohnkopfdrucker, für Stephan Urndes, Bartholomäus Ghotan oder die beiden Brandis und ihre besten Nachfolger gezeichnet und geschnitten haben.

Mitteilungen

des

Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumsfunde.

14. Heft.

Juli 1921.

Nr. 7.

Inhalt:

Fritz Korig: Zur Bau- und Wirtschaftsgeschichte des Lübecker Marktes. 2.

Zur Bau- und Wirtschaftsgeschichte des Lübecker Marktes.

2. Ältestes Rathhaus; Gewandhaus und Rathhaus.
Von Fritz Korig.

Im 13. Hefte dieser Mitteilungen habe ich eine kurze Studie über die Baugeschichte des heutigen Kanzleigebäudes veröffentlicht; ich lasse ihr jetzt einige Nachrichten zur Baugeschichte des Rathhauses folgen, die zugleich als Vorarbeit für die Bearbeitung des Rathhauses in den Bau- und Kunstdenkmälern Lübecks dienen mögen.

Im Zusammenhang mit der Fixierung der gesamten im Privatbesitz befindlichen Marktbaulichkeiten an der Westseite des Marktes ist die Lage des ältesten Lübecker Rathhauses nunmehr endgültig festzulegen. An der Marktseite des heutigen Schlüsselbuden, dem „alten Krambuden“ des 13. und 14. Jahrhunderts, lag eine Zeile von Krambuden, die zur Marktwiese hin mit einem schon zu Ende des 13. Jahrhunderts aus ehemals vier Buden gebildeten Komplex endete. (D.St.B. I 240, 6 1295: Totus ille angulus sicut iacet sub uno tecto supra plateam Brunonis in angulo bodarum institricium.) Es war das alte Grundstück 223¹⁾, das 1872 teils dem Neubau des Telegraphen-

¹⁾ Die Grundstücke werden nach den Nummern zitiert, die sie 1882, vor Errichtung des neuen Postgebäudes, führten. Das Schrödersche topographische Register im Staatsarchiv führt dieselben Nummern. Im einzelnen sind die Nummern Schröders für das gesamte Gelände, auf dem jetzt das Postgebäude steht, wie folgt zu berichtigen:

gebäudes, teils der Verbreiterung der Marktwiese zum Opfer fiel. Ihm gegenüber, nach Osten hin, getrennt durch den dunklen Krambuden, lag das älteste Rathaus, das in der vor 1225 anzusehenden ältesten Lübecker Rechtsaufzeichnung als domus consulum, als Sitz der rechtsprechenden Tätigkeit des Rates, genannt wird²⁾. Es ist dies aber auch zugleich die letzte urkundliche Erwähnung des alten Rathauses in seiner Eigenschaft als Rathaus: schon 1250³⁾ wird es als antiqua domus consilii bezeichnet, in qua nunc stare solent alutarii.

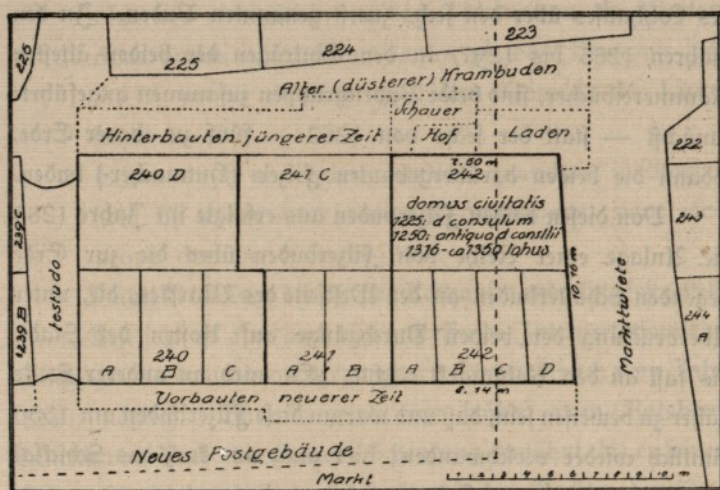
Über Zeit und Ursprung des ältesten Rathauses ist Aufschluß zu gewinnen aus der Gesamtanlage der Baulichkeiten zwischen Schüsselbuden und Markt, über die ich mich an anderer Stelle ausführlich äußern werde: es ist aufgeführt im Zusammenhang mit diesen ältesten Budenkomplexen, die durchweg von den ersten Gründungsunternehmern angelegt wurden: das Rathaus war das einzige Gebäude auf dieser Seite des Marktes, das nicht einzelnen der Gründungsunternehmer als Privateigentum zufiel, sondern zunächst ihrer Gesamtheit als Versammlungs-

Schröder: 231	richtig: 231 A	} (heute: Schüsselbuden)
" 232 AB	" 231 BC	
" 232 C	" 232 AB	
" 236/238	" 236 A—E (Buden am Markt)	
	237 A—C (desgl.)	
	237 D—F (im düstern Krambuden)	
" 239 A—D	" 238 A—C (Buden am Markt)	
	238 D (im düstern Krambuden)	
" 240 A—B	" 239 AB (Buden am Markt)	
" 240 C ₂	" 239 C (im düstern Krambuden)	
" 240 C—G	" 240 A—C (Buden am Markt)	
" 240 C ₁	" 240 D (im düstern Krambuden)	
" 242	" 242 A—E (nur die Marktbuden; das Rathaus selbst fehlt bei Schröder).	

Zu bemerken wäre noch, daß die zwischen 1285 und 1350 auftretenden, im ersten Stock liegenden silzerbuden in der Zählung und Grundrißzeichnung unberücksichtigt blieben.

²⁾ L. U. B. (= Lübeckisches Urkundenbuch) Bd. I, S. 41. Zur Datierung vgl. Ztschr. (= Zeitschrift d. Vereins f. Lüb. Geschichte und Altertumskunde) Bd. XVII, S. 38.

³⁾ Ztschr. Bd. IV, Heft 2, S. 230. (Eintrag aus dem verlorenen ältesten Lübecker Stadtbuch).



Stand der Jahre 1371—1376.

und Beratungsstätte diente, und späterhin, als sich das Unternehmerkonsortium zum Rat entwickelt hatte, als Rathhaus der Stadt gehörte.

Dasselbe gilt von den dem Rathaus nach Osten vorgelagerten Buden. Gerade darin verrät sich die Ursprünglichkeit dieser Rathausanlage, daß sie sich ganz dem allgemeinen Rahmen der Anlage der Nachbarbaulichkeiten einfügt, und nur bis etwa zur Mitte der zwischen düsterem Krambuden und Markt liegenden Baulichkeiten reichte. Im Osten war ihm — genau wie bei den an der Ostseite des düsteren Krambudens liegenden verhältnismäßig geräumigen Krämerbuden — eine Gruppe schmaler Buden vorgebaut, deren Zahl⁴⁾ sich 1262 auf sechs belief. Diese sechs tabernae werden als „sub lohus“ liegend bezeichnet. Den Angaben über das Lohhaus geht aber 1262 noch unmittelbar voraus die Angabe über die Leistungen zweier Hutmacherbuden: tabernae pilleorum. Auch sie gehören zum Lohhaus, liegen aber nicht „sub lohus“, sondern, das ergibt sich aus dem Zusammenhang mit den späteren Nachrichten, vor dem ersten Stocke

⁴⁾ Das folgende nach L. U. B. I, S. 249, und den Kammerei- und Wetterentenbüchern, die 3. T. im L. U. B. II veröffentlicht sind. — Auf der Kartenskizze sind diese sechs Buden, entsprechend der 1371 festzustellenden Verringerung ihrer Zahl, mit 242 A—D bezeichnet.

des Lohhauses über den sechs zuerst genannten Buden. In den Jahren 1283 bis 1297, in den Einträgen der beiden ältesten Kammereibücher, sind beide Budengruppen zusammen angeführt: zunächst — statt der sechs von 1262 — fünf zu ebener Erde, sodann die beiden darübergebauten Filzer- (Hutmacher-) buden.

Von diesen beiden Filzerbuden aus erfolgte im Jahre 1285 die Anlage einer Reihe von Filzerbuden über die zur Erde liegenden Schusterbuden an der Westseite des Marktes, die, unter Überbrückung der beiden Durchgänge auf Kosten der Stadt, bis fast an den Kohlmarkt reichte. Es wird an anderer Stelle näher zu beweisen sein, daß und warum diese Filzerbuden um 1350 sämtlich wieder verschwanden; hier mag nur kurz das Schicksal der Buden zu ebener Erde verfolgt werden.

In den 1316 wieder einsetzenden Kammereibüchern werden sie unter dem Stichwort: *Cordewanere et institores* aufgeführt⁵⁾. Zunächst sind es fünf, ganz entsprechend den Eintragungen der ältesten Kammereibücher; die sechste und siebte Bude werden jetzt wieder getrennt für sich mit zwei, 1285 über den neuen Überbauten der Durchgänge errichteten, und einer neuen, seit 1321 nachweisbaren Filzerbude weitergeführt. Seit 1351 hat sich die Zahl der zu ebener Erde liegenden Buden auf vier verringert; die über ihnen liegenden Filzerbuden verschwinden noch im Jahre 1363. So ist es möglich, daß 1371 Gerard van der Lippe nur noch vier Buden von der Stadt erwirbt, die ihm 1376 nach Löschung einer Rente zugeschrieben werden. Dieser Riemenschneider Gerard van der Lippe baut die vier Buden zu einem Hause um. Und nun ist in der Folgezeit für die Bestimmung der Lage des alten Rathhauses folgendes von hoher Bedeutung: die Lage des zum Markt hin liegenden Nachbargrundstücks (241 AB, ehemals zwei Schusterbuden) wird nach dem Hause des Gerard van der Lippe (242 A—D), die der hinter ihr liegenden Krämerbude (241 C) nach dem *domus civitatis* (242) bestimmt. Zum Nachweis diene folgender Eintrag im Oberstadtbuch 1394, Jubilate:

⁵⁾ In Hs. 339 Zusatz: *supra plateam Brunonis.*

Johannes corrigicida emit a Tidemanno de Minden:

1. duas bodas super forum supra plateam Brunonis [241 A, B] prope domum quondam Gerardi de Lippia [242 A—D].
2. Etiam emit ab eodem bodam quandam institoriam [241 C] sitam inter antiquas crambodas, sicut iacet prope domum civitatis [242].

Damit ist die Lage des ältesten Rathhauses endgültig festgestellt.

Erst jetzt ist aber auch eine zutreffende Interpretation jenes Eintrags aus dem verlorengegangenen Oberstadtbuch vom Jahre 1250 möglich. Damals wird eine früher vom Ratsherrn Hinrich von Bocholt vollzogene Schenkung erwähnt, die er seinem Sohne Siegfried bei seiner Hochzeit mit der Tochter des Rathsherrn Bertram Stalbuf gemacht hatte. Darunter befanden sich:

1. quatuor tabernae in foro,
2. duae domus apud antiquam domum consilii, in qua nunc stare solent alutarii.

Ich möchte annehmen, daß im verlorenen Stadtbuch nicht quatuor, sondern quinque zu lesen war. Auf jeden Fall sind unter den tabernae in foro jene fünf Schusterbuden (240 A—C; 241 A B) zu verstehen, welche zwei der Söhne des obengenannten Rathsherrn Siegfried von Bocholt ihren zwei Brüdern abkauften⁶⁾. Zwischen 1285 und 1287 wurden sie mit vier Silberbuden überbaut und blieben bis ins 14. Jahrhundert ein sehr wertvoller Teil des Bocholt-Lüneburgischen Familienvermögens.

Unders steht es mit den duae domus. Unter ihnen können nur die beiden Krämerbuden 240 D und 241 C verstanden werden: der gesamte Block 240, 241 ist also noch um 1250 Bocholtischer Familienbesitz gewesen. Zwischen 1250 und 1285 müssen allerdings 240 D und 241 C veräußert worden sein: das erhaltene Oberstadtbuch weiß vom Bocholtischen Eigentum an diesen Buden nichts mehr zu melden.

Wohl aber von der gleichen Nachbarschaft nach Norden: Als 1297 der damalige Eigentümer die Hälfte von 241 C ver-

⁶⁾ Stskr. IV, 2, S. 243 Nr. 288.

kauf, wird als Anlieger nach Norden das Lohus, 1309 die domus civitatis genannt⁷⁾. Als Lohus erscheint das ehemalige älteste Rathaus dann auch 1290, als die Stadt aus ihm 25 m. d. Rente verkauft⁸⁾, sodann auch in den Kämmerbüchern von 1316 bis 1366. Lohgerber und Lübecker Wollweber benutzen das Haus gemeinsam.

In dem die Jahre 1355 bis 1366 umfassenden Kämmerbuch erscheinen, zum größten Teil auf einem später eingefügten Doppelblatt, „bodae novae supra Lohus constructae“. Sieben an der Zahl, fünf von ihnen zu Ostern 1361, die sechste zu unbestimmter Zeit, die siebte Johannis 1361 bezogen. Also eine Erweiterung des Lohhauses? So möchte es scheinen. Doch fällt da zunächst auf, daß das neue Doppelblatt nicht bei den alten Notizen über das Lohhaus, sondern viel weiter hinten eingeordnet ist, hinter den Buden an der Südseite des neuen Rathauses (prope tribunal und sub testudine, d. h. am Durchgang von der Breiten Straße zum Markt zwischen dem Rathaus und dem 1308 fertigen „langen Haus“) und den „acufices im swibogen“. Bei der sonst zu beobachtenden räumlichen Anordnung der ein-

⁷⁾ O.St.B. I, 280, 10 und 580, 3 und 4. — Allerdings werden einmal auch die Buden 240 A—C, 241 A,B als „prope domum civitatis“ liegend bezeichnet. So 1287 (O.St.B. I, 54, 3. Verstümmelter Druck: Pauli, Abh. I, S. 65). 1329 lautet die Eigenbezeichnung: circa forum supra plateam Brunonis prope domum dominorum consulum (O.St.B. 1329 Luce evangeliste); endlich 1340: prope domum quandam civitati pertinentem (O.St.B. 1340 Katherine). Das sind aber auch die einzigen mir bekannten Fälle. Die Regel ist, daß bis 1373 Lohhaus und domus civitatis als Anlieger von 241 C begegnen, während 241 AB einfach als „sitae apud forum“, später als Anlieger des: domus Gerekini van der Lippe, que quondam civitati pertinebat (die ehemaligen „Cordewanerbuden“) charakterisiert wird. Auch 1250 heißt es ja von den quatuor bodae ausdrücklich, daß sie — im Gegensatz zu den zwei folgenden domus — „in foro“ liegen. Sollte mit „domus civitatis“ oder „domus dominorum consulum“ nur der Eigentümer bezeichnet werden, so war ja die Bezeichnung auch für den Komplex der städtischen Buden 242 A—D anwendbar. Immerhin liegt in den drei Ausnahmefällen ein lazer Sprachgebrauch vor. Für unsere Zwecke sind selbstverständlich die genauer spezifizierenden Angaben die wertvolleren und ausschlaggebenden.

⁸⁾ L. II.B. II, S. 58.

zeln Rubriken des Kämmererbuches kann das kaum ein Zufall sein. Weiter führt die Nachprüfung der einzelnen Einträge durch die folgenden Jahrhunderte. Bis ins 17. Jahrhundert sind die durch Teilung der zweiten „boda“ in zwei Lidte, so heißen die bodae seit dem 15. Jahrhundert, im Jahre 1420 auf acht angewachsenen Lidte durch den Vergleich der Mieternamen genau zu verfolgen. Im fünften Wetterentenbuch, Hs. 299 des Staatsarchivs, hören die Zahlungsvermerke allmählich auf. Bei Lidt 1—3 enden die zusammenhängenden Zahlungsvermerke 1659. Als letzter gemeinsamer Inhaber wird Hans Heilsberg genannt; im ganzen zahlte er 15 m. von den drei Lidten. Bei Lidt 4—5 ist es 1654 mit den Zahlungen zu Ende; bei Lidt 8 1639. Von Lidt 6 und 7 erfahren wir, daß sie 1610 „mit dem Windelstein verbauet“ wurden.

Die Nennung des Wendelsteines erinnert daran, daß es im heutigen Rathauskomplex an der Mitte der Ostseite des alten Gewandhauses, der jetzigen Börse, eine Wendeltreppe gab; noch im Plane von 1845 ist hier die Wendeltreppe eingezeichnet. Auch das will nicht zum alten Lohhaus in der Markttwiete passen. Des Rätsels Lösung gibt ein Aktenstück vom Jahre 1671⁹⁾. Aus ihm geht hervor, daß die Witwe des oben als letzter Mieter von den Lidten im Lohhaus genannten Hans Heilsberg beim Räte vorstellig ward, daß das von ihrem Gatten 1649 gemietete „Lohhaus“ nach dessen Ableben ohne ihr Wissen den Herren der Apotheke zugeschrieben sei, die es zu einem Mehlhause umgestalteten. Ganz entsprechend ist denn auch dem Eintrag über das erste Lidt im „Lohhaus“ im Wetterentenbuch 1573—1701 (Hs. 299) der Vermerk hinzugefügt: „Anno 1661 den 23 Martii dieses und folgendes [gemeint sind Lidt 1—3] den herrn der apothekē zugeschrieben, und jerlich 15 m. der wette zu geben.“

Die Lage des „Mehlhauses“ ist aber bekannt: es ist derjenige Raum des heutigen Rathauses, der hinter der „Hör-

⁹⁾ St. A. Lübeck, Senatsakten, Rathaus Vol. A, fascikel 1: „Mehlhaus“. Den Hinweis auf dieses Aktenstück verdanke ich Herrn Dr. Rahtgens, der mein liebenswürdiger Führer bei der baulichen Besichtigung des Rathauses war.

Kammer“ mit dieser zusammen an der Nordseite des Rathhauses auf dem Raum zwischen den beiden Längshäusern des Rathhauses an der Breiten Straße und des Gewandhauses am Engen Krambuden liegt; noch die Karte des Rathhauses vom Jahre 1848 trägt diese Bezeichnung¹⁰⁾. Nachdem 1610 zwei Lidte in den Wendelstein eingebaut waren, alle übrigen seit den 30er Jahren mit Ausnahme von Lidt 1—3 leerstanden, blieb auf diesen drei Lidten der Name Lohhaus haften.

Es wäre zwecklos, diesen Einzelheiten um ihrer selbst willen so weit nachzugehen. Aber nunmehr ist lückenlos der Beweis erbracht: die 1361 eingerichteten *novae bodae supra lohhus* haben mit dem noch 1355, bei der Anlage des damals beginnenden Kämmererbuches, als „lohhus“ bezeichneten und benutzten früheren ältesten Rathhaus an der Markttwiete nichts mehr zu tun, sondern sind 1361 im nördlichen Mittelraum des heutigen Rathhauses an der Außenmauer des eben damals nach Norden verlängerten Gewandhauses angelegt worden. Hier also ist das zweite Lohhaus zu suchen. Damit aber ergibt sich eine weitere, für die an urkundlichen Zeugnissen so arme Baugeschichte des heutigen Rathhauses wichtige Tatsache: im Jahre 1361 kam der nördliche Erweiterungsbau zum Abschluß¹¹⁾.

Mit der Fixierung der Lage des zweiten Lohhauses läßt sich eine Angabe der Brauerrolle vom Jahre 1363¹²⁾ aufs beste vereinigen, nur auf dem Lohhaus soll Ausschank des Hamburger Bieres gestattet sein. Im Ratskeller selbst lagerte aber das Hamburger Bier. Das Lohhaus hatte allerlei im einzelnen jetzt nicht mehr festzustellende Aufgaben zu erfüllen. Darauf weist auch der Einnahmevermerk der Kämmererei vom Jahre

¹⁰⁾ Ihre Einsichtnahme verdanke ich Herrn Dr. Rahtgens.

¹¹⁾ Man möchte versucht sein, die Tatsache, daß mit dem Jahre 1361 die Zahlungsvermerke aus dem Gewandhause aufhören, auch mit den Ereignissen des Jahres 1361 in Verbindung zu bringen. Immerhin zahlten die Gewandschneider noch später an die Kämmererei, wenn auch die Rentenbücher nichts darüber vermerken. Vgl. z. B. *L. u. B. V*, S. 178. Diesen Hinweis verdanke ich Herrn Dr. fr. Bruns.

¹²⁾ Wehrmann, *Zunftrollen*, S. 179.

1408¹³⁾: von dem lohus 21 & 11 ß 6 s, ein Betrag, der die 10 & 8 ß Einkünfte aus den sieben bodae supra lohus jedenfalls übertrifft.

Ganz unerwartet führte die Untersuchung des ältesten Rathhauses hinüber in das heutige Rathaus. Es zeigte sich, daß auch hier der sorgfältigen Durcharbeitung der Zahlungsvermerke von städtischen Verkaufsstellen wertvolle Tatsachen zu entnehmen sind. Und da möge immerhin noch auf eine Beobachtung verwiesen werden. Bis Ostern 1352 zahlen die einzelnen Nädler aus ihren Einzelbuden, die zu sehr verschiedenen Beträgen vermietet waren — die gleichzeitigen Mieten schwanken zwischen 6 ß und 2 m. —, ihre Mieten direkt an die Herren der Kämmererei¹⁴⁾. Die Zahl der Nädlerbuden schwankt; auch anderswo auf dem Markte ist gelegentlich ein Nädler festzustellen. Das wird im Jahre 1352 anders: die Zahl der Nädler wird auf 14 als Höchstzahl fixiert; jeder soll die gleiche Miete zahlen, und das Einziehen der Miete wird den Amtsmeistern übertragen. Zugleich aber verlassen sie ihre alten Einzelbuden, von denen eine am Marienkirchhof, die anderen — vielleicht — zwischen Rathaus und Gewandhaus lagen, und erhalten ihre gemeinsamen Verkaufsplätze im Nädlerschwibbogen¹⁵⁾. Der bis 1352 von den Nädlerbuden besetzte Raum wurde also bereits 1352, unabhängig von dem erst 1358 erfolgten Rathausbrande, geräumt. Schon 1352, vielleicht sogar 1334, als man die Nädlerbuden prope cimiterium einzog, scheint man sich mit Erweiterungsabsichten für das Rathaus getragen zu haben; — doch diese Fragen müssen dem baugeschichtlichen Bearbeiter des Rathauses vorbehalten bleiben.

¹³⁾ E. H. B. V, S. 179.

¹⁴⁾ Alles nach den Kämmererei- und Wetterentenbüchern des Staatsarchivs.

¹⁵⁾ 1352 lautet der neue Eintrag ins Kämmerereibuch: „acufices in swibogen“. So bleibt es bis zum letzten Eintrag von 1701. — Es ist ein Irrtum, wenn Pauli (Eüb. Zustände, S. 51) sie noch 1352 anderswo sucht: die von ihm aufgeführten Buden sub gradu und prope cimiterium stammen aus der Zeit vor 1352. Die boda prope cimiterium ging bereits 1334 ein, die sub gradu (die Worte stehen auf Rasur), offenbar die Nachbarbude, wird 1338 zum letztenmal erwähnt.

Doch zurück zum ältesten Rathaus. Es lag also, von allen vier Seiten von Marktbuden umgeben, in unscheinbarer Lage und weist für unsere Begriffe fast unglaublich geringe Größenverhältnisse auf. Die räumlichen Abmessungen des Grundrisses sind annähernd zutreffend noch jetzt festzulegen. Als 1872 der Rat die Grundstücke 223 und 242 zur Verbreiterung der Marktwiete aufkaufen ließ, wurde eine orientierende Skizze der Baulichkeiten am Markt oberhalb der Braunstraße aufgenommen, sodann hat Baudirektor Krieg persönlich eine genaue Skizze des Hauses 242 angefertigt, der Grundrißmaße beigegeben sind¹⁶⁾. Außerdem liegt für die sämtlichen 1881 für den Bau des Postgebäudes erworbenen Grundstücke ein amtlicher Plan vor¹⁷⁾, so daß eine im wesentlichen zuverlässige Rekonstruktion der Baulichkeiten möglich ist. Die beigegefügte Kartenskizze beruht auf Verarbeitung dieses Materials.

Die dem Gesamtgrundstück 242 eingefügten Maße sind die von Krieg 1871 für das eigentliche Hauptgebäude angegebenen. Nach Osten — marktwärts — war das Haus durch Vorkragung des ersten Stockes, gestützt auf Trägern, verlängert; nach Westen zu war der Raum des ehemaligen düsteren Krambudens (Tittentasterstraße), der damals nicht mehr dem Verkehr diente, durch Anbau eines kleinen Ladens und einer „Schauer“ zum Teil bedeckt. Entsprechende Verbreiterungen sind auch für die Grundstücke 240 und 241 anzunehmen. Die Abgrenzungslinie zwischen den Buden am Markt und denen am düsteren Krambuden ergibt sich aus dem Studium des Verlaufs derselben Linie in den beiden sich südwärts anschließenden Blocks sowie aus der Tatsache, daß die Grenzlinie der Grundstücke 240 und 241 noch 1881 die rechtwinklige Knickung genau an dieser Stelle aufweist. Zum Überfluß hatte sich bis zum Jahre 1881 das Zimmereigentum eines Erdgeschosfraumes des Grundstückes 242 zugunsten des

¹⁶⁾ St. A. Lübeck, Senatsakten, Cassa III, Vol. A, fasc. 7, Bl. 5 und Bl. 10.

¹⁷⁾ Anträge des Senates an die Bürgerschaft 1881, S. 85 ff. — Auf das im Museum aufbewahrte Exemplar dieser Karte wies mich Herr Warncke freundlichst hin.

Eigentümers von 241 ungefähr in Abmessungen der alten Bude 242 A erhalten.

Liest man also an der Hand dieser Karte die Maße des „ältesten Rathhauses“ — ohne den östlichen Budenvorbau — ab, so kommt nicht mehr heraus als eine große Stube im Umfang von $5 \times 7,50 \times 5 \times 8$ m. Selbst wenn man mit der Möglichkeit rechnet, daß das Rathhaus den östlichen Budenvorbau ursprünglich mit umfaßte, und dieser erst eingebaut wurde, als der Rat das älteste Rathhaus verließ, zwischen 1225 und 1250, auch dann bleibt die Fläche noch sehr bescheiden ($10 \times 7,50 \times 10 \times 8$ m). Diese Maße sind eben nur zu verstehen, wenn man von all den Vorstellungen absieht, die man sich von den spätmittelalterlichen Rathhäusern gebildet hat. Im Zusammenhang mit der Errichtung der ältesten Marktbuden ist das „älteste Rathhaus“ entstanden — ursprünglich noch nicht der Sitz eines Rates, den es bekanntlich im 12. Jahrhundert nirgendwo in Deutschland gab, sondern jenes Unternehmerkonsortiums, das allerdings von Anfang an gerade auf dem Markte auch obrigkeitliche Befugnisse ausübte¹⁸⁾. Für Lübeck also hat jedenfalls das Rathhaus als Baulichkeit sehr bescheiden begonnen; und da die Schriftlichkeit in der Verwaltung, die eigentliche Ursache aller Rathhauserweiterungen, erst mit dem 13. Jahrhundert einsetzt, ist auch bei andern Städten, deren öffentliche Beratungshäuser¹⁹⁾ ebensoweit zurückgehen, mit ähnlich bescheidenen Anfängen zu rechnen. Auch darüber kann bei Lübeck kaum ein Zweifel bestehen: das Rathhaus ist zum Gewandhaus hinübergewandert. Zum mindesten haben sich Rathhaus und Gewandhaus zusammengefunden. Die Art dieses Zusammenkommens soll uns noch etwas beschäftigen. Um 1300, als endlich urkundliche Anhaltspunkte reichlicher einsetzen, befindet sich das neue

¹⁸⁾ Vgl. Rörig, Lübeck und der Ursprung der Ratsverfassung, *Stjchr.* XVII, S. 46.

¹⁹⁾ Ich vermeide das Wort „Rathhäuser“, da, mit Ausnahme Lübecks, der Rat sich ja erst im 13. Jahrhundert entwickelte. — Vgl. jetzt auch Tschern, Rathhaus und Kaufhaus im nördlichen Deutschland. *Stjchr. f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch.* 1914, S. 532 ff.

Rathaus in dem Langhaus an der Breiten Straße, während das ihm parallel laufende Langhaus am Engen Krambuden den Gewandschneidern in zwei Stockwerken (*superius et inferius*) dient. Aber selbst damals, zu Ende des 13. Jahrhunderts, diente der Bau an der Breiten Straße noch nicht ausschließlich den Zwecken eines eigentlichen Rathauses. Zwei Tatsachengruppen helfen hier weiter. Einmal die Angabe der Lage der Grundstücke Breite Straße 73—79²⁰). Diese Grundstücke, von denen 73/75 im Mittelalter eine Einheit bildeten, werden in ihren ältesten Bezeichnungen nach ihrer Lage zum Gewandhaus, nicht zum Rathaus, bestimmt. Für das Doppelgrundstück 73/75 habe ich in der Vereinszeitschrift Bd. XIX, S. 121, die auf das Gewandhaus bezüglichen Lageangaben zusammengestellt. Die erste Lageangabe mit Hinweis auf das Rathaus fällt hier ins Jahr 1307 (*prope consistorium: D.St.B. I, S. 499, 8*). Nach dem Jahre 1311 wird ausschließlich das Rathaus als Gegenüber erwähnt. 1302 begegnet für das Haus 77, 1315 für das Haus 79 das Gewandhaus zum letztenmal als Gegenüber; dann folgt auch hier ausschließlich das Rathaus. Der oben erwähnte Eintrag des Jahres 1307 ist der erste, der überhaupt das Rathaus zur Lagebezeichnung für die Häuser 73—79 heranzieht.

Nun könnte man meinen: die beiden durch Verbindungsmauern zusammengefaßten Langhäuser bildeten so sehr eine Einheit, daß man sie bald als Gewandhaus, bald als Rathaus bezeichnete. Das geht jedoch kaum an, weil die Angaben sich zeitlich ablösen (1315 letzte Erwähnung des Gewandhauses)²¹).

²⁰) Herr Dr. Bruns war so liebenswürdig, mir seine Zusammenstellungen über diese Grundstücke zu überlassen. Die Ansicht, daß aus diesen Angaben keine Schlüsse zu ziehen seien, kann ich nur für die Verwendung der Ausdrücke „*nova domus consulum*“ und „*domus consulum*“ eilen; aus ihr sind in der Tat keine Rückschlüsse auf den Bau eines „neuen“ Rathauses zu ziehen. Anders dagegen steht es mit der Verwendung der Worte „*domus pannicidarum*“ und dem gleichbedeutenden „*theatrum*“ im Gegensatz zu „*(nova) domus consulum*“.

²¹) Belanglos ist, daß 1354 das nördliche Eckgrundstück Fleischhauerstraße 71 als *ex opposito domus consularis seu pannicidarum* liegend bezeichnet wird. Vor der erst 1361 erfolgten Nordverlängerung von Rathaus und Gewandhaus lag dieses Haus sowohl dem Rathaus wie dem Gewandhaus schräg gegenüber.

Unders glaubte Brehmer²²⁾ die Frage lösen zu sollen: er nahm zwischen 1302 und 1315 „einen gänzlichen Umbau des alten Gebäudes an, bei dem das Rathaus und das Gewandhaus ihre Stellen miteinander vertauschen mußten“. Diese an sich schon unwahrscheinliche Kombination erledigt sich zunächst durch den Umstand, daß von 1307 bis 1315 Rathaus und Gewandhaus nebeneinander als Gegenüber der Häuser der Breiten Straße erwähnt werden, während vorher nur das Gewandhaus, nachher nur das Rathaus erwähnt wird. Sodann aber steht es einwandfrei fest, daß im 13. Jahrhundert das Langhaus im Engen Krambuden nicht Rathaus war, wie Brehmer annimmt, sondern nur Gewandhaus. Allerdings ist jene 1262 erwähnte „Taberna ante wanthus, quam habet Johannes de Bremis“²³⁾ kaum mit der „boda angularis sita apud bodas Godefredi de Cremun versus theatrum“ indentisch, aus der 1292 die Witwe Johannes van Bremen 4 m. Rente verkauft²⁴⁾. Diese Eckbude liegt auf dem heutigen Grundstück Enger Krambuden 3 (alte Nr. 253). Aber für 1292 ist die Lage des Gewandhauses (theatrum) in dem Engen Krambuden auf diese Weise sichergestellt; und sollte man noch Bedenken haben, weil das Gewandhaus hier als theatrum bezeichnet wird, so hilft hier die Lageangabe der Nachbarbuden weiter: 1309 wird die Cremunsche Nachbarbude als „versus [domum] pannorum“ bezeichnet²⁵⁾.

Was wir für das 13. Jahrhundert über den Kern²⁶⁾ des jetzigen Rathauses an direkten Nachrichten haben, ist demnach folgendes: die beiden Langhäuser, von denen das am Engen

²²⁾ Mitteilungen 8, S. 86. — Der Irrtum Brehmers in der Deutung des Wortes theatrum (Rathaus statt Gewandhaus) hat sich hier als gefährlich erwiesen.

²³⁾ L. U. B. I, S. 251.

²⁴⁾ O. St. B. I, 169, 6.

²⁵⁾ O. St. B. II, 112, 2.

²⁶⁾ Nur über diesen möchte ich mich hier äußern. Über die Rathausverlängerungen nach Süden unterrichtet Brehmer a. a. O. Die ergänzenden Bemerkungen Bruuns' kann ich nur bestätigen. Über die Verlängerungen nach Norden seit 1361 siehe Mitteilungen 13, S. 3 ff.

Krambuden zuerst wahrscheinlich 1262, das an der Breiten Straße zuerst (1294²⁷⁾) zweifelsfrei erwähnt wird, treten beide als Gewandhäuser in die Erscheinung. 1307 wird das an der Breiten Straße zum erstenmal consistorium, Rathhaus, genannt; 1315 zum letztenmal Gewandhaus (theatrum)²⁸⁾.

Es ist also verblüffend wenig, was an direkten Nachrichten vorliegt; glücklicherweise reden ja hier die Steine, und schon aus diesem Grunde kommt beim Lübecker Rathhaus der bautechnischen Untersuchung eine besondere Bedeutung zu; sie weist vor allem das hohe Alter beider Langhäuser (vor 1250) nach. Vergeblich wird man aber von einer solchen Untersuchung Aufschlüsse über die Zweckbestimmung der beiden Langhäuser erwarten; das Rätsel vom Gewandhaus und Rathhaus kann sie nicht lösen. Glücklicherweise steht zu weiterer Kombination noch eine zweite Tatsachenreihe zur Verfügung.

Im ältesten Verzeichnis städtischer Einnahmen vom Jahre 1262 erscheinen zum erstenmal die Zahlungsvermerke aus dem Erdgeschosß und ersten Stock des Gewandhauses im Engen Krambuden. Damit aber nicht genug: noch einige andere Eintragungen folgen, von derselben Hand geschrieben, Zahlungsvermerke über sechs cellaria ubi exciduntur panni. Das erste cellarium zahlt 3 m. 4 ß, die übrigen fünf 3 m. Dieselben cellaria

²⁷⁾ Als Gegenüber des Hauses Breite Straße 79. O.St.B. I, 211, 2: ex opposito domus pannorum.

²⁸⁾ Bis ins 14. Jahrhundert hinein darf die Verwendung des Wortes „theatrum“ als Gewand- (oder Kauf-) haus, nicht als Rathhaus, auch für Lübeck wie für die andern nord- und ostdeutschen Städte als gesichert gelten. (So auch Tschern a. a. O.) Späterhin kommen gelegentlich zweifelhaftere Verwendungen des Wortes „theatrum“ vor. So wird 1366 einmal eine in der Nähe des „langen Hauses“ liegende Kerzengießerbude als „prope theatrum seu consularium domum“ liegend bezeichnet (Schröder, Marienquartier, Hf. St.U., S. 328). Pauli, Lübb. Zustände, S. 49, erwähnt eine Oberstadtbuchstelle von 1334: theatrum vel domus consilii. — Die Verwertung der Lageangaben der Grundstücke an der Breiten Straße wird hierdurch kaum berührt: von 1294 bis 1306 heißt es hier nur: domus pannorum. 1306 zum erstenmal: theatrum; 1307: consistorium; 1311 zum letztenmal: domus pannorum; 1315 zum letztenmal: theatrum. Es bleibt also unter allen Umständen sicher: zunächst nur Bezeichnung als Gewandhaus, dann Zeit des Schwankens, dann, nach 1315, nur Bezeichnung als Rathhaus (domus consularis).

pannorum begegnen aber auch in den beiden 1285 und 1288 beginnenden, bis 1297 führenden ältesten Kämmererbüchern. Diesmal sind es sieben; die Mieten haben sich — im auffallenden Gegensatz zu anderen Beobachtungen — verringert; auch läßt sich aus den Zahlungsvermerken schließen, daß in den Jahren 1294 und 1295 je eines der cellaria unvermietet blieb. Als im Jahre 1316 die Kämmererbücher wieder einsetzen, sind die cellaria pannorum verschwunden.

Hält man demgegenüber die Tatsache, daß 1311 bzw. 1315 zum letztenmal das Langhaus an der Breiten Straße auch Gewandhaus, von da an nur Rathaus genannt wird, so dürfte der Schluß gerechtfertigt sein: die cellaria pannorum lagen im Langhaus Breite Straße: sie sind der letzte Rest der ursprünglichen Benutzung auch dieses Gebäudes durch den Handel. Hervorzuheben ist noch, daß diese cellaria pannorum an Glieder der angesehensten Familien — Bardewick, Bockholt, Campsor, Clendenst, Cusfeld, Friso, Wullenpund — vermietet waren; gerade diese Familien sind es aber, die sich im 14. Jahrhundert vom Gewandschnitt zurückziehen²⁹⁾.

Als Endergebnis ist also festzustellen: die durch gewisse bauliche Merkmale³⁰⁾ ohnehin als einheitlicher Bau gekennzeichneten Langhäuser an Breite Straße und Engem Krambuden waren ursprünglich als Kaufhäuser gebaut. In erster Linie dienten sie den Gewandschneidern; vielleicht standen auch hier die Lübecker Wollenweber, Lohgerber und Weißgerber mit ihren Erzeugnissen zum Verkauf aus. Zwischen 1225 und 1250 ändert sich das Bild: der Rat räumt das von ihm bisher als Versammlungs- und Gerichtshaus benutzte kleine älteste Rathaus, überläßt es den Wollenwebern und Lohgerbern und verlegt seine Tätigkeit in den ersten Stock des an der Breiten Straße

²⁹⁾ In den „Sortes pannicidarum domus inferioris a. d. 1379 Pascae“ (St. A. Lübeck; noch nicht eingeordnet) kommen unter 21 Namen nur zwei Ratsherren vor (Hinrich Schonenborg und Hinrich Westhof).

³⁰⁾ Kelleranlage; romanischer Giebel an der Südwand des Langhauses Breite Straße; alter Eckturm an der Südostecke des Langhauses Enger Krambuden.

liegenden Langhauses. Das Rathaus wandert also — um mit Semrau zu sprechen — hinüber zum Gewandhaus. Noch aber bleiben auch im Langhaus an der Breiten Straße im Erdgeschoß die Gewandschneider, und zwar gerade die im Räte vertretenen Gewandschneider-Familien; noch bleibt die alte Benützung des Hauses so bedeutsam, daß erst 1307 zum erstenmal die neue Verwendungsart in der Bezeichnung consistorium sich ausdrückt. Noch acht Jahre des Schwankens — dann verschwinden die letzten Gewandschneider aus dem nunmehr nur noch als Rathaus bezeichneten Langhaus an der Breiten Straße. Noch im 13. Jahrhundert tritt Begriff und Räumlichkeit des Rathauses durchaus zurück hinter Begriff und Räumlichkeit von Gewand- und Kaufhaus; das 14. Jahrhundert bringt die Verschiebung zugunsten des Rathauses.

Die von Semrau für Thorn und das Ordensland gewonnenen Ergebnisse³¹⁾ haben also doch im Lübecker Material eine bemerkenswerte Stütze gefunden. Wenn damit auch noch nicht kritikloser Verallgemeinerung das Wort geredet werden soll, so hat sich doch die Skepsis, die Töchen den Semrauschen Forschungen gegenüber einnimmt, wenigstens für Lübeck, als zu weitgehend erwiesen: das stattlicher angelegte jüngere Gewandhaus war auch hier der Magnet, der den Rat aus seinem bescheidenerem Hause herüberlockte. Es vergingen wenige Jahrhunderte — da hatten Rathaus und Verwaltung Kaufmann und Handwerker fast von der ganzen Ostseite des Marktes verdrängt³²⁾. Vor allem aber mag das hier eingehend behandelte Verhältnis von Rathaus und Gewandhaus davor warnen, allmähliche Verschiebungen in der Zwecksetzung eines Gebäudes sofort auch als bauliche Zäsuren in Ansatz zu bringen.

³¹⁾ Mitteilungen des Copernikus-Vereins für Wissenschaft und Kunst zu Thorn, H. 24, Nr. 1.

³²⁾ Vgl. meinen ersten Aufsatz, Mitteilungen Jahrg. 13, S. 11.

Mitteilungen

des

Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde.

14. Heft.

März 1922.

Nr. 8.

Inhalt:

Wilh. Stahl: Geschichte der Ägidienorgel in Lübeck.

Geschichte der Ägidienorgel in Lübeck.

Von Wilh. Stahl.

Die Geschichte der Ägidienorgel läßt sich an der Hand der noch erhaltenen Akten, Protokoll- und Rechnungsbücher der Kirche nur bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts zurück verfolgen. Am 4. April 1623 schlossen die Kirchenvorsteher wegen „Verfertigung eines neuen Orgels“ einen Kontrakt mit dem Orgelmacher Meister Hans Scherer aus Hamburg, der um diese Zeit in Lübeck weilte¹⁾. Er hatte herüberkommen müssen, um in der Petriorgel, die von ihm 1620/21 einer größeren Reparatur unterzogen und mit neuen Bälgen versehen worden war, den Schaden auszubessern, den die Ratten und Mäuse, die in allen Kirchen, solange in ihnen Beerdigungen stattfanden, eine große Plage bildeten, an dem Pfeiswerk getan hatten. Mit der Arbeit in St. Ägidien sollte er Michaelis beginnen. Die Inangriffnahme des Orgelbaues verzögerte sich aber noch längere Zeit. Meister Scherer war in Tangermünde beschäftigt²⁾. Die Kirchenvorsteher von St. Ägidien mahnten ihn gegen Ende des Jahres, sich nunmehr endlich nach Lübeck zu verfügen. Er antwortete am 5. Dezember und legte ein von Bürgermeister, Ratmann und den Vorstehern

¹⁾ Der Orgelmacher Meister Jakob Scherer, der 1549, 1557/58, 1560/61 Arbeiten an den Orgeln unserer Marienkirche ausführte, war vermutlich Hans Scherers Vater.

²⁾ Schon 1576 hatte er in Bernau in der Mark und 1580 in der Marienkirche zu Stendal eine Orgel gebaut.

der gemeinen Kasse zu Tangermünde unterzeichnetes Schreiben bei. Die Lübecker Herren werden gebeten, sich noch ein wenig zu gedulden, damit der Meister das angefangene, fast vollendete Orgelwerk in Tangermünde, wegen dessen der Kontrakt schon vor drei Jahren aufgerichtet worden war, vollends verfertigen könne. Er hätte die Arbeit längst verrichtet, wenn er nicht vom Schnitzer wegen der Struktur merklich verhindert worden wäre. Er arbeitet fast Tag und Nacht, hofft in kurzer Zeit fertig zu werden und will sich dann ungesäumt mit all seinem Volk nach Lübeck verfügen. Im Februar 1624 schickten die Kirchenvorsteher von St. Ägidien nochmals einen Boten nach Tangermünde, der 6 fl 12 ß Botenlohn erhielt; aber erst im Sommer kam Scherer mit Frau und Kindern und fünf Gesellen nach Lübeck und bezog das in der oberen Fischergrube belegene Haus, das bereits Michaelis 1623 für ihn gemietet worden war. Die Kirche hatte Scherer kontraktlich zugesagt, ihm, solange er an der Orgel zu arbeiten hatte, eine freie Behausung zu verschaffen; sie bezahlte von Michaelis 1623 bis Michaelis 1625 für das genannte Haus dem Eigentümer Dyrif Gravenstede 200 fl Miete.

Die alte Orgel wurde völlig abgebrochen, nicht nur das innere Werk, sondern auch das Gehäuse und dessen Schauseite, der sogenannte Prospekt. Sie hat also jedenfalls ein hohes, vielleicht in die Zeit vor der Reformation hinaufreichendes Alter gehabt. Über ihre Größe und Einrichtung ist aus den Akten nichts mehr festzustellen³⁾. Die Materialien des Abbruchs fielen kontraktlich dem Orgelbauer zu. Der Neubau begann mit der Herstellung eines starken Fundaments. Für dasselbe brachen Mauerleute mit Brechstangen, Brecheisen und Bicken in die dem Kircheninnern zugekehrte Seite der Turmmauer vier tiefe Löcher, je zwei zu jeder Seite des Eingangs, um in dieselben vier lange behauene Feldsteine einzulassen. Auf die herausragenden Enden legten Zimmerleute einen langen Querbalken aus Eichenholz, der das übrige Zimmerwerk des Fundaments und damit die ganze Orgel tragen sollte. Die Herstellung des Fundaments war Sache der Kirche; die erforder-

³⁾ 1594 hat der Orgelmacher Claus Meyer in der Orgel zwei Stimmen, Kornett und Schalmeienbaß, gemacht und dafür 20 fl 10 ß (statt der geforderten 31 fl 6 ß) erhalten.

lichen Balken und Feldsteine kaufte sie für 32 R 8 S vom Ratsbauhof. Sie hatte auch die groben Schmiedearbeiten zur Befestigung des Fundaments und der „Struktur“ auf eigene Rechnung übernommen und zahlte Jochim Hintze für Bolzen, Klammern, Anker usw. 200 R . Die Struktur (Tischler- und Schnitzarbeit des Gehäuses und der Fassade) hatte der Orgelbauer zu liefern. Mit der Fertigstellung derselben wurde der „Schmiddeker“ Michael Sommer beauftragt. Seinen Namen hat er, von unten nicht erkennbar, auf einem kleinen Brett oben an der rechten Seite des Prospektes angebracht⁴).

Nachdem Hans Scherer die Arbeit an der Ägidienorgel einmal in Angriff genommen hatte, führte er sie auch verhältnismäßig rasch und ohne Unterbrechung zu Ende. Seine Tätigkeit dauerte nur ein rundes Jahr, von Johannis 1624 bis Johannis 1625. Am 9. April 1625 erhielt er den letzten Teilbetrag der veraffordierten Bausumme von 4500 R , der nach dem Kontrakt zu zahlen war, wenn er die Orgel „vollkommen geliefert“ hatte. Die Prüfung und Abnahme der fertigen Orgel erfolgte wahrscheinlich durch den damaligen Organisten der Marienkirche, Petrus Hassel, in Gemeinschaft mit dem Organisten von St. Ägidien, Peter Wordenhof. Nach geschעהner Überlieferung wurden Scherer für drei Stimmen und eine Koppel, die er über den Kontrakt hinaus gemacht hatte, noch 200 R „zu einer Verehrung“ gegeben. Am 15. November 1625 erbat er von der Kirche weitere Zulage und Hilfe, und als das Gesuch ohne Erfolg blieb, reichte er im folgenden Jahre eine neue, dringlichere Supplikation ein: Er habe bei Aufrihtung des Kontraktes nicht wissen können, was in solcher schweren, teuren Zeit, da sich alles von Tag zu Tag steigere, zu behuf des Orgelbaues aufgehen würde. Für allerhand Sachen, die zu der Orgel gekommen sind, hat er rund 1500 R ausgeben müssen: für Bretter, darunter 120 Stück Wagenschott (dünne Eichenbretter) 300 R , für Blei (zu den Pfeifen) 700 R , für Zinn (zum Löten), Messingblech

⁴ Sommer arbeitete 1621, 1625, 1626 für die Katharinenkirche; die Fassade der Uhr auf dem Lettner im Dom (1627/28) ist ebenfalls sein Werk. Vgl. Baudenkmäler der freien und Hansestadt Lübeck Bd. III, 1. Teil, S. 157.

(zu den Mundstücken und Zungen der Rohrwerke), Messing- und Eisendraht (zu den Ventilsfedern und der „Regierung“, d. i. der Mechanik) 130 fl , für Nägel 50 fl , für Leder (zu den Bälgen, auch zum Füttern der Spunde, Windlöcher und Windladen) 170 fl , für Leim, Terpentin, Wachs, Meinnig 150 fl . Er hat dem Schnitker Michael Sommer 850 fl bezahlt, dem Kleinschmiede Jochim Hintze (für Hänge, Schrauben, Haken, Stangen, Platten, Schlösser, Schlüssel usw.) 175 fl , den „Sagers“ 48 fl . Zu diesen Ausgaben ist seine schwere Haushaltung gekommen. Die fünf Gesellen hat er beköstigen und jedem 24 fl Wochenlohn geben müssen. Was er in Tangermünde erübrigt, hat er zugesetzt, ebenso die für die Reparatur der Orgel im Dom zu Lübeck empfangenen 500 fl . Bei der Ägidienorgel hat er nicht ein Paar Schuhe erübrigen können. Er bittet die Herren, sie möchten ihre milde Hand aufthun und ihm, da er sich für seine viele gehabte Mühe und Arbeit und sauren Schweiß nicht eines Hellers Wert zu erfreuen habe, mit einer extraordinären Steuer beispringen. Auf sein Anhalten haben die Vorsteher dann in Ansehung seines großen Fleißes und Unkost die 1000 fl , die sie ihm vorgestreckt, großgünstig nachgesehen, so daß er in allem an barem Gelde 5700 fl empfangen hat.

Damit waren aber die Ausgaben für den Orgelbau immer noch lange nicht abgeschlossen. Die Vorsteher wandten weitere beträchtliche Mittel zur Verschönerung und Erhaltung des neuen Werkes auf. Zunächst übertrugen sie dem Schnitdeker Balzer Winne⁵⁾ die künstlerische Ausgestaltung des unteren Theils der Fassade. Er ersetzte das einfache „flach Rundt“ unter der Orgel durch eine schräge Holzwand mit sechs durch schöne Intarsien verzierten Rundbogen, mit sechs „geschneden Wappen“⁶⁾ und mit geschneden dogeden⁷⁾ und mit geschneden Cracksten

⁵⁾ Balzer Winde, der Kirche Snyderker, hat 1614 in das Haus des Pastoren der Petrikirche eine neue Bettstelle gesetzt.

⁶⁾ 1. Lübeckisches Wappen mit der Jahreszahl 1626, 2. Lorenz Müller, Bürgermeister, 3. Thomas v. Wickedede, Ratmann, 4. Hinrich Brömse, Ratmann, 5. Johann v. Stiten, Vorsteher, 6. Jürgen Lamprecht, Vorsteher.

⁷⁾ D. i. Tugenden, allegorischen weiblichen Figuren: fides, Spes, Caritas, Justitia.

(Kragsteinen) und mit geschneden fresen“ (Friesen), verkleidete den großen Fundamentbalken und die ihn tragenden Steinkonsolen mit Schnitzereien und machte auf der Rückseite der Orgel (im Turmraum) ein Panneel mit fünf „geschneden farmes“ (Pilastern). Dieser Auftrag erregte den Neid und Unwillen des Schnittgers Michael Sommer. Er glaubte, daß die Arbeit eigentlich ihm, dem Verfertiger des oberen Teils der Fassade, hätte zukommen müssen und daß der Winne gezahlte Preis von 600 fl zu hoch sei im Vergleich mit dem, was er für seine „schwere und vornehmste Arbeit“ erhalten. Er wandte sich zweimal beschwerdeführend an den Kirchenvorstand, der ihm endlich eine Nachzahlung von 50 fl bewilligte. Nicht gerade zum Vorteil der reichgeschnitzten Fassade, die nach ihrer Ergänzung durch Balzer Winne in mancher Beziehung mit dem Meisterwerk von Tönnies Evers in St. Petri wetteifern konnte, wurden dann vor derselben, um das Eindringen von Staub in die Orgel zu verhindern, sechs große, von Balzer Winne gefertigte Klappflügel angebracht: mit Leinwand bespannte Rahmen aus Eichenholz, wie Türen in Angeln beweglich, die mittels Schnüren, die über Holzrollen liefen, geöffnet und geschlossen werden konnten. Einer solchen Schutzvorrichtung bedurften die Orgeln in alten Zeiten, als durch die häufigen Beerdigungen innerhalb der Kirchen viel Staub aufgewirbelt wurde, mehr als heute. Die Flügel wurden von Jochim Hagen „binnen vnd buten vermahlet“, teils mit „Historien“, teils „mit grudeschen“⁸⁾. Der Maler hat ferner die ganze Orgel „Saffran gehl“ angestrichen, „vornistet“ (gefirnist), die zehn Bilder (musizierende Engel auf den Spitzen der Fassadentürme) weiß „gealbastert“, die Gewänder versilbert, Haare und Zierat vergoldet, sieben „Rosen“ (Rosetten) unter der Orgel und zwei über dem Positiv (unter der oberen Fassade) mit den darunter hängenden Weintrauben sowie die großen Basspfeifen vergoldet. Seine Gesamtrechnung von 966 fl wurde auf 780 fl vermindert. Ähnliche Abzüge mußten sich auch die andern Meister für ihre Arbeit an der

⁸⁾ Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Malermeister Scheitherr wird der Ausdruck „krudsch malen“ noch heute für einfachen, kunstlosen Anstrich gebraucht.

Orgel gefallen lassen. Die Ausgaben für den Orgelbau, soweit sie sich aus den Akten nachweisen lassen, belaufen sich im ganzen auf 7532 fl 8 ß .

Die Ägidienkirche durfte nun aber auch ein schönes Instrument ihr eigen nennen, das infolge der guten, soliden Arbeit Jahrhunderte überdauerte und in seinen Grundbestandteilen, nur durch wiederholte Reparaturen gebrauchsfähig erhalten, bis zur Gegenwart der Musica sacra gedient hat.

Die Orgel hatte drei Manuale und Pedal. Die drei Manuale, d. s. die mit den Händen zu spielenden Klaviere und die dazu gehörigen Pfeifen, Windladen und sonstigen inneren Bestandteile, werden in dem Kontrakt 1623 als „vulle Orgel“, Rückpositiv und Brustpositiv bezeichnet. Zur vollen Orgel (sonst gewöhnlich Hauptwerk genannt) und zum Brustwerk (Brustpositiv) gehören die zurückliegenden Mittelfelder der Fassade, und zwar zum letzteren die obere, zur ersteren die untere Hälfte. Das Rückpositiv ist der vom übrigen Prospekt getrennte, in den Kirchenraum vorspringende Teil der Orgel. Es wird so genannt, weil der mitten in der Orgel sitzende Spieler ihm und damit dem Schiff der Kirche den Rücken zukehrte. Mit Positiv bezeichnete man ursprünglich eine kleine, aber nicht transportable Orgel, später auch selbständige Teile größerer Werke. Das Pedal, d. h. die mit den Füßen zu spielenden Tasten und die damit zum Tönen gebrachten großen Basspfeifen, war in den beiden großen, die Orgelfassade links und rechts flankierenden Türmen untergebracht. Die im Kontrakt von 1623 genannten 33 klingenden Stimmen verteilten sich folgendermaßen: Hauptwerk („vulle Orgel“) acht Stimmen: Prinzipal 16 Fuß, Quintatön („Quintadena“) 16', Oktave 8', Gedakt 8', flöte 4', Kauschpfeife („Kuspife“) 2fach, Mirtur 6—10fach, Scharf 4—6fach; Rückpositiv zehn Stimmen: Prinzipal 8', Quintatön 8', Gedakt 8', Oktave 4', Hohlflöte 4', Sifflöte („Sifelit“) 2', Mirtur 3fach, Scharf 4—7fach, Regal 8', Krummhorn 8'; Brustwerk sieben Stimmen: Prinzipal 8', Hohlflöte („Holpipe“) 8', Nasat 3 (= $2\frac{2}{3}$ '), Waldflöte 2', Zimbel 3fach, Trompete („Trommet“) 8', Zink 8'; Pedal acht Stimmen: Prinzipal 16', Untersatz 16', Oktave 8', Gedakt 8', Kauschpfeife, Posaune („Basaune“) 16', Trompete 8', Kornett 2'.

Das Pedal besaß den bis zur Neuzeit üblichen Umfang vom großen C bis zum eingestrichenen d „nebst allen Semitonien, die vom großen Fis an darin gehören“. Es hatte also die in älteren Orgeln allgemein anzutreffende, mangelhafte Einrichtung der sogenannten kurzen Oktave, in der, um das Material für die großen Pfeifen zu sparen, Cis und Dis fehlten. Auch in den Manualen war früher diese übel angebrachte, bei der älteren, wenig chromatischen Musik, die, solange die ungleichschwebende Temperatur herrschte, die einfachen Tonarten bevorzugen mußte, allenfalls zu entschuldigende Sparsamkeit anzutreffen. Hier fehlten gewöhnlich vier Töne: Cis, Dis, Fis, Gis. Die Manuale der Ägidienorgel hatten den ungebräuchlichen Umfang E—e^{'''}. Auch hier sind jedenfalls Sparsamkeitsgründe mitbestimmend gewesen; für den üblichen Umfang C—c^{'''} wären größere Pfeifen und insolgedessen mehr Material und Raum erforderlich gewesen. Neben- oder hilfszüge werden in der Disposition von 1623 nicht genannt. Nach späteren Angaben besaß die Orgel einen Tremulanten (ein federndes Ventil im Windkanal, das durch Bebung den starren Orgelton beleben sollte) und einen Zimbelstern. Dieser ist noch heute außen vorn am Rückpositiv vorhanden. Er konnte durch einen Registerzug in Umdrehung versetzt werden und brachte dabei einige kleine, gewöhnlich im C-Dur-Dreiklänge gestimmte Glocken zum Erklingen.

Die im Prospekt stehenden Pfeifen gehörten zu den Prinzipalstimmen der Manuale und des Pedals. Sie waren wie alle Pfeifen der Orgel aus Blei hergestellt, dem man durch Beimischung von Wismut größere Festigkeit zu geben versuchte. Holzpfeifen kannte der ältere Orgelbau überhaupt nicht; Zinn verwandte er nur zuweilen als Schmuck bei den Prospektpfeifen.

Über den Kontrakt hinaus hatte der Orgelbauer Scherer eine Koppel, die entweder zwei der Manuale miteinander verband oder eins derselben dem Pedal angliederte, und drei Stimmen gemacht. Die letzteren werden nicht genauer bezeichnet; nach der Disposition von 1795 kommen Oktave 4' im Hauptwerk, Brustwerk und Pedal, vielleicht auch Flöte 4' im Oberwerk in Betracht.

1648 ist in den Wochenbüchern der Ägidienkirche wieder von Orgelbau die Rede. Im Februar, März und April und dann wieder im September und Oktober werden dem Orgelbauer zu seiner Arbeit an der Orgel Licht und Kohlen von der Kirche geliefert. Im September haben Sargträger und Glockenläuter Bretter und Latten zum Gerüst („Stellinge“) vom Bauhof geholt, die Flügel abgenommen und wieder angebracht. Die Bälgentreter erhielten am 31. Oktober für elf Wochen, die sie dem Orgelbauer aufgewartet, 18 fl . Ferner wurden ihnen noch 6 fl zuerkannt, weil es so lange währte, bis das neue Werk, an dem der Orgelbauer schon im vierten Jahre arbeitete, fertig wurde. Daraus geht hervor, daß die Arbeiten, über die nähere Angaben fehlen, umfangreicher Art gewesen sein müssen. Zweifellos handelt es sich um die Anlage des vierten Manuals, dessen Windlade und Pfeifwerk unterhalb des Hauptwerks eingebaut wurden. Das bisherige Brustwerk wurde nun Oberwerk genannt und der Name Brustwerk auf die neue Anlage übertragen. Nach der 1795 vollständig mitgetheilten Disposition hatte das neue Brustwerk sieben Stimmen: Gedakt 8', Querflöte (4'), Quintatön 4', Oktave 4', Scharf 3—4fach, Regal 8', Dulzian 16'. Wer war der Erbauer? Wahrscheinlich der Lübecker Orgelmacher Friedrich Stellwagen, dessen Werkstatt in der Nähe des Doms bei der „Sagekuhle“ — so hieß damals der Bauhof — lag. Ihm waren von 1645 ab die Orgeln der sämtlichen fünf „Caspel“ (Kirchspiel, Haupt-) Kirchen in Pflege gegeben. Er hatte sie gegen ein Oftern-fälliges „bestaltes Jahrgeld“ von insgesamt 50 Talern (Marien 12, Jakobi, Petri, Ägidien je 10, Dom 8) wenigstens viermal im Jahr durchzugehen und die kleineren Mängel zu beseitigen. Darüber hinaus haben die Orgeln mehrerer Lübeckischer Kirchen durch Stellwagen größere Erneuerungs- und Erweiterungsbauten erfahren: 1636/37 St. Jakobi (kleine Orgel), 1637—41 St. Marien (große Orgel), 1645—46 St. Petri (große Orgel), 1655—55 St. Marien (kleine Orgel). Auch in der Ferne wurde seine Kunst geschätzt und begehrt. In seinem Sterbepjahr 1659 baute er eine Orgel in der Marienkirche zu Stralsund. Nach seinem Tode wurde der von den Vorstehern der fünf Hauptkirchen Lübecks mit ihm abgeschlossene Kontrakt

wegen regelmäßiger Pflege der Orgeln nicht erneuert. Die Ägidienkirche hat dem Orgel- und Instrumentenmacher Heinrich Lütjens (Lütgens, Lützens) 1683 und 1691 kleinere Arbeiten (Löten einiger Pfeifen usw.) besonders bezahlt.

Am 21. April 1711 wurden die sieben Bälge der Ägidienorgel Hans Hantelmann verdungen, das Stück für 15 Reichstaler. Sie mußten ganz auseinander genommen und neu beledert werden, wobei der Geselle Hantelmanns, Caspar Behrenß, half. Hantelmann war als Gehilfe des bedeutenden Hamburger Meisters Arp Schnitker bei dem Neubau der Lübecker Domorgel 1696—99 hervorragend tätig gewesen und hatte sich dann in Lübeck niedergelassen⁹⁾. Am 20. Juni 1714 schlossen die Vorsteher von St. Ägidien mit ihm einen Kontrakt über eine größere Reparatur der Orgel. Die Arbeit begann im Herbst 1714 und nahm noch den größeren Teil des folgenden Jahres in Anspruch. Von den stark ausgespielten Klaviaturen mußten die des Pedals ganz neu gemacht werden; die Manualtasten ließen sich noch mit Buchsbaumholz ausbessern. Die Spielmechanik (Registrieratur und Abstraktur) wurde nachkorrigiert. Die Windladen waren mit neuen Pulpetenbeuteln und Messingfedern unter den Ventilen zu versehen und ebenso wie die Kanäle mit Leder und Leim zu dichten. Die Disposition erfuhr eine Erweiterung durch Einfügung einer neuen Stimme (Vox humana 8') im Oberwerk. Von den schon vorhandenen Rohr- oder „Schnarr“-Werken wurde der unbrauchbar gewordene Dulzian 16' im Brustwerk völlig erneuert; die übrigen erhielten teils neue Köpfe, Mundstücke, Stimmkrücken, teils neue Zungen oder „Hosen“ (äußere Mäntel, jetzt Stiefel genannt). Auch die Labialpfeifen wurden einzeln herausgenommen, ausgerundet und in den von Salpeter zerfressenen Teilen repariert. Mehr noch als die Wiederherstellung und Verbesserung des Innern der Orgel ließ man sich die Ausgestaltung der Schauseite angelegen sein. Die sechs drehbaren Klappflügel vor den verschiedenen Teilen der Fassade wurden

⁹⁾ Er hat 1725 eine „Haupt- oder General-Reparation“ der Petriorgel ausgeführt und 1735 eine neue Orgel mit elf Stimmen in Schlutup erbaut. Er starb vor Beendigung dieses letzten Werkes und wurde am 15. April 1735 auf dem Domkirchhof beerdigt.

abgenommen und auf das Kirchengewölbe gebracht. Der Bildhauer Johann Valentin Rabe fertigte vier neue unbewegliche aus Eichenholz geschnitzte „Blindflügel“ im Rokoko-Stil an: zwei große mit je einem Posaune blasenden Engel links und rechts von den beiden Basttürmen, zwei kleinere zu beiden Seiten des Rückpositivs. Die im Prospekt („Gesicht“) stehenden, unansehnlichen Bleipfeifen (Prinzipal 16' des Hauptwerks und Pedals, Prinzipal 8' des Rückpositivs) wurden durch neue aus glänzendem Zinn ersetzt. Der Maler Christian Otto hatte keine künstlerische Aufgabe zu lösen, sondern nur handwerksmäßige Arbeit zu leisten, die Orgel „als Eichenholz“ mit gelber, die Zieraten an der Wand mit blauer Ölfarbe anzustreichen. Jedenfalls wurden damals auch die wertvollen Intarsien übergepinselt; sie sind erst 1899 von dem entstellenden Anstrich wieder befreit worden.

Die damaligen Vorsteher der Kirche, Senator Alexander v. Lüneburg, Senator Daniel Möller, Heinrich v. Brömse, Christoph Schmidt, hielten die unter ihrer Ägide ausgeführte Orgelrenovation für bedeutend genug, um sich in der gleichen Weise wie ihre Amtsvorgänger, die den Neubau von 1623—26 veranlaßt hatten, an der Fassade zu verewigen. Sie ließen ihre geschnitzten Wappen unterhalb der älteren auf dem Fries des Tragebalkens anbringen¹⁹⁾.

Als alles fertig war, und der Orgelbauer zum Schluß auch das gesamte Pfeifwerk neu intoniert und gestimmt hatte, fand am 19. September 1715 die Prüfung und Abnahme der Orgel durch den Organisten der Marienkirche Johann Christian Schiefferdecker, den Schwiegersohn und Nachfolger Dietrich Burtchudes, statt. Er erhielt, „die Orgel nachzusehen und alle Stimmen zu überspielen“, 12 Z ; der Organist der Ägidienkirche Jürgen Sandberg für Aufsicht beim Orgelbau 18 Z . Beim ersten gottesdienstlichen Gebrauch der renovierten Orgel wurde auf derselben unter Mitwirkung von

¹⁹⁾ Ihren jetzigen, höher gelegenen Platz in den leeren Feldern der schrägen Zierwand haben sie 1899 bei der Restaurierung der Orgelfassade erhalten.

neun Ratsmusikanten und vier Sängern, die 27 bzw. 4 fl erhielten, eine Musik gehalten. Die Zuhörer hatten den vom Konrektor des Katharineums gedichteten Text der Kantate, deren Komponist nicht genannt wird, in Händen. Die Ausgaben für die Orgel beliefen sich im ganzen auf 2811 fl 12 $\frac{3}{4}$ sch . (Der Orgelbauer erhielt 1100 fl , Jürgen Sieben für Zinn zu den Prospektpfeifen 1072 fl 5 sch , der Bildhauer 162 fl , der Maler 110 fl , der Kleinschmied Gotthard Meyer 49 fl , der Tischler Jochim Hecht 18 Taler usw.) Mehr als die Hälfte der Kosten wurde durch eine in der Gemeinde veranstaltete Sammlung, die 1569 fl erbrachte, gedeckt. Die einzelnen Spenden sind in einem in Leder gebundenen Quartband verzeichnet, der in einer Einleitung außer der Bitte um Gaben Ausführungen über die Bedeutung der Kirchenmusik und die Reparaturbedürftigkeit der Ägidienorgel enthält.

1794 zeigte der Organist Joachim Christoph Mandischer den Kirchenvorstehern an, daß die Orgel einer Reparatur von Grund aus bedürfe. Der Orgelbauer Jochim Christoph Kalt Schmidt wurde beauftragt, eine Untersuchung des Werkes anzustellen. Er erstattete am 10. November über den Befund einen ausführlichen Bericht, durch den derjenige des Organisten Mandischer bestätigt wurde. Die Bälge, Kanäle und Windladen waren undicht; kaum ein einziges Register sprach durchgängig richtig an; viele Pfeifen waren stumm und in den Füßen vom Rost (Salpeter) zersessen, die Rohrwerke waren fast sämtlich unbrauchbar; in dem Regierwerk war durch den langen Gebrauch vieles verschliffen; die ganze Orgel war voll Staub und sehr verstimmt. Der Vorstand beschloß am 31. Dezember, die nicht mehr zu umgehende Reparatur ausführen zu lassen. Nach dem am 27. April 1795 mit dem Orgelbauer Kalt Schmidt abgeschlossenen Kontrakt hatte derselbe allen Mängeln gründlich abzuhelpfen, die ganze Orgel auseinanderzunehmen, zu reinigen und nach der gleichschwebenden Temperatur zu stimmen. Die Orgel war bisher noch in der ungleichschwebenden Temperatur gestimmt und mit Subsemitonien versehen, d. h. sie hatte für dis und es verschiedene Tasten¹¹⁾. Für seine Arbeit einschließlicly der nötigen Materialien an Leder, Leim,

¹¹⁾ Die doppelten Kanzellen und Ventile waren in der Windlade des Brustwerks noch 1853 vorhanden.

Blei, Messingdraht usw. wurde Kaltschmidt die Summe von 800 R zugesichert, über deren Empfang er am 22. Februar 1796 quittierte. Die Disposition der Orgel, die vollständig mitgeteilt wird, wies jetzt in vier Manualen und Pedal 45 klingende Stimmen auf: im Hauptwerk neun (statt des Gedakt 8' von 1623 Viol di gamb 8', neu gegen 1623 Oktav 4'), im Oberwerk (1623 Brustpositiv) zehn (neu: Oktav 4', Flöte 4', Vox humana 8' [s. o. S. 159]), im Rückpositiv zehn (statt Krummhorn 8' Bärpfeif 8'), im Brustwerk sieben (s. o. S. 158), im Pedal neun (neu Oktav 4', statt der Rauschpfeife eine vierfache Mirtur; der Untersatz 16' wird jetzt Subbaß 16' genannt).

Nach der Schlacht am 6. November 1806 wurden preußische Gefangene bis an den vierten Tag in der Ägidienkirche eingesperrt. „Sie haben, durch Kummier, Hunger und Durst veranlaßt, sich die Orgel zum Zeitvertreib gewählt und sie ganz ruiniert.“ Die Wiederherstellung erfolgte in der Zeit vom 8. Juni bis Michaelis 1808 durch den Orgelbauer und Sargträger zu St. Petri Joachim Friedrich Nöck und verursachte eine Gesamtausgabe von 1341 R 14 S . Von dieser Summe erhielt der Orgelbauer 990 R . Dem Organisten und Werkmeister an St. Marien Johann Wilhelm Cornelius v. KönigsLöw, der zusammen mit dem Organisten der Ägidienkirche Joachim Christoph Mandischer die Aufsicht geführt hatte, wurde für seine Bemühungen ein Portugallöser im Werte von 86 R überreicht.

1815 war der Orgelbauer Nöck zehn Tage bei der St.-Ägidien-Orgel beschäftigt, wofür ihm 150 R bezahlt wurden. 1821 war wiederum eine größere Reparatur nötig geworden. Sie wurde wegen der ungünstigen Finanzlage der Kirche noch hinausgeschoben, mußte aber 1834 (durch den Orgelbauer Theodor Vogt für 700 R) doch ausgeführt werden. Vogt setzte im Pedal für Kornett 2' Violoncello 8' ein und fertigte im folgenden Jahre für eine Zuschlagszahlung von 160 R neue Manualklaviaturen an, bei denen die Untertasten nicht wie bisher mit Buchsbaumholz, sondern mit Elfenbein belegt waren.

Im Anfang der fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts weilte ein bedeutender auswärtiger Orgelbauer längere Zeit in Lübeck: Johann Friedrich Schulze aus Paulinzelle, der in

mehnjähriger Arbeit den Neubau der großen, achtzigstimmigen Marienorgel ausführte. Diese günstige Gelegenheit wollte der Pastor an St. Ägidien und Senior Lindenbergh, dem die Kirchenmusik sehr am Herzen lag, nicht ungenutzt vorübergehen lassen. Er veranlaßte die Vorsteherschaft seiner Kirche, den fremden Meister für einen gründlichen Durchbau der Orgel zu gewinnen und erleichterte die Aufbringung der beträchtlichen Kosten von 2000 fl durch Überweisung einer größeren, ihm zur freien Verfügung übergebenen Summe. Der geistige Urheber und musikalische Verwalter der großen Marienorgel, der Organist Hermann Zimmerthal, stellte seine reichen Kenntnisse auf dem Gebiete des Orgelbaus bereitwilligst auch in den Dienst des Umbaus in St. Ägidien. Die Vorsteher erwiesen sich später für seine wertvolle Hilfe durch eine Gratifikation von 75 fl erkenntlich. Schulze begann die Arbeit im September 1853 und beendete sie schon im Januar des nächsten Jahres. Der in fast allen alten Orgeln anzutreffenden Windstößigkeit wußte er durch neue Kanäle von fast doppelter Weite, einen Ausgleichsbalg und näheres Heranrücken der sieben alten Schöpfbälge an die Orgel wirkungsvoll zu begegnen. Ein weiteres unliebsames Erbe aus alter Zeit, die sogenannte kurze Oktave, beseitigte er im Pedal, das eine neue Klaviatur erhielt, durch Einfügung der fehlenden Tasten und Töne Cis und Dis; die Manuale, in denen Cis, Dis, Fis und Gis nicht vorhanden waren, ließ er mit E beginnen und von diesem Tone aus chromatisch richtig fortschreiten. Die Spielart gestaltete sich durch Erneuerung des größten Theils der Traktur gleichmäßiger, leichter und geräuschloser. Die Zahl der klingenden Stimmen erfuhr eine Herabsetzung von 45 auf 38. Dabei wurden im Rückpositiv und Oberwerk einige Stimmen beseitigt, die auf der Windlade nicht Platz hatten, daher auf eine sogenannte Bank gestellt worden waren und den Wind in unzulänglicher Weise durch Kondukten erhielten. Die Reduzierung betraf unbrauchbar gewordene Rohrwerke (zwei Regale 8', Vox humana), überflüssige kleine Schreistimmen (Sifflöte 2', Scharf 6fach, Zimbel 3fach). Die auch nach dieser Ausmerzung noch unerträglich vorherrschenden Mixturen suchte Schulze durch Verringerung ihrer Chöre zu mildern, wobei er gleichzeitig auf

Verstärkung der Grundtönigkeit durch Umwandlung der Quintatöne in Gedakte und Halbgedakte und einiger vierfüßiger Register in achtfüßige bedacht war. Durch diese Veränderungen, zu denen noch Umstellungen einzelner Stimmen aus einem Manual in ein anderes kamen, ergab sich schließlich für die Disposition folgende Zusammensetzung: Hauptwerk neun Stimmen: Prinzipal 16', Bordun (früher Quintatön) 16', Oktav 8', Rohrflöte 8' (statt der Gambe 8', stand als Hohlflöte im Oberwerk), Gedakt 8' (vorher Flöte 4'), Oktave 4', Kauschpfeife 2fach, Mixtur 5fach (früher 6—10fach), Scharf 3fach (früher 4—6fach). Rückpositiv sieben Stimmen: Prinzipal 8', Gedakt 8', Rohrflöte 8' (aus Quintatön 8'), Oktav 4', flöte 4', Kauschquinte 3fach (statt Mixtur 4fach), Zink 8' (stand früher als Bärpfeif 8' im Oberwerk). Oberwerk sieben Stimmen: Prinzipal 8', Gambe 8' (ganz neu), Hohlflöte 8' (neue Holzpfeifen), Oktav 4', Rohrflöte 4', Kauschquinte 2fach (zusammengezogen aus Nassat 2 $\frac{2}{3}$ ' und Waldflöte 2'), Trompete 8'. Brustwerk (zum Schweller eingerichtet) sechs Stimmen: flöte (Gedakt) 8' (neue Holzpfeifen), Gedakt 4' (aus Quintatön 4'), Prinzipal (Oktav) 4', Oktav 2', Sesquialtera 2fach (statt Scharf 4fach), Dulzian 16'. Pedal neun Stimmen: Prinzipal 16', Subbaß 16', Oktav 8', Gedakt 8', Violoncello 8', Oktav 4', Kornett 3fach (statt Mixtur 4fach), Posaune 16', Trompete 8'. Die Gambe im Oberwerk wurde neu eingesetzt, die Hohlflöte im selben Manual und die gedeckte achtfüßige flöte im Brustwerk erhielten durchweg, einige andere Stimmen (Bordun 16' und Gedakt 8' im Hauptwerk, Prinzipal 8' im Oberwerk und Subbaß 16' im Pedal) für die tieferen Töne neue Pfeifen von Holz; sonst aber wurden die alten Metallpfeifen nach sorgfältiger Ausbesserung, zum Teil in anderer form, wieder verwandt.

In dieser veränderten und verbesserten Gestalt hat das alte Werk noch mehr als 60 Jahre weiter dienen können; um dann endlich 1916 einem neuen Instrumente mit 47, auf drei Manuale und Pedal verteilten klingenden Stimmen aus der Werkstatt der einheimischen, aufblühenden firma E. Kemppet & Sohn Platz zu machen. Erhalten geblieben ist nur die alte prächtige, 1899 restaurierte Fassade,

und auch lediglich als äußerer Schmuck. Ihre zinnernen, leider nur zum Teil im ursprünglichen Glanze wieder erstrahlenden Pfeifen klingen nicht mehr, und ihre äußere Gliederung konnte bei der Aufstellung des inneren, mit allen modernen Errungenschaften ausgestatteten Werkes nicht berücksichtigt werden¹²⁾.

¹²⁾ Die vorstehende Abhandlung wurde bereits vor fünf Jahren geschrieben. Inzwischen ist der von Bandirektor Joh. Balzer und Dr. f. Bruns bearbeitete, die Jakobi- und die Ägidienkirche behandelnde zweite Teil des dritten Bandes der Bau- und Kunstdenkmäler der freien und Hansestadt Lübeck erschienen. Hier sind S. 505 f. die Rechnungen des Schnitklers Balzer Winne und des Malers Jochim Hagen vollständig mitgeteilt. Die im Übergangstil von der Renaissance zum Barock gehaltene Orgelfassade findet S. 500—504 eine eingehende Beschreibung und kunstgeschichtliche Würdigung. Von einzelnen archivalischen Notizen sind für den vorliegenden Zweck folgende von Interesse: Aus Testamentsstiftungen geht hervor, daß 1451/52 eine Orgel in St. Ägidien gebaut wurde. Sie wird als ein neues Werk bezeichnet, war also nicht das erste Instrument der Kirche. Michael Sommer kam aus Langensalza nach Lübeck; die hiesigen Tischler nahmen ihn 1620 in ihr Amt auf. Die Disposition des neuen Orgelwerks von 1916 hat der gegenwärtige Inhaber des Organistenamts an St. Ägidien, C. Eberding, in den „Vaterstädtischen Blättern“ (1916 Nr. 14, S. 58) mitgeteilt.

Mitteilungen

des

Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde.

14. Heft.

August 1923.

Nr. 9.

Inhalt:

Wilh. Stahl: Die kleine Orgel der Jakobikirche in Lübeck. — J. Warncke:
Der einstige Silberschatz der Schuhmacher zu Lübeck.

Die kleine Orgel der Jakobikirche in Lübeck.

Von Wilhelm Stahl.

Im Mittelalter hatten nicht nur die fünf Hauptkirchen, sondern auch mehrere der Kloster- und Hospitalkirchen Lübecks außer der am Westende im Turmraum erbauten großen Orgel in einem der Seitenschiffe noch ein kleineres, dem Altar näher gerücktes Werk, dessen Aufstellung jedenfalls aus liturgischen Gründen notwendig geworden war. Für die im Altarraum gelebrierte Messe und die meistens in einer besonderen Kapelle hinter oder neben dem Hochaltar abgehaltenen sogenannten Mariantiden war die Benutzung der weit entfernten Hauptorgel mit großen Schwierigkeiten verbunden. Die beständig und lebhaft zwischen Solo und Chor alternierenden Wechselgesänge machten ein näher gelegenes Instrument unentbehrlich. Eine ursprünglich für diesen Zweck erbaute Nebenorgel ist heute nur noch in der Marien- und in der Jakobikirche erhalten. Während die sogenannte Tötentanzorgel in St. Marien später in ihrer Lage etwas verändert worden ist¹⁾, befindet sich die kleine Orgel der Jakobikirche noch an ihrer ursprünglichen Stelle über dem Portal, das ungefähr in die Mitte des nördlichen Seitenschiffs führt.

In dem ursprünglichen Bauplan der Jakobikirche war die kleine Orgel nicht vorgesehen. Um den für ihre Aufstellung erforderlichen Platz zu gewinnen, hat man den Raum zwischen zwei Strebepfeilern durch eine nach außen vorgezogene Mauer

¹⁾ Vgl. meine Abhandlung „Franz Tunder und Dietrich Buxtehude“, *Östfr. Bd. XX* (1919), S. 1.

abgeschlossen. In dem unteren Teil dieses Anbaus, der durch Überwölbung zu einer Vorhalle vor dem Portal gestaltet worden ist, vermittelt eine der beiden schmalen Seitentüren den Zugang zu einer steinernen Wendeltreppe. Am oberen Ausgang derselben steht ein kleiner, aus Ziegelsteinen gemauerter Herd mit viereckigem, von einer eisernen Platte verdecktem Feuerloch. Er wurde bei Reparaturen und baulichen Veränderungen der Orgel zum Schmelzen des Lötlinns und Leimkochen benutzt, bot auch in der kalten Jahreszeit dem Organisten Gelegenheit, sich während der Predigt an einem Kohlenfeuer die erstarrten Glieder zu wärmen. Der durch die Wendeltreppe erreichbare obere Teil des von der Kirchenmauer, den beiden Strebepfeilern und der äußeren Wand eingeschlossenen Raums dient als Balgkammer. Von ihr aus gelangt man durch die Öffnung eines in seiner oberen Hälfte vermauerten hohen gotischen Fensters zu einer in die Kirche hineingebauten Empore, auf der die Orgel aufgestellt worden ist.

Nach Einführung der Reformation, zu der ein denkwürdiger Vorgang in der Jakobikirche den letzten Anstoß gegeben hatte²⁾, ist die kleine Jakobiorgel zunächst wohl überhaupt nicht in Benutzung genommen worden. Joachim Vogel, seit 1630 Organist, seit 1635 zugleich Werkmeister an St. Jacobi, berichtet in dem von ihm angelegten „S. Jacobs Kirchen Memorial Allerhand Ausgab“ 1636, es sei von der kleinen Orgel „keine Nachricht, daß sie in 100 Jahren gehört“. Da auch die große Orgel sich in einem recht altersschwachen Zustand befand und die sehr erheblichen Kosten für ihre gründliche Erneuerung³⁾ von der Kirche nicht aufgebracht werden konnten, so bemühte sich Vogel eifrig, wenigstens die Wiederherstellung der kleinen Orgel zu erreichen. Die Kirchenkasse, die um dieselbe Zeit durch den Turmbau stark belastet war⁴⁾,

²⁾ Vgl. Vaterstädtische Blätter 1917, Nr. 49, S. 195.

³⁾ Sie wurde erst 1670—1673 durch die hochherzige Stiftung von Joachim Wulff ermöglicht. Vgl. Ed. Hach, Zur Geschichte der großen Orgel in der St.-Jacobi-Kirche. Ztschr. Bd. VII (1898), S. 129 ff.

⁴⁾ Vgl. Bau- und Kunstdenkmäler der freien und Hansestadt Lübeck, herausgegeben von der Baubehörde (Balzer-Bruns), Bd. III, S. 318. Die vorliegende Abhandlung wurde bereits einige Jahre vor dem Erscheinen des Denkmälerbandes geschrieben, konnte aber bisher nicht veröffentlicht werden.

vermochte auch diese wesentlich geringere Ausgabe nicht zu tragen. Vogel wurde daher von den Kirchenvorstehern „bewogen und verursacht, ohne der Kirche große Beschwerde, christliebende Menschen um Reparierung der Orgel anzugehen“. Er konnte im Jahre 1636 den wohlhabenden Bürger und Kaufmann David Lemke⁵⁾, „weil ihm der gütige Gott durch seinen sicheren Schutz aus der See mit ansehnlichen Gütern vor andern reichlich gesegnet, dahin disponieren“, daß er 900 fl für den gewünschten Zweck stiftete. Bei näherer Untersuchung der Orgel ergab sich, daß noch „guter Vorrat vorhanden“, daß von dem alten Material sich mehr verwenden ließ, als man anfangs geglaubt hatte. Vogel konnte daher die Disposition „mit drei Klavieren, wie sie jetzt ist“, aufstellen. Der Bau wurde dem einheimischen Orgelbaumeister Friedrich Stellwagen⁶⁾ übertragen, der die Arbeit am 31. Oktober 1636 begann und sie so förderte, daß am Ostersfest des folgenden Jahres zwei Stimmen, Prinzipal und Gedackt, „erstlich zu Gehör kommen und zu der vierhörigen Musik gebraucht werden“ konnten. Nach Fertigstellung des ganzen Werks beliefen sich die Baukosten auf insgesamt 1500 fl . David Lemke ließ sich bereit finden, die anfänglich zugesagte Summe von 900 fl auf 1050 fl zu erhöhen. Der Rest von 450 (441) fl mußte der Kirchenkasse entnommen werden. So war die Kirche ohne Aufwendung erheblicher eigener Mittel durch den unermüdblichen Eifer ihres Organisten, die bereitwillig gespendete beträchtliche Gabe eines frommen und kunstbegeisterten Gemeindegliedes und die sorgsame Benutzung alten, noch brauchbaren Materials zu einem schönen Instrument gekommen, das als völliger Neubau nach Vogels Meinung wohl das Doppelte gekostet haben würde. Am Rückpositiv wurde oben über dem Mittelfeld das geschnitzte, unten an dem Fries das gemalte Wappen des Stifters (ein Lamm unter einem Baume) angebracht, ersteres mit der Umschrift „David Lemke“, letzteres in

⁵⁾ Er hinterließ bei seinem Tode 1647 seinen Erben mehrere Grundstücke und Häuser. Das von ihm selbst bewohnte lag in der Fischergrube (Nr. 310).

⁶⁾ Vgl. des Verf. Aufsatz „Geschichte der Agidienorgel“, Mitteil. Heft 14, S. 158.

der Mitte zwischen demselben Namen und der Jahreszahl 1636.

Aus der Bemerkung Vogels, er sei durch die überraschende Feststellung, daß vieles aus der alten, seit undenklichen Zeiten nicht mehr benutzten Orgel bei dem Neubau wieder verwandt werden konnte, in die günstige Lage versetzt worden, die Disposition „mit drei Klavieren, wie sie jetzt ist“, aufzustellen, geht hervor, daß die Orgel ursprünglich nicht mit drei Manualen ausgestattet war. Jedenfalls ist 1636/37 das in dem schmalen, dem unteren Teile der Hauptfassade vorgelebten Kasten untergebrachte Brustwerk, das man u. a. an dem quer hindurchlaufenden Hauptgesims mit der erhaltenen ursprünglichen Vergoldung deutlich als spätere Ergänzung erkennt, hinzugekommen. In dem engen Raume sind sechs Stimmen zusammengepfert: Gedackt 8', Regal 8', Schalmey 8', Quintatön 4', Waldflöte 2', Zimbel 2fach. Es sind zumeist Register kleinen und kleinsten Kalibers. Dennoch hat der Platz nicht ausgereicht. Von der Schalmey ist nur der Diskant vorhanden; von den wenigen größeren Pfeifen sind einige gekröpft, andere außerhalb des Kastens links und rechts neben demselben hinter der durchbrochenen Füllung hängend angebracht. Das Brustwerk ist vorn durch eine beim Spielen zu öffnende Doppeltür verschlossen. Auf der Innenseite zeigt der linke Flügel das Bild des Evangelisten Markus, der rechte das des Evangelisten Johannes.

Wahrscheinlich ist 1636/37 nicht nur das Brustwerk, sondern auch das Rückpositiv mit acht Stimmen (Gedackt 8', Quintatön 8', Krummhorn 8', Trechterregal 8', Hohlflöte 4', Prinzipal 4', Serquialter 2fach, Scharf 4fach) hinzugebaut worden. Es fügt sich freilich der ganzen Anlage so harmonisch ein, daß man zunächst nicht an eine spätere Entstehung denkt; aber bei genauerer Betrachtung erkennt man deutliche Stilunterschiede. Die spätgotische Hauptfassade ist wie bei allen anderen Lübeckischen Prospekten aus der gleichen Zeit (große und kleine Marien-, große Jakobiorgel) flach gehalten; die Pfeisfelder des Rückpositivs sind dagegen als vorspringende Halbtürme im Winkel oder polygon gebrochen; die abschließenden Gesimse deuten schon auf die Barockzeit. Es wäre

nun die Möglichkeit zu erwägen, daß das Rückpositiv schon vorher vorhanden gewesen und 1636/37 — auch in seiner Schauseite — nur umgebaut und erneuert sein könnte. Dann müßte die erste Anlage in die Zeit vor 1530 gesetzt werden, da die Orgel nach der Reformation bis zu ihrer Wiederherstellung durch Stellwagen nicht gebraucht worden ist. Einer so frühen Entstehungszeit steht aber entgegen, daß die übrigen lübeckischen Orgeln ihr Rückpositiv erheblich später erhalten haben (Totentanzorgel in St. Marien 1547 oder 1557/58, große Marienorgel 1560/61, große Jakobiorgel 1572 usw.⁷⁾. Für die ganze Frage ist es ferner nicht unwesentlich, daß die Prospekt Pfeifen der Hauptfassade von Blei, diejenigen des Rückpositivs von Zinn sind; daß die für sich angebrachten Registerzüge des Rückpositivs ebenso wie die des Brustwerks nach der Seite zu bewegende eiserne Hebel sind, während die links und rechts vom Spielschrank sitzenden Manubrien des Hauptwerks und Pedals die Form großer schwarzer Holzknöpfe haben, die herausgezogen und hineingeschoben werden, und daß das Wappen David Lemkes in derselben Weise gerade über dem Rückpositiv angebracht worden ist wie an der großen Orgel dasjenige von Joachim Wulff, aus dessen Vermächtnis 1672 nachweislich die Kosten für das Rückpositiv desselben bestritten worden sind.

Wenn sowohl das Brustwerk wie das Rückpositiv Ergänzungen des Umbaus von 1636/37 sind, dann hatte die kleine Orgel ursprünglich nur ein einziges, allerdings kräftig besetztes Manual (Prinzipal 16', Oktav 8', Spielpfeife 8', Trompete 8', Oktav 4', Bassat 3', Rauschquinte 2fach, Mirtur 4fach), das jetzige Hauptwerk. Das hinten an der Wand vor dem zugemauerten Fenster aufgestellte Pedal war dagegen mit vier Stimmen⁸⁾ (Subbass 16', Posaune 16', Bourdon-Bass 4', Regal 2') nur kärglich bedacht worden. Die Raumverhältnisse

⁷⁾ Wann überhaupt das Rückpositiv in der Geschichte des Orgelbaus zuerst auftritt, ist anscheinend noch nicht festgestellt worden. In die gotische Zeit reicht es jedenfalls nicht zurück.

⁸⁾ 1786 ist nur von drei Stimmen die Rede; wahrscheinlich sind also die jetzt fehlenden Pfeifen vom Regal 2' schon damals nicht mehr vorhanden gewesen.

hatten zur Beschränkung genötigt. Überhaupt begnügte man sich in der älteren Zeit, die das erst von Burtehode und Bach in virtuoser Weise ausgebildete obligate Pedalspiel noch nicht kannte, mit einem schwachen Pedal. In der großen Jakobiorgel wurden zur Verstärkung 1671/72 die beiden flankierenden Baßtürme hinzugebaut. Für eine ähnliche Erweiterung fehlte in der kleinen Orgel der Platz. Hier suchte man dem Pedal auf andere Weise aufzuhelfen: Man hängte es an das Hauptwerk an. Dabei wurden zwei Stimmen, Spielpfeife 8' und Trompete 8', für das Pedal mit besonderen Schleifen und Registerzügen (als Spielpfeifen- und Trompetenbaß bezeichnet) versehen. Sie konnten also im Manual allein gebraucht werden, während die übrigen Stimmen des Hauptwerks im Pedal stets mitflangen.

Die gegen Ende des 17. und zu Anfang des folgenden Jahrhunderts (1686, 1692, 1693, 1694, 1710) an der kleinen Jakobiorgel vorgenommenen kleinen Reparaturen dauerten jedesmal nur wenige Tage und betrafen Wiederherstellung beschädigter Pfeifen, flicken der undicht gewordenen Bälge, Ausgleichung der Stimmung. 1710 wurde die Arbeit von dem Orgelbauer Hans Hantelmann⁹⁾ ausgeführt. Er hat eine kurze Nachricht darüber mit Kreide im Innern der Orgel angeschrieben und die Bemerkung hinzugefügt: „Es wäre wohl eine gründliche Renovation nötig gewesen, aber die Mittel der Kirche sind zu dieser Zeit schlecht.“

Auch die Reparatur von 1737 kann, nach den Kosten (170 R 2 ß) zu urteilen, in nicht viel mehr als Abstellung der größten Mängel bestanden haben. Sie war Christoph Erdmann Vogel, dem einstigen Gehilfen Hans Hantelmanns, dem zwei Jahre vorher, während des Baus der Schlutuper Orgel, der Tod das Stimmeisen aus der Hand genommen hatte, übertragen worden¹⁰⁾.

Die Kassenverhältnisse der Jakobikirche scheinen dauernd unerfreuliche gewesen zu sein. Als 1754 die kleine Orgel

⁹⁾ Siehe Geschichte der Ägidienorgel, Mitteil. Heft 14, S. 159. Die Orgel im Dom zu Lübeck, Vaterstädtische Blätter 1923, S. 74 f.

¹⁰⁾ Er machte 1742 einen Anschlag wegen Reparation der Lorenzorgel und führte 1746 für 450 R eine Reparatur der großen Petriorgel aus.

abermals unbrauchbar geworden war, wurden die Mittel zu ihrer Wiederherstellung von Dietrich Lindten¹¹⁾ bereitgestellt. Die Arbeiten scheinen von größerem Umfange gewesen zu sein; denn eine Inschrift an der Orgel („Dieses Werk hat Anno 1754 Didrich Lindten Renoviren lassen“) unterhalb derjenigen, die sich auf die Reparatur von 1636/37 bezog, gab von ihr Kunde.

Am 24. März 1786 erstattete der Orgelbauer Jochim Christoph Kaltschmidt Bericht über die im Auftrage des Kirchenvorstandes von ihm vorgenommene Untersuchung der kleinen Jakobiorgel. Auf Grund des beigegebenen Kostenanschlages wurde ihm schon am nächsten Tage die Renovierung übertragen. Nach den Bestimmungen des Kontraktes hatte er die Orgel ganz auseinanderzunehmen und vom Staub zu reinigen, die schadhafte Pfeifen zu löten, in den Windladen die zerrissenen Pulpetenbeutel neu zu machen, die Ventile und Federn instand zu setzen. Außerdem hat er einige Verbesserungen angebracht. Die Orgel hatte an Nebenzügen außer einer Trommel und einem Tremulanten eine Koppel zwischen Hauptwerk und Brustwerk, die aber wegen der Schwäche des letzteren nur von geringer Wirkung war. Kaltschmidt koppelte nun auch das kräftiger besetzte Rückpositiv an das Hauptwerk, wodurch „die ganze Force der Orgel sehr verstärkt“ wurde. Zur Betätigung der Koppeln dienten Knöpfe in den Klaviaturbänken, mit deren Hilfe die Nebenmanuale vorgezogen und angehaft werden konnten. Eine weitere Veränderung wollte dem bei allen alten Orgeln anzutreffenden Mangel der sogenannten kurzen Oktave¹²⁾ wenigstens zum Teil abhelfen. In der tiefsten Oktave fehlten im Pedal Cis und Dis, im Manual außerdem noch Fis und Gis. Das Fehlen der letzteren beiden machte sich im Pedal unangenehm bemerkbar. Da das Hauptwerk an das Pedal angehängt war, so entstand beim Anschlag der Pedaltasten Fis und Gis jedesmal eine empfindliche Lücke. Die fehlenden Pfeifen nebst der dazugehörigen Einrichtung sollten daher in den Stimmen Prinzipal 16', Oktave 8' und 4', Faßat, Rauschquinte und

¹¹⁾ Über Lindten hat sich nichts ermitteln lassen.

¹²⁾ Vgl. Geschichte der Agidienorgel, Mitteil. Heft 14, S. 157.

Mixtur eingesetzt werden. Merkwürdigerweise sind sie aber in keiner derselben vorhanden, wohl aber in den beiden nicht mitgenannten Stimmen Spielpfeife und Trompete. Jedenfalls wurden hier die Pfeifen für Fis und Gis schon 1636/37 im Zusammenhang mit der besonderen Verbindung dieser beiden Stimmen mit dem Hauptwerk hinzugefügt, während die 1786 beabsichtigte weitere Ergänzung sich wegen Plakmangels als unausführbar erwies. Der zur weiteren Verstärkung des Pedals von Kaltschmidt vorgeschlagene Einbau eines sechzehnfüßigen Violon konnte wegen der bedeutenden Kosten (400 R ; es wären nicht nur die Pfeifen, sondern auch zwei neue Windladen, Wellbretter, Register, Windkanäle erforderlich gewesen) nicht bewilligt werden. Die acht alten, noch von 1636 her vorhandenen Faltenbälge, die wegen ihrer Kleinheit oft niedertreten werden mußten und daher bei dem Fehlen eines ausgleichenden Magazins in den engen Kanälen und in den Windladen eine beständige Erschütterung des Windes verursachten, wurden durch vier bedeutend größere Keil- oder Spannbälge ersetzt, die in Verbindung mit neuen weiteren Kanälen reichlichen und gleichmäßigen Wind lieferten. Die „im Gesicht“ stehenden Pfeifen des Hauptwerks erhielten einen Überzug von „Folio“ (dünn gewalztem Zinn, Stanniol); das gesamte Pfeifwerk wurde neu intoniert und statt in der bisher immer noch beibehaltenen ungleichschwebenden in der gleichschwebenden Temperatur eingestimmt. Die letztere wird als neu bezeichnet, obgleich seit ihrer Erfindung und ersten Anwendung bereits hundert Jahre verflossen waren. Sie gelangte auch in anderen Lübeckischen Orgeln erst spät zur Durchführung: in der großen Marienorgel 1786, in Travemünde 1809.

Kaltschmidt wurden für seine Arbeit an der kleinen Jakobiorgel und die dabei verbrauchten Materialien (Metall zu Pfeifen, Messing zu Blättern [Zungen], Draht, Holz, Leder, Leim usw.) 650 R bezahlt.

Die nächste Reparatur wurde erst mehr als vierzig Jahre später von seinem Sohne Wilhelm Christoph Kaltschmidt ausgeführt. Er verpflichtete sich in einem 1828 mit ihm abgeschlossenen Kontrakt, für den Preis von 600 R die völlig

windleß gewordenen Windladen in allen Theilen (Kanzellen, Pfeifenstöcken, Registererschleifen, Ventilen, Windkasten, Federn, Pulpetenbeuteln) genau nachzusehen und auszubessern, die Klaviaturen und den ganzen Mechanismus, Registerzüge, Wellenbretter, Wellen, Abstrakten fehlerfrei wiederherzustellen, die Bälge und Windkanäle zu dichten, die schadhaften Pfeifen zu löten, das ganze Werk gleichmäßig zu intonieren und einzustimmen.

Die Arbeiten sind aber wohl nicht mit der gehörigen Sorgfalt ausgeführt worden, denn schon 1834 mußte der dem alten Organisten Matthias Andreas Bauck beigegebene Adjunkt Johann Joachim Dietrich Stiehl dem Kirchenvorstand anzeigen, daß die kleine Orgel einer Reparatur bedürfe. Das Vertrauen der Vorsteher zu Kaltschmidt war stark erschüttert, und als sie auf Befragen auch von anderer Seite ungünstige Auskunft erhielten, wandten sie sich an den seit einem Jahre in Lübeck ansässigen Orgelbauer Theodor Vogt, der durch Beihilfe der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit in den Stand gesetzt worden war, seine Kunst zu erlernen und in der Marienkirche und im Dom schon Proben seiner Geschicklichkeit abgelegt hatte. Bis Michaelis war er noch in St. Ägidien beschäftigt¹³⁾; dann konnte er die kleine Jakobiorgel in Angriff nehmen. Seine Aufgabe war hier nicht auf Instandsetzung der durch Alter und Gebrauch schadhast gewordenen Teile, Nachbesserung der Intonation und Stimmen beschränkt; er suchte auch die Anlage des alten Werkes moderneren Anforderungen anzupassen, soweit es bei dem geringen Preis von 180 fl möglich war. Um die durch die zahlreichen gemischten Stimmen empfindlich beeinträchtigte Grundtönigkeit der Orgel zu verstärken, änderte er im Rückpositiv den aus Quinte und Terz bestehenden Serquialter in Oktav 2' um. Die alte Verbindung zwischen Hauptwerk und Pedal wurde gelöst. Vogt sonderte die für das Pedal bestimmten Kanzellen der Hauptwindlade von denen des Hauptwerks, schloß in der unteren Hälfte der beiden Stimmen Spielpfeife und Trompete die Manualventile durch einen Spund

¹³⁾ Siehe Geschichte der Ägidienorgel, Mitteil. Heft 14, S. 162.

und machte sie dadurch ausschließlich für das Pedal verwendbar. Weitere Bemühungen Vogts waren dem alten, völlig nicht zu beseitigenden Erbübel der kurzen Oktave gewidmet. Nicht nur, daß in den tieferen Tonregionen eine Reihe von Tasten und Tönen fehlte, die vorhandenen waren auch noch in wunderlicher Weise geordnet. Die Manual-Klavaturen fingen scheinbar mit E an; aber diese Taste war mit der Pfeife C verbunden. Bei dem dann folgenden F stimmten Taste und Ton überein, ebenso bei G; aber Fis war = D, Gis = E, so daß also D und E mit Obertasten zu spielen waren und höher lagen als F und G. Im Pedal hatte die tiefste Taste die Lage von D, aber den Klang C, Dis war = D, dann folgten regelmäßig E, F, Fis usw. In diesen Wirrwarr, der die Spielsicherheit sehr beeinträchtigte, brachte Vogt Ordnung, indem er wenigstens im Manual die entsprechenden Tasten mit denselben Pfeifen (Tönen) verband wie in den höheren Oktaven. Es fehlen also seitdem die Tasten und Töne Cis, D, Dis, E; die Reihenfolge ist C, F, Fis usw.

1848 hat Vogt noch einmal die bessernde Hand an die kleine Orgel gelegt, die Bälge wiederhergestellt, die Handhabung der Registerzüge und der Schleifen erleichtert und außerdem die übliche Reinigung, Intonation und Stimmung vorgenommen.

Später ging die Pflege der Orgel aus seiner Hand in diejenige des Domorganisten Karl Friedr. Brinckmann über, der auch Kenntnisse im Orgelbau besaß. Dieser setzte im Hauptwerk an Stelle von Bassat 3 [2 $\frac{2}{3}$] Flöte 4' und im Pedal statt Trompete Prinzipalbaß 3' (von Holz) ein. Vielleicht ist auch die schon 1834 beabsichtigte, aber nicht genehmigte Umwandlung des Bordun 4' im Pedal in eine achtfüßige Stimme sein Werk. Die obere Oktave wurde fortgenommen und das übrige Pfeifwerk hinaufgerückt, das nun unten fehlende allerdings vorläufig nicht ersetzt.

Bei der 1889/90 unter Leitung des Architekten Kubitz vorgenommenen Renovation des Kircheninnern wurde auch an den beiden Orgelprospekten der unschöne spätere graue Anstrich entfernt und die ursprüngliche polychrome Bemalung und Vergoldung nach den noch vorhandenen Resten wiederhergestellt. Leider sind dabei die auf die Hauptreparaturen der kleinen

Orgel bezüglich, am Rückpositiv angebrachten Namen und Jahreszahlen übermalt und nicht wieder angebracht worden. Das Wappenschild David Lemkes hat statt der unkenntlich gewordenen Attribute die lübeckischen Farben erhalten.

Als 1894 die große Jakobiorgel durch die Firma Marcussen & Sohn (Apenrade) eine gründliche Reparatur und teilweise Erneuerung erfuhr, wurde die kleine Orgel, die von alters her immer bei den Nebengottesdiensten gespielt worden war und nun auch aushilfsweise beim Hauptgottesdienst benutzt werden mußte, von dem Organisten der Jakobikirche, Emanuel Kempper, gereinigt und durchgestimmt. Kempper hat auch sonst seine in Fachkreisen hoch geschätzten, gründlichen, in langjähriger Tätigkeit bei der eben genannten Firma erworbenen orgelbautechnischen Kenntnisse selbstlos in den Dienst der beim Gottesdienst von ihm gespielten Instrumente gestellt. Die kleine Orgel wurde unter seiner liebevollen und sorgfamen Pflege in brauchbarem Zustande erhalten und mit mancherlei Verbesserungen versehen. Die alten Manualklaviaturen, deren Untertasten noch mit Buchsbaumholz belegt waren, machten moderneren Platz, die Vogt für die Petriorgel angefertigt hatte und die hier durch den Neubau außer Dienst gesetzt worden waren. Kempper hat ferner eine neue Koppel zwischen Hauptwerk und Rückpositiv angebracht, im Bordun 8' des Pedals die fehlenden Pfeifen der tiefsten Oktave ergänzt und im Hauptwerk an Stelle der Flöte 4' eine Rohrflöte 8' eingesetzt, die im alten Oberwerk der großen Orgel gestanden hatte.

Gegenwärtig hat die kleine Jakobiorgel folgende Disposition:

Hauptwerk: Prinzipal 16' (im Prospekt), Oktav 8', Spielpfeife 8' (eine Spitzflöte), Rohrflöte 8' (früher flöte 4'; die alte Benennung ist geblieben), Trompete 8' (die tiefen Töne fehlen, ebenso bei der Spielpfeife, sind für das Pedal abgetrennt), Oktav 4', Oktav 2' (früher Kauschquinte 2fach), Mixtur 4fach, Trommel (zwei in Schwebung gestimmte Pfeifen, nicht mehr vorhanden), Tremulant (ein stark federnder Balg, der den Wind vor dem Eintritt in die Windlade in Erschütterung versetzt).

Brustwerk: Gedackt 8', Regal 8' (in alter Zeit eine allgemeine Bezeichnung für Zungenstimmen, kurze zylindrische

Körper von gleicher Länge), Quintatön 4', Waldflöte 2' (Rohrflötenpfeifen), Schalmey 1' (Körper wie bei der Trompete), Zimbel 2fach.

Rückpositiv: Gedackt 8', Quintatön 8', Krummhorn 8' (enge zylindrische Körper), Prinzipal 4' (Zinn, im Prospekt), Hohlflöte (eigentlich Rohrflöte) 4', Oktave 2' (früher Serquialter 2fach), Trechterregal 8' (offene Körper, die sich oben trichterförmig erweitern), Scharff 4fach.

Pedal: Subbaß 16' (Metall, weite Mensur), Posaunenbaß 16', Bourdonbaß 8' (früher 4', die tiefste Oktave später von Holz ergänzt), Prinzipalbaß 8' (Holz, früher Trompetenbaß, aus dem Hauptwerk entlehnt), Spielpfeifenbaß 8' (aus dem Hauptwerk entlehnt), Regalbaß 2' (Pfeifen nicht mehr vorhanden).

Das ehrwürdige Instrument, das in den meisten und wichtigsten seiner Bestandteile bis in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts, ja zum Teil noch um etwa hundert Jahre weiter zurückreicht, verdient als musikgeschichtliches Denkmal gebrauchsfähig erhalten zu werden¹⁴⁾, um so mehr, als es außer ihm und der Totentanzorgel in St. Marien in Lübeck jetzt keine alten Orgeln mehr gibt.

Die Jakobikirche hat noch ein drittes Orgelwerk von nur geringer Größe besessen, ein sogenanntes Positiv, von dem nur noch die äußere Hülle vorhanden ist. Es hatte ursprünglich seinen Platz auf dem 1818 abgebrochenen Lettner, der einst in allen lübeckischen Kirchen das Mittelschiff vor dem Altar durchquerte und zur Aufstellung der Chorsänger und Instrumentisten diente. Als im 17. Jahrhundert die geschichtliche Entwicklung für die Vokalmusik eine selbständige Begleitung brachte, bedurften diejenigen lübeckischen Kirchen, die sich die Pflege der figuralmusik besonders angelegen sein ließen, St. Marien, St. Petri und St. Jakobi, eines Instrumentes zur Ausführung des Generalbasses und Verstärkung der schwach besetzten Streicher und Bläser. In der Jakobikirche wurde hierfür zunächst ein Regal benutzt, für das 1668 36 R bezahlt wurden. Es ge-

¹⁴⁾ Seit die große Orgel elektrischen Gebläseantrieb erhalten hat, wird die kleine beim Gottesdienst nicht mehr benutzt.

nügte bald den sich steigenden Ansprüchen nicht mehr, und 1673 brachten Kunstfreundliche Männer, zumeist zur Jakobigemeinde gehörend, die Mittel für die Anschaffung eines größeren Positivs¹⁵⁾ zusammen. Es hat seinem Zweck bis zur Einstellung der Kirchenmusik im 19. Jahrhundert gedient und wurde dann gegen Zahlung einer kleinen Miete der Knaben- (Mittel-)schule des Jakobikirchspiels, die in einem der alten, nach dem Geibelplatz zu belegenen Kirchenhäuser untergebracht war, für die Andachten überlassen. Als die Kirche 1864 beabsichtigte, für die Sakristei ein Harmonium anzuschaffen, wurde zunächst die Möglichkeit erörtert, das Positiv wieder in kirchliche Benutzung zu nehmen. Eine Prüfung des alten Instrumentes stellte aber seine völlig invalide Beschaffenheit fest. Als Ostern 1882 die Schule nach der Fleischhauerstraße verlegt wurde, hatte das Positiv auch für die Schulandachten ausgedient. Man nahm die Pfeifen und übrigen inneren Teile heraus und richtete das Gehäuse zu einem Schrank ein, der jetzt auf dem Uhrboden über der Sakristei steht. An der linken Seite oben am Gesims liest man ein Bruchstück der ursprünglichen Inschrift: „St. Jakobikirche von 1673“. Zwei an den Innenseiten der Türen befestigt gewesene, freisrunde, etwas gewölbte Scheiben aus Eisenblech, mit den Namen der 86 Stifter, sind abgenommen und in der Sakristei an der Südwand unter einem der Fenster angebracht worden. Auf jedem Schild erblickt man in der Mitte eine Sonne mit 43 Strahlen, die auf ebenso viele, am Rande stehende Namen weisen. Zu den Stiftern gehören die Vorsteher der Jakobikirche Hinrich Hinkeldey und Marten Bolte, die Prediger Magister Henricus Engenhagen, David Helms, Johannes Schacht, Adam Laurentius Nicolai an St. Jakobi, Bernhard Kreckting an St. Marien, Thomas Hoenstede an der Burg, der Konrektor Johannes Polzius, der Kantor Samuel Franck und die Lehrer Andreas Luderus (Lüders) und Joachim Schevius der Katharinenkirche (letzterer zugleich Chorleiter in St. Jakobi), die Junker Heinrich und Gotthard Kirckringk,

¹⁵⁾ Der Unterschied zwischen Regal und Positiv bestand nicht nur in der verschiedenen Größe; das Regal hatte nur Zungenstimmen, das Positiv auch Labialpfeifen.

Eudolf und Georg v. Dassel(n), Gottschalk v. Wickede, Gott-
 hard v. Höveln, Paul Bornesfeldt, Hieronymus v. Dorne, die
 Schifferältesten Carsten Pander und Christian Calander.
 Marcus Daniel Schlet ist als „J. V. L.“ (juris utriusque licen-
 tiatus) bezeichnet; bei den übrigen Namen fehlen nähere An-
 gaben. Es sind in alphabetischer Ordnung die folgenden:
 Dietrich Bartelsen, Andreas Böckmann, Egidius Bohm, Hin-
 rich Bohtmann, Johann Boyenborg, Hans und Andreas
 Brasche, Claus Brüning, Paul Burmester, Hans Clausen,
 Benedix Creutzfeld, Franz Creuzmann, Johannes v. Dahlen,
 Jochim Detlessen, Johann Divach, Hinrich v. Dören, Berend
 Dreyer, Johann v. Essen, Johannes Festing, Berend Fide,
 Johann Glambeck, Hinrich Gosecke, Jürgen Grund, Johannes
 Heitzig, Albert Hintze, Christoph Hope, Jochim Jacobsen,
 Jochim Karff, Steffen Karsack, Ernst Kielen, Thonias Knütter,
 Berend Kordes, Gallus Kusch, Hans Lange, Christian Legow,
 Hermann v. Lingen, Hinrich Lüders, Samuel Madweis,
 Jochim Masche, Michel Meitmann, Franz Niqwe, Daniel
 Nordmann, Jochim Oldenborg, Andreas Planckow, Nikolaus
 Popping, Dietrich Rodde, Gerdt Rüter, Augustin Sachtlevent,
 Johannes Schlet, Jeremias Schubart, Thim Schulte, Johannes
 Schumacher, Hinrich Schünemann, Lucas Stolterfoht, Franz
 und Johann Süvercke, Johann Tempelmann, Balthasar
 Tresen, Lorenz Tütsen, Christoff Ulzen, Rötger Wiens, Hans
 Wilmzange, Hinrich Wolff.

Der einstige Silberschatz der Schuhmacher zu Lübeck.

Von J. Warnke.

Schon mehrfach habe ich darauf hingewiesen, daß einst die
 Handwerksämter und die kaufmännischen Kollegien im Besitz
 von bedeutenden Schätzen an Geräten aus Edelmetall waren.
 Im folgenden sei zusammengestellt, was die hiesigen Schuhmacher

an derartigen Stücken ihr eigen nannten¹⁾. Zuerst hören wir 1648 von solchem Besiz. Damals bestimmten die Älterleute, daß „des amts silber geschirr ist angeschrieben worden“. Es fanden sich eine Kanne und fünf vergoldete „stop“ oder Becher. Die erstere hatte ein Gewicht von 66 Lot, die letzteren wogen je 23—56 Lot. Weiter beschloffen die Älterleute zugleich, „weilen alle Jahr von dem torffstreden²⁾ kann ein Geschirr gezeuget werden, als werden es unsere Nachfolger in solcher Ordnung in Gottes Namen dem Amte zum besten besoderen helfen. Gott gebe seinen Segen darzu. Amen“. Dementsprechend wurde für die folgezeit jedes Jahr aus den genannten Einkünften ein solcher „Stop“ oder Becher angeschafft und mit der entsprechenden Jahreszahl versehen. 1652 wurde die erwähnte Kanne dem Goldschmied übergeben und daraus drei Becher hergestellt im Gesamtgewicht von 75 Lot 3 Quentin³⁾, das fehlende Edelmetall mußte von dem Goldschmied zugegeben werden. Im Rechnungsjahr 1660/61 wurde ein vergoldeter Pokal „mit der Blum“ von 140 Lot angeschafft. Der Preis von 245 fl wurde „aus dem pflichtanker (P) genommen und bezahlet“. Dazu wurde noch ein Adler von 21 Lot Silber für 47 fl 4 ß gemacht. Dann wurde „der fuß breiter gemacht mit den Kössiken geheftet“; das erforderte an Silber 14 $\frac{1}{2}$ Lot und an Geld 27 fl 3 ß . Zuzüglich der Gesellen Trinkgeld von 3 fl kostete also der ganze Pokal 319 fl 10 ß . Über den Pokal wurde noch folgende Bestimmung getroffen: „Die Blum zu puckall soll bleiben; wenn man ihn auf Hochzeiten gebrauchen will, so kann man den Adeler abnehmen und die Blum aufstecken.“

1661, den 20. April, ließ der Ältermann Samuel Madeweiß „unseres Amptes silber geschmide Numeriren“ und an-

1) Die Zusammenstellung erfolgt auf Grund der Angaben im Buche der Amtsrollen und Amtsbeliebungen der Schuhmacher, das im Museum für Kunst und Kulturgeschichte unter Nr. 1892/319 aufbewahrt wird.

2) Woraus dieses „Torfgeld“, wie es auch genannt wird, floß, ist mir nicht klar. Sollten es Überschüsse vom gemeinsamen Einkauf von Torf sein? Oder besaßen die Schuhmacher damals ein Torfmoor, aus dem sich diese Einnahmen ergaben?

3) 1 Lot zu 4 Quentin = 233,86 g.

zeichnen, was jeder Stop wog. Er konnte seinem Nachfolger Claus Höltscher überliefern den „buten und binnen verguldeten“ Pokal „mit einem Adeler und einer silbernen Blum“ und dazu 20 Becher. Von ihnen wog der schwerste 56 Lot $2\frac{1}{2}$ Quentinen, der leichteste 20 Lot; die meisten hatten ein Gewicht von rund 25 Lot.

Bis 1669 hat man die Anschaffung dieser silbernen Becher fortgesetzt; dann hörte man anscheinend damit auf. Ihre Zahl war damals angewachsen auf 30. Im Rechnungsjahr 1667/68 hören wir noch von einer besonderen Art, wie die Schuhmacher zu einem silbernen Becher kamen. Es heißt darüber: „ein Discher wohnet ein haus von unser Amptshause (Mühlenstraße 27) und hat ein gebeugde in seinem houe zu hoch setzen lassen, höger wie das forge und uns etwas luft benommen in der großen Stuben. Deswegen er unserm Ampte hat gegeben 50 fl . Von den 50 fl ist ein silbern Stop gemacht von 24 lodt 3 Quäntin.“

Wie anderen Ämtern, so erging es auch den Schuhmachern; der Silberschatz war nicht gefeit vor Diebeshänden⁴⁾. Im Jahre 1700 wurde ihnen ein silberner Stop gestohlen. „1700 beim Kinsbier⁵⁾ ist ein von dissen kleinen vergulden stöp gestollen, als Johann Lindeshöft noch Wird war in dissen Amptshause. Ist großen fleis von die Eltesten, dann von uns angewand, aber alles vergeblich. Sind nun an der Zahl 29. Ist ein wider na de stell gemacht sind 30.“

Leider ist heute von diesen unschätzbaren Stücken nichts mehr vorhanden. Wohin mögen sie gleich so vielen anderen Junstgerät in Edelmetall gewandert sein?

⁴⁾ Vgl. Ztschr. Bd. XVIII, S. 76, in meinem Aufsatz „Der Silberschatz der Schiffergesellschaft zu Lübeck“.

⁵⁾ Anscheinend „Kindelbier“, also Taufgelage.

Mitteilungen

des

Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde.

14. Heft.

November 1926.

Nr. 10.

Inhalt:

Paul Curtius: Erinnerungen an Senator Emil Possehl.

Erinnerungen an Senator Emil Possehl.

Von Paul Curtius.

Zu der Niederschrift meiner Erinnerungen an Emil Possehl haben mich in erster Linie die vielen Briefe veranlaßt, die ich im Laufe der Jahre von dem verstorbenen Freunde erhalten habe, in denen persönliche und allgemeine, die Vaterstadt vielfach berührende Angelegenheiten eine mehr oder weniger eingehende Behandlung erfahren haben.

Wenn auch manches von dem, was in diesen Briefen enthalten ist, sich für die Öffentlichkeit nicht eignet, so glaube ich doch einiges aus den Schriftstücken entnehmen zu dürfen, was dazu beitragen mag, ein einigermaßen treffendes Bild von der Persönlichkeit dieses immerhin seltenen Mannes und echten Hanseaten zu geben, der am 1. Mai 1873 Chef wurde von der immer mehr zu einem Welthause sich auswachsenden Firma E. Possehl & Co. in Lübeck.

Possehl und ich sind uns als Schüler nicht begegnet — er hat nicht, wie irrtümlich angenommen ist, das Katharineum besucht, sondern die Petrische Privatschule in Lübeck.

Erst die große Zeit vor 50 Jahren hat uns zusammengeführt, nachdem wir beide das Glück gehabt hatten, in dem Kriege 1870/71 als siegreiche Kameraden auf Frankreichs blutgetränktem Boden zu stehen und für die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches mit einem Kaiser an der Spitze zu streiten. Daß Possehl nach dem Kriege, wie in einem Nachruf behauptet worden ist, die ernste Absicht gehabt hat, die Offizierlaufbahn einzuschlagen — davon ist mir nichts bekannt. Aus unserer Kriegskameradschaft bildete sich im Laufe der Jahre in der Vaterstadt ein Freundschaftsbund, der trotz gelegentlicher Reibungen und lebhafter Auseinandersetzungen in Wort und Schrift nie einen Bruch erlitten hat.

Wer Possehl als Mensch und vor allem als Geschäftsmann schon in seinen jungen Jahren zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, der wird ohne weiteres zugeben, daß er ein Mann von besonderem Schlage war. Possehl hatte nicht allein den Wunsch, etwas Außergewöhnliches im Leben zu leisten, er besaß auch ohne Frage das nötige Zeug, seinen Wunsch in die Wirklichkeit umzusetzen. Er war, wie mit Recht behauptet worden ist, kein Kaufmann im engsten Sinne. Es lebte in ihm eine Unternehmernatur, die, wie der Erfolg gezeigt hat, zu Großem berufen war, zumal ihm Energie, Initiative und Selbständigkeit in hervorragendem Maße eigen waren. Er gönnte sich selten Ruhe und spannte nur dann aus, wenn seine Gesundheit es dringend erforderte; er fand in der Arbeit seine Lust und seine Erholung. So war es in seinen jungen, wie auch in späteren Jahren der Fall.

„Ich war schon in meiner Jugend“, schrieb er mir vor vielen Jahren, „ein arbeitsamer Mensch, heute bin ich aber gezwungen, es in noch viel höherem Maße zu sein, nicht meinerwegen, sondern nur, um das von mir aufgerichtete Werk zu erhalten und für die Zukunft zu stabilisieren, wie einen Rocher de bronze. Das geht auch recht sehr unser Lübeck an,

für das ich mich tatsächlich und letzten Endes aufreibe. Einst wirst Du es erfahren und Dich dann des Gesagten erinnern.“ Ohne Frage hat vor allem die Liebe zur Vaterstadt Possehl wohl veranlaßt, sein Geschäft in Lübeck zu belassen, wiewohl er nicht selten, zumal wenn er sich über unerfreuliche und unliebsame Vorgänge daheim geärgert hatte, an einen Domizilwechsel gedacht hat. Er äußerte sich gelegentlich hierzu: „Der moderne Kaufmann ist nicht mehr abhängig von Lokalverhältnissen, die ja nach Maßgabe des weiteren Umlandes doch immer nur einen begrenzteren Verkehr erhalten können. Er braucht nur Bahn, Post- und Telegraphenstation und kann sonst sein Domizil überall hinlegen. Das hat sich gegen früher geändert. Ich habe mir schon wiederholt die Frage vorgelegt, ob nicht mein Haus, das längst den Verhältnissen dieser Stadt über und über entwachsen ist, viel besser an einem anderen Platz liegt als hier. Ich bin für kleine Verhältnisse nicht geschaffen und daß man solchen auf Schritt und Tritt hier begegnet, ist Dir ja auch selbst bekannt.“

Zu derselben Frage äußerte sich Possehl in einem Schreiben aus dem Jahre 1910 wie folgt: „Wäre ich vor etwa 5 Jahren aus dem Senat ausgetreten, so würde ich mein Haus unzweifelhaft nach Hamburg oder Düsseldorf, dem Zentrum der deutschen Montanindustrie, verlegt haben. Da gibt es die „captains of industry“, zu denen ich mich hingezogen fühle, und die mich gerade, wie die Hamburger (Handelskammer), mehrfach aufgefordert haben, zu ihnen zu kommen. Ich weiß, ich würde voll dahin passen und hätte nicht mit den Kleinigkeiten zu tun, für die meine Persönlichkeit nun mal nicht geeignet ist.“

Interessant ist auch das, was im Anschluß hieran Possehl über die Ausdehnung seines Geschäftes sagt: „Seit meinem Eintritt in den Senat vor 9 Jahren haben sich meine Geschäfte um mehr als 100 % vergrößert. Ich habe das damals nicht angenommen. Die Verhältnisse haben sich allerorts in Deutschland

rascher geändert, als man vor einem Jahrzehnt annehmen durfte.“ — Und zum Schluß obigen Schreibens klagt Possehl, wie er es häufig getan: „Hier habe ich gar keinen engeren Anschluß mehr — keinen Freund, mit dem ich mich gelegentlich aussprechen kann. Es fehlt gänzlich an Männern des wirtschaftlichen Lebens; Hamburg und sonstige Großplätze absorbieren alle Intelligenz und Kraft.“

Daß Possehl vielfach der Gedanke beschäftigt hat, ob er sein Geschäft nicht nach Hamburg hätte verlegen sollen, hat auch Staatsrat Dr. Hagedorn, Hamburg, einer Äußerung entnommen, die Possehl bei Gelegenheit der Zusammenkunft der Senate in Bremen im Jahre 1913 getan hat. Auf der Fahrt dorthin saßen beide Herren zusammen. Beim Passieren der Elbbrücke bot der Hafen mit seinen Schiffen und seinem Betriebe einen prächtigen Anblick. Possehl überflog ihn mit den Augen und sagte dann, zu Dr. Hagedorn gewandt, wie mir dieser in einem Briefe vom 16. Oktober 1921 mitteilte: „Was wäre aus meinem Geschäft hier geworden!“ — Ähnliche Äußerungen hat Possehl, wie gesagt, intra et extra muros wiederholt getan.

Possehl hat trotz seiner kolossalen Geschäftslast im Laufe der Jahre viel mit mir über die verschiedenartigsten Dinge mündlich und schriftlich sich unterhalten und ausgesprochen. Mag er auch mit meinen gelegentlichen Bemerkungen nicht immer einverstanden gewesen sein, so hat er mir meine offenen und ehrlichen Worte nie übelgenommen — im Gegenteil!

Schon 1897 schreibt er mir aus Marienbad: „Du meinst es gewiß sehr gut, davon bin ich a priori überzeugt und insofern ist es mir stets lieb, Dein offenes Freundeswort zu hören.“ „Deine Kritik ist mir wirklich erquickend, ich nehme Dir Deine angeborene Offenheit gar nicht übel. Für jede Wahrheit bin ich stets und ständig zu haben, das weißt Du, das schließt aber nicht aus, daß Du Dich mal irrst, lieber Freund.“

Häufig habe ich das Gefühl gehabt, daß Posschl geradezu ein Bedürfnis hatte, über das eine oder das andere sich mit mir auszusprechen, wie er mir auch namentlich in den letzten Jahren vor dem Weltkriege hin und wieder sein Bedauern zu erkennen gegeben hat, daß ich nicht in Lübeck sei. Ein Brief von ihm, vom Juli 1912, schließt mit den Worten: „Ich stehe also vor einer persönlichen Unmöglichkeit — aber oft habe ich mir in letzter Zeit gesagt, warum ist Paul nicht hier? —“

Posschl war weder ein Philister noch ein Starrkopf, der durchaus auf seinem Willen beharrte, wenn er auf energischen und systematischen Widerstand stieß. Aber es fehlte daheim leider an Männern, die ihn zu behandeln und zu leiten verstanden. Das in Lübeck vielfach und nicht zum Segen der Stadt „grassierende Kückenwesen“ war ihm verhaßt. Ganz irrig ist die Ansicht, die in einem Nachruf über ihn ausgesprochen wurde, „aus dem frohsinnigen, mitteilbaren jungen Stürmer wäre ein ernster, in sich gefehrter Mann geworden“, und zwar deshalb, weil er mit einer Rede, die er bald nach Übernahme des väterlichen Geschäftes gehalten, und in der er sich über die in Deutschland, vornehmlich in den Hansestädten zurückgebliebene Wirtschaftspolitik beklagt hatte, bei seinen Zuhörern wenig oder gar kein Verständnis gefunden hatte. Derartige Niederlagen berührten Posschl sehr wenig, was mir alle zugeben werden, die ihn näher gekannt haben, zumal aus der Zeit, als er in den achtziger Jahren mit seltener Energie und Ausdauer bald hier, bald dort für den Bau des Elbe-Trave-Kanals plädierte. Wie häufig wurde er mit seinen zum Teil wohl etwas übertriebenen Ansichten geradezu verlacht — das hinderte ihn indes nicht, hernach mit den Lachern „Eustige Sieben“ zu spielen, wobei er in der Regel gut abschnitt.

Ein gewisser Hang zum Frohsinn ist ihm bis in sein Alter geblieben; besonders gern beteiligte er sich an patriotischen Festlichkeiten. So hatte er es sich auch nicht nehmen lassen, am

25. Januar 1894 mit dem Nachtzuge nach Berlin zu fahren, um am folgenden Tage in der Reichshauptstadt Bismarcks Einzug mit zu erleben. Einige Tage darauf schrieb er mir: „Ich habe am Bismarck-Tage ziemlich alles gesehen, die Schloß-Ehrenwach-Abnahme leider nicht. Nachher war ich bei Uhl, traf dort den mir befreundeten Direktor Kollmann von der Bismarckhütte mit Maximilian Harden. Wir haben zwei Stunden zusammen gefrühstückt, höchst animiert, und um 5 25 bin ich zurückgefahren. Pto. Harden habe ich für 4 Wochen Paprika im Leibe — er besucht mich im Frühjahr.“ — Ende April desselben Jahres kam Possehl wieder nach Berlin, um an der Sitzung des Herrenhauses teilzunehmen, in der Graf Waldersee in beachtenswerter Weise und mit Erfolg für den Bau des Elbe-Trave-Kanals eingetreten war.

Die glückliche Erledigung dieser für Lübeck hochwichtigen Sache feierte Possehl durch ein opulentes Mahl, wozu er im Hotel Bristol einige gute Freunde und Bekannte eingeladen hatte. Bei derartigen Gelegenheiten konnte er von sprudelnder Lebendigkeit und fast jugendlicher Ausgelassenheit sein — er bedurfte eben der nötigen Anregung, die er in Lübeck nur selten fand.

Als ich Possehl bei irgendwelcher Veranlassung glaubte empfehlen zu sollen, sich in der einen oder anderen Weise geschäftlich zu entlasten, erwiderte er mir: „Das ist nun mal nicht zu ändern, die Verhältnisse haben es so mit sich gebracht; ich muß alle Fäden in der Hand behalten, und ich kann die in Gang befindliche Maschine nicht stoppen. Es gibt nur die Möglichkeit ganz abzusatteln; das erfordert auch Jahre oder Fortarbeiten, und das Ganze konzentrieren, so daß auch nach meinem Heimgange das Haus in unveränderter Stärke und Ansehen auf lange Zeit hinaus fortbestehen kann. Das ist mein ganzes Streben und mein einziger Wunsch. Darüber sprechen wir mal mündlich, sobald ich nach Berlin komme.“

Als Possehl dann im Jahre 1912 in Berlin, in einer Gesamt-Vorstandssitzung des Deutschen Wehrvereins seinen bekannten Vortrag „Wehrmacht und Erwerbsleben“ gehalten hatte, sprach ich ihm meine Freude darüber aus, daß er Zeit gefunden habe, sich mit anderen, nicht geschäftlichen Sachen zu befassen.

Hierzu äußerte er sich am 25. Juli 1912: „Mein geschäftliches Leben hat keineswegs abgenommen, wie Du meinst; im Gegenteil, lieber Paul, die Last nimmt in meinen steigenden Jahren immer mehr zu, und zwar aus dem Dir gegenüber schon früher erwähnten Grunde. Trotzdem ich ganz ausgezeichnete Ressortchefs habe, fehlt mir doch ein wirklich kaufmännischer General zur Seite. Ich habe etwa insgesamt 20 Betrieben vorzustehen, und da alle lebensfähig sind, wenn auch dem Leben entsprechend fortwährend Veränderungen in ihnen vorkommen, so kannst Du Dir selbst sagen, daß mein geschäftliches Leben nicht leichter geworden ist. Das hindert mich freilich nicht, in patriotischen Fragen das Wort zu nehmen, auch in solchen Fragen, wo ich als Aktionär im Interesse des Gemeinwohls sprechen kann. Das Vaterland geht mir über alles, da stelle ich meine ganze Person zurück und opfere alles, geistig, physisch und materiell, wenn erforderlich.“

Daß übrigens eine geschäftliche Entlastung, wie ich sie Possehl gelegentlich nach Rücksprache mit seinem Generaldirektor August Scheel wiederholt empfohlen hatte, möglich war, beweist nachstehende Notiz, die dem Lübecker Amtsblatt vom 11. Februar 1915 entstammt: „Die Firma E. Possehl & Co. in Lübeck ist in drei Gesellschaften mit beschränkter Haftung aufgeteilt und in das Lübecker Handelsregister eingetragen worden. Die Geschäftsführer sind Angestellte bzw. Teilhaber der bisherigen Hauptfirma E. Possehl & Co.“

Diese Nachricht interessierte mich um so mehr, als Possehl mich schon im Dezember 1904 aus Ospidaletti-Figure auf dieses Ereignis vorbereitet hatte: „Unter uns — 1905 führe ich meine

sämtlichen Geschäfte in G. m. b. H. über — das ist notwendig bei dem Umfang derselben.“

Bei Possehl war trotz aller Großzügigkeit, mit der er die Geschäfte in seinem Welthause aufgezogen und geleitet hat, hin und wieder ein gewisser Mangel an Entschlußfähigkeit zu beobachten, was mir gewiß alle zugeben werden, die mit ihm als Privatmann oder im Geschäftsleben in Berührung gekommen sind, ohne daß ich behaupten möchte, daß die auffallende Verzögerung in dem vorerwähnten Falle auf einen solchen Mangel an Entschlußfähigkeit zurückzuführen ist. Possehl konnte auch unter Umständen von geradezu peinlicher Kleinlichkeit sein, was zu seinem Auftreten, seinen sonstigen Mäuren als Großkaufmann und Senator sehr wenig paßte. Auch seine Lebensweise war von spartanischer Einfachheit, was um so weniger zu verstehen war, als er für einen leckeren Bissen, vor allem für einen guten Tropfen, schon in jungen Jahren ein richtiges Verständnis zeigte, aber wie damals, scheute er auch in späteren Jahren, als er ein schwerreicher Mann war, die Ausgaben. Abgesehen von gelegentlichen mehr offiziellen Festlichkeiten — Geschäftsjubiläen u. d. ä. hat er nur selten einige Freunde und Bekannte bei sich gesehen.

Am 1. Mai 1897 wurde in den Hallen des Lübecker Ratsfellers das fünfzigjährige Jubiläum der Firma E. Possehl & Co. gefeiert — über 100 Gäste waren zu dieser großartigen Feier geladen. Bei dem Festmahl feierte der bereits erwähnte Generaldirektor August Scheel, der 1876 als junger Mann in die Firma eingetreten war und lange Jahre hindurch die zum Hause gehörigen großen Fabriken in Wileika bei Wilna und Petersburg geleitet hatte, seinen Chef in längerer Rede; er sagte u. a.: „Wir alle, die wir im Geschäftsleben stehen, wissen, daß die letzten 50 Jahre mit allen Erleichterungen im Handel und Verkehr uns vielfach permanente Veränderungen im geschäftlichen Leben gebracht haben, da heißt es dann mit klarem Blick Initiative

ergreifen und die neuen Verhältnisse fruktifizieren. Herr Emil Possehl, der damals und jetzt das Stahl- und Eisengeschäft leitete, erkannte mit klarem Blick rechtzeitig die Grundlage des Geschäftes und den Weg, welchen die schwedische Eisen- und Stahlindustrie mit ihren Erzeugnissen nehmen mußte. So legte er den Grundstein zu unserer heutigen Entwicklung. Mit einer seltenen Energie, mit einer unglaublichen Arbeitsfreude, mit weithin ausschauendem Blick fügte er Stein an Stein und entwickelte somit ein modernes Handelshaus zu hoher Blüte auf immer fortschreitender Bahn. Mit wie schweren Sorgen und Kämpfen er das Ziel oft hat verfolgen müssen, ich will es nicht in die Festesfreude hineinbringen, aber es ziemt sich, auch heute daran zu erinnern.“

Für Travemünde, wo sich Possehl 1905 eine herrliche Villa am Strande hatte bauen lassen, hatte er schon von Jugend auf großes Interesse gezeigt — über den weiteren Ausbau des alten Seebades schrieb mir Possehl gelegentlich: „Travemünde ist einer großen Entwicklung fähig, keine Frage. Der Strand kann ja praktisch vom Möwenstein bis zum Priwall hinüber, bis weit nach Mecklenburg hinein verlängert werden, ca. 12—15 Kilometer. Es sind Wälder vorhanden, ein sehr schöner Strand, außerdem Wellengang bei verschiedenen Windrichtungen. Das alles hat zur Voraussetzung die Einrichtung einer praktischen starken modernen Motorfähre bei der Mündung der Trave zum Priwall hinüber, so daß man jeden Augenblick für 5 Pf. Entgelt hinüberkommen kann. Dann wird der Priwall besucht werden, weil Travemünde bald zu klein wird und auch der Strand auf dem Priwall besser ist.“

Sehr nette Stunden verbrachte ich dort mit Possehl und Frau am Karfreitag 1913. Wir plauderten über dieses und jenes; das Hauptgesprächsthema bildete Possehls neueste Stiftung „Errichtung eines Volkshauses in Lübeck“. Meine damals geäußerte Ansicht, daß die Fertigstellung dieses Baues wohl

erst nach langen Jahren erfolgen würde, sollte sich leider bewahrheiten. An dieser Stelle sei der hauptsächlichsten Stiftungen gedacht, die Possehl zu seinen Lebzeiten in der Vaterstadt errichtet hat. Wenn auch, wie allgemein bekannt, die Lübecker Privatwohlthätigkeits-Anstalten zahlreicher als irgendwo sonst sind, so waren doch, abgesehen von dem Blohmschen Legat, der v. Borries- und Schabbel-Stiftung, in den letzten 50 Jahren von Lübecker Bürgern nennenswerte Stiftungen kaum gemacht worden; um so freudiger überraschten die zum Teil recht beträchtlichen Summen, die Possehl im Laufe der Jahre bei verschiedenen Veranlassungen zur Verfügung stellte.

Schon bei Gelegenheit seines fünfzigjährigen Geschäftsjubiläums (1. Mai 1897) glaubte ich dem Freunde empfehlen zu sollen, da es mir nicht unbekannt war, wie schwer er sich vom Gelde trennte, in Anlaß dieser Jubelfeier einige Stiftungen zu machen. Possehl schrieb mir unter Berufung auf analoge Fälle in der Heimat: „Ich habe rund 20 000 Mark gegeben und werde die russische Stiftung zwecks Erlernung der russischen Sprache weiter ausbauen, sowie sie sich nützlich und voll bewährt, was ich sicher annehme.“

Gelegentlich seiner Wahl in den Senat (19. Dezember 1901) schenkte Possehl das interessante Gemälde von Hans Bohrdt „Der Sieg der Lübecker über die Schweden in der Seeschlacht bei Gotland am 31. Mai 1564“, das in einem der vor wenigen Jahren neu eingerichteten Zimmer im oberen Stockwerk des Rathauses seinen Platz gefunden hat.

Einige Jahre später spendete Possehl rund 500 000 Mark zum Ankauf des Grundstückes für das jetzige Stadttheater in der Beckergrube. Besonders bemerkt wurde auch außerhalb Lübecks, daß Possehl im August 1908, nach dem Unglück des Grafen Zeppelin bei Echterdingen, für die Erbauung eines neuen Luftschiffes 100 000 Mark gezeichnet hatte.

Einen großartigen Eindruck machte es, als Possehl 1913 das schon erwähnte „Kaiser-Wilhelm-Volkshaus“ seiner Vaterstadt schenkte, und zwar an dem Tage, an dem vor 100 Jahren die französischen Eroberer aus Lübeck gewichen waren. Dieses geradezu fürstliche Geschenk erfreute in der Heimat allgemein, um so mehr, als dadurch gleichzeitig, und zwar endlich, die Dankeschuld der Bewohner Lübecks an Wilhelm, den ruhmreichen ersten Kaiser des Deutschen Reiches, abgetragen werden konnte. Das ist nun freilich leider alles ganz anders gekommen. Nach Aufhebung des Rat- und Bürgereschlusses vom 8. März 1913 wird die Aufstellung des Tuailleonschen Reiterdenkmals Kaiser Wilhelms I. auf einem öffentlichen Platze nicht erfolgen, und wer weiß, ob und wann unter den gegenwärtigen politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen das „Kaiser-Wilhelm-Volkshaus“ in der Weise ausgeführt wird, wie es der Stifter gewünscht und geplant hatte.

Auch während des Weltkrieges hat Possehl verschiedene Stiftungen gemacht, von denen hier erwähnt seien: Hallenschwimmbad in Lübeck 1000000 Mark, Kriegsstiftung zugunsten unterstützungsbedürftiger Lübecker Kriegsteilnehmer bzw. deren Hinterbliebenen 500000 Mark.

Von diesen Stiftungen hatte der Senat Anfang 1916 dem Kaiser telegraphische Mitteilung erstattet. Der Kaiser antwortete: „Sehr erfreut über die hochherzige Tat des Senators Possehl, sage ich dem Senat für die mich lebhaft interessierende Mitteilung herzlichen Dank. Mögen die Stiftungen der Stadt, ihren im Dienste des Vaterlandes auf dem Schlachtfelde treu bewährten Söhnen und den Hinterbliebenen der gefallenen Helden reichen Segen schaffen.“

In richtiger Würdigung der großen Verdienste um seine Vaterstadt hat der Senat am 13. Februar 1920, an welchem Tage Possehl sein 70. Lebensjahr vollendet haben würde, beschlossen, dem Straßengelände des alten Bahndammes (Holstentorplatz

bis Geniner Straße) den Namen „Possehlstraße“ beizulegen — ein Beschluß, der mit Freuden begrüßt worden ist.

Wenn auch infolge des Weltkrieges und der allgemeinen Zerrüttung des deutschen Wirtschaftslebens nicht einmal seine großen zu Lebzeiten vollzogenen Stiftungen ihrer Verwirklichung bisher entgegengeführt werden konnten, so darf man doch annehmen, daß es sich nur um eine Verzögerung der Pläne handelt. Man darf auch der Hoffnung Ausdruck geben, daß aus der leßwilligen „Possehlstiftung“, die fast das gesamte Erbe des Verstorbenen umfaßt, noch viel Segen Lübeck und seinen Bewohnern erwachsen wird.

Wenn mir Possehl, wie schon bemerkt, hin und wieder zu erkennen gegeben hatte, daß er sich wiederholt mit dem Gedanken getragen habe, sein Geschäft von Lübeck zu verlegen, so habe ich doch nie geglaubt, daß es jemals dazu hätte kommen können, und zwar vor allem deshalb nicht, weil Possehl nach meiner innersten Überzeugung mit seinen Lebensgewohnheiten, mit der Art und Weise, wie er sein Welthaus aufgezogen, organisiert und geleitet hatte, nirgends besser als in der von ihm geliebten Vaterstadt gebettet war. Hier konnte er, unbekümmert um seine Mitmenschen, sein Privat- und Geschäftsleben ganz nach seinem Wunsch und Willen einrichten. Über das, was die Leute redeten, setzte er sich dank seiner Selbständigkeit, dank seinem stark ausgeprägten Selbstbewußtsein mit einer beneidenswerten Wurschtigkeit hinweg. Es war nicht leicht, Possehl von seiner vorgefaßten Meinung abzubringen, ihn zu überzeugen, daß er unrecht hatte. Das gelang nur in ganz seltenen Fällen. Possehl schrieb mir, als ich ihm bei irgendeiner Gelegenheit als aufrichtiger Freund glaubte Vorstellungen machen zu sollen: „Wenn Leute hier über meine Person häufig in unliebsamer Weise reden, so kann ich nur sagen, sachlich können sie mir nichts anhängen. Meine Handlungen vertrete ich gegen jedermann, auch als Senator. Ich wüßte nicht, was man mir da

vorzuwerfen hätte. Mein Leben ist einwandfrei und vielleicht mehr, als bei manchem anderen! Einzwängen in antiquierte Anschauungen lasse ich mich nicht. Dazu ist meine Stellung eine viel zu unabhängige und auch eine viel zu angesehene, weit über die Mauern dieser Stadt hinaus. Wenn man der Chef eines Hauses ist, das unbestritten das stärkste und tatkräftigste heute in den drei Hansestädten — ich lasse die großen Aktiengesellschaften beiseite — und dies aus eigener Kraft geworden ist, so hat man ein Recht, das zu sagen. Für unsere Stadt ist es eine Ehre und ein großer Vorteil, dieses Haus in seinen Mauern zu haben!“

Kernige, inhaltsschwere Worte; um so bedauerlicher, daß Posschls Stellung in der Vaterstadt eigentlich keine derartige gewesen ist, wie man bei Lage der Verhältnisse hätte erwarten sollen. Posschl hätte m. E. eine Stellung daheim verdient gehabt, wie sie seinerzeit der bekannte H. H. Meier, der Begründer des Norddeutschen Lloyd (1857), in Bremen eingenommen hat. Posschl war aber nicht populär, was sich vor allem zeigen sollte, als ihn zu Anfang 1915 das furchtbare Mißgeschick ereilte, indem ihm ein peinlicher Landesverratsprozeß gemacht wurde. Ich stand damals draußen im Felde; nach den Mitteilungen, die mir gelegentlich aus der Heimat zuginen, scheint die Teilnahme für den Schwergeprüften in der Bevölkerung Lübecks damals keine allgemeine gewesen zu sein. Das mag an Posschls ganzer Persönlichkeit gelegen haben; er konnte erst bei näherer Bekanntschaft etwas Gewinnendes haben. Im allgemeinen zeigte er sich zur Außenwelt schroff und abweisend, und so mag es sich auch erklären, daß man irrigerweise angenommen hat, daß er den Bestrebungen der Arbeiterschaft kein richtiges Verständnis entgegengebracht hat. Jedenfalls darf man aber der begründeten Hoffnung Ausdruck geben, daß noch spätere Generationen im alten Lübeck mit Stolz und Dankbarkeit auf Emil Posschl zurückblicken werden, der durch eminente Schaffens-

kraft und Arbeitsfreudigkeit es verstanden hat, zum Segen seiner Mitbewohner in den Mauern der Vaterstadt ein Welthaus ersten Ranges zu errichten.

Possehl hatte zweifellos, worauf nicht häufig genug hingewiesen werden kann, das Bedürfnis oder richtiger den Wunsch, neben seiner großen Geschäftslast, die ihn jeden Tag und alle Tage bis zum späten Abend an seinen Arbeitstisch fesselte, sich auch mal außergeschäftlich zu betätigen und für das Allgemeinwohl zu wirken. So ist es erklärlich, daß er schon zu Anfang der neunziger Jahre im vorigen Jahrhundert mir wiederholt zu erkennen gegeben hatte, daß er wünschte, dem ersten Staatskörper anzugehören. „Ich weiß alles“, schrieb er mir gelegentlich, „was damit verbunden ist, dagegen weiß ich nicht, ob es überhaupt möglich sein wird, da ich wenigstens 2½ bis 3 Monate das Jahr auf Reisen mich befinde (zur Erholung und geschäftlich). Wenn jemand sich aber in meiner geschäftlichen Stellung befindet und wohnt in Lübeck, so möchte er im Leben irgendeine abschließende öffentliche Tätigkeit ausüben — am liebsten dem Senate angehören, wenigstens so lange er die Verhältnisse in demselben nicht kennt. Auch Reichstagsabgeordneter würde mich sehr interessieren; aber bei unseren heutigen Parteiverhältnissen ist meine Wahl ausgeschlossen. Handelskammerpräsident! Hierfür könnte ich mich besonders erwärmen; aber bei dem Mangel kaufmännischen Nachwuchses hätte ich als jüngster Mann in der Kammer, ohne Hilfstruppen, mit ca. 10—15 älteren Herren zu arbeiten, und diese würden sich nicht unter das Kommando eines wesentlich jüngeren Mannes stellen wollen. Eine Vasallenstellung ist mir bis in jede Faser unmöglich. Kurz, es bleibt mir keine andere Wahl — schreibe mir nun hierüber bitte deine Ansicht offen und in Treue. In allen wirtschaftlichen Fragen bin ich eine Kraft — in einfachen Verwaltungsdingen weniger. Leute der ersten Kategorie sind überall rarae aves — Leute der letzteren sind

stets und leichter zu haben — also ich höre gern prompt von Dir!“

Ich glaubte dem Freunde den Rat erteilen zu sollen, den Gedanken mit dem Senat aufzugeben, und zwar aus verschiedenen Gründen. Einerseits sei seine geschäftliche Tätigkeit meiner Überzeugung nach eine so umfassende, daß er kaum Zeit finden würde, nebenher seinen Pflichten als Mitglied des Senates in erwünschter Weise nachzukommen — ganz abgesehen davon, daß er so bei weitem freier und unabhängiger dastünde, als wenn er dem ersten Staatskörper angehörte; anderseits glaubte ich aber zufolge von Äußerungen, die mir aus Senatskreisen zu Ohren gekommen waren, der Ansicht sein zu sollen, daß die Stimmung im Senate, wenigstens damals, nicht besonders günstig für ihn sei. Ich erinnerte Possehl u. a. an seine allzu energische Propaganda in Kanalsachen zu Ende der achtziger Jahre, wodurch er bei einigen älteren Herren im Senat ohne Frage Unstoß erregt habe. Trotzdem ließ Possehl nicht ab, sein Ziel weiter zu verfolgen; er erlitt 1892 seine erste Niederlage, die für ihn um so empfindlicher war, als seine Person bei der damaligen Wahl eines kaufmännischen Senators gar nicht in Frage gekommen war. Seine Wahl in den Senat erfolgte schließlich am 19. Dezember 1901.

Es ist nicht uninteressant, wie sich Possehl gelegentlich über seine Tätigkeit im Senat äußerte: „Ich spreche nicht Pro domo, aber ich glaube, daß in allen großen wirtschaftlichen Fragen meine Stellungnahme bisher die richtige war, und daß mein Rat und mein Wort hierin maßgebend sind. Für die Verwaltungstätigkeit und die damit zusammenhängenden vielen kleinen Angelegenheiten sind teils Juristen mehr geeignet oder Kaufleute, die zum administrativen, nicht aber zum produktiven Teil der Kaufmannschaft rechnen. Zum letzteren zähle ich. Übrigens hat der Senat mich schon seit mehreren Jahren von der Kleinarbeit in der Verwaltungstätigkeit entbunden.“

Ich bringe sowieso ein ungeheures Opfer, indem ich zwei Tage die Woche, das sind rund 100 Tage im Jahr, für den Staatsdienst hergebe. Wenn ich die für meine eigene Gesundheit verwenden könnte, würde ich länger leben und mehr vom Leben haben können. Es ist nur das harte Pflichtgefühl, welches ich besitze, das mich hat hier bleiben lassen und meine Funktionen zu erfüllen, so gut ich es vermag.“

Sehr unzufrieden äußerte sich Possehl im Anschluß an seine vorstehenden Ausführungen ebenfalls im Jahre 1910 über die etwas antiquierte Geschäftsweise im Senat, über die breitgetretene Tätigkeit des zweiten Staatskörpers. Er sagte u. a.: „Durch die zugestandene zweite Lesung wird es noch schlimmer werden. Vor allem sind die ca. 50 Behörden in der Staatsverwaltung eine furchtbare Last. Bei moderner und energischer Handhabung lassen sie sich auf ein Drittel reduzieren, eine übertriebene Dezentralisation führt zur Schwächung, das ist hier der Fall. Sechzig Mitglieder in der Bürgerschaft und 10 im Senat würden ausreichen. Dazu dann höhere, aber wirklich qualifizierte Beamte. Ich habe diese ganze Frage angeregt und sie besprochen. Es sind Bestrebungen im Gange, dem Rechnung zu tragen. Ehe aber das Ziel erreicht ist, geht eine endlose Zeit verloren, und die Energie der Einzelmitglieder wird nutzlos verbraucht. Kurz, die Verwaltung ist viel zu teuer, viel zu antiquiert und zu vielköpfig. Ich kann aber meine Kräfte nicht für die engen Fragen unserer städtischen Interessen einsetzen, meine ganze Veranlagung ist eine weitere und nicht auf enge Verhältnisse zugeschnitten. Aus dem Grunde würde ich mich, wie wiederholt bemerkt, in Hamburg, am Niederrhein-Westfalen, selbst in Berlin wohler fühlen, als hier. Wir können hierüber mündlich mal weiter sprechen.“

Wenn ich vorstehende Ausführungen von Possehl mit seinen weiter oben gebrachten Äußerungen über seine Zugehörigkeit zum ersten Staatskörper in Verbindung bringe, werde ich

den Gedanken nicht los, daß Possehl zeitweise sich gewünscht hat, frei und unabhängig dazustehen. Er war trotz seiner großen geschäftlichen Erfolge in gewisser Weise nicht befriedigt — er fühlte sich zu beengt in den Mauern der alten Hansestadt; es fehlte ihm dort an gleichgesinnten Männern, mit denen er sich über das Wohl und Wehe des Vaterlandes aussprechen konnte.

Im Laufe des Jahres 1912 schrieb er mir: „Im übrigen bin ich so unzufrieden wie Du. Es scheint, als wenn wir in Deutschland durch ein großes Blutbad gehen müssen, um wieder gesunde Verhältnisse und gesunde menschliche Anschauungen zu bekommen, wie sie die Folge der Erziehung des preussischen Volkes von 1807 bis 1815 waren.“ — „Politisch sehe ich die Lage düster an. In England allgemeine Meinung (täglich an den großen englischen Börsen) ‚Germaniam esse delendam‘. Es wird terrible, sei es nun jetzt oder in einigen Jahren, wir sind nicht in dem Verhältnis gerüstet wie anno 70 und wirtschaftlich nicht organisiert und deshalb nicht stark, und das trifft das Leben unseres Volkes.“

Aus solcher Stimmung heraus, die sich seiner schon jahrelang bemächtigt hatte, hat Possehl 1912 in einer kurzen prägnanten Denkschrift die Schaffung eines wirtschaftlichen Generalstabes neben dem militärischen empfohlen

Das gleiche Thema hatte Possehl bereits in zwei Vorträgen behandelt, die er in Lübeck bzw. in Berlin, und zwar, wie erwähnt, in der Gesamt-Vorstandssitzung des deutschen Wehrvereins am 11 Mai 1912 gehalten hatte. Wenn es Possehls Absicht und Wunsch war, daß unsere Reichsregierung von seinen zweifellos beachtenswerten Ausführungen Kenntnis nahm und sie nach Möglichkeit verwertete, so hätte er, worauf ich ihn seinerzeit hingewiesen hatte, wohl einen anderen Weg einschlagen, vor allem von der Behandlung des Themas in öffentlichen Vorträgen Abstand nehmen und auch eine Druck-

legung unterlassen müssen, und zwar um so mehr, als, wie er selbst betonte, seine „unendlich wichtigen wirtschaftlichen Momente im Kriegsfall nicht in die Presse kommen dürften, weil deutsche Schwächen dargelegt werden, die die englische und französische Presse sofort auf das stärkste gegen unser Vaterland ausnutzen würden!“ Auf meine sonstigen Einwendungen erwiderte mir Possehl unter anderem: „Als Senator habe ich mich absichtlich nicht bezeichnet, da ich es im vorliegenden Fall für richtiger gehalten, als Großkaufmann aufzutreten, der aus dem praktischen Leben heraus seine Erfahrungen kundgibt. Das kann ein Senator nicht, sondern nur ein Mann, der im Wirtschaftsleben großen Stils steht. Außerdem wünschte ich, zu Deiner Beruhigung sei es gesagt, den Senat von etwaigen Konsequenzen freizuhalten, denn im Grunde genommen enthält mein Vortrag doch eine kräftige Opposition gegenüber der Reichsregierung. Da aber ein kaufmännischer Senator das Recht hat, wirtschaftliche Unternehmungen zu führen, muß er auch das Recht haben, sich öffentlich auszusprechen, natürlich mit der Reserve, die sich für jeden gebildeten Mann von selbst ergibt.“

Und in einem weiteren Schreiben äußerte sich Possehl wie folgt: „Die Opposition gegenüber der Reichsregierung in meiner Rede könnte jemand darin erblicken, daß ich zum Schluß die Wiederherstellung der allgemeinen Wehrpflicht unter dem leitenden Scharnhorstschen Gedanken fordere, und dem hast Du Dich ja angeschlossen und viele andere ebenfalls, die von vornherein darin einig gewesen, daß die letzte Wehrevorlage für die Sicherheit des deutschen Volkes und Reiches vollkommen ungenügend ist. Der wirtschaftliche Generalstab, für mich der Kernpunkt, ist das wichtigste was erforderlich ist. Ohne einen solchen gehen wir im Kriegsfall einfach einem Chaos entgegen, von dem sich heute in Deutschland keiner eine richtige Vorstellung macht, am wenigsten die Geheimräte in

der Wilhelmstraße, die überhaupt von diesen Dingen erst dann eine Übersicht bekommen, wenn ein Mann aus der Praxis sie in das richtige Gleis bringt."

Nachdem Possehl seine Denkschrift dann auch noch an unzählige Leute versandt hatte, wenn auch unter „Einschreiben“ und mit dem Vermerk „Nur zum persönlichen Gebrauch“, war es schließlich nicht zu verwundern, daß seine Schrift auch in unberufene Hände gelangte. So wurde mir im Frühjahr 1915 eines Tages im G. H. Qu. (Charleville) von einem befreundeten Offizier, mit dem ich mich schon vor dem Kriege wiederholt über Possehls „Denkschrift“ unterhalten hatte, eine Nummer des „Matin“ vom 4. Februar 1915 übergeben, in der ein Artikel, ins Deutsche übertragen, unterzeichnet Jean d'Orsay, enthalten war, der mit den Worten beginnt:

„Ein wirtschaftlicher Krieg wird Deutschland auf die Knie zwingen (Erklärung eines Großkaufmannes in Lübeck).“ —

„Am 11. Mai 1912 hat Herr Possehl, welchen der Kaiser mit seiner Freundschaft beehrt, in Berlin eine große Rede gehalten, um welche der General Keim, der Vorsitzende des deutschen Wehrvereins, gebeten hatte. Aber ehe er das Wort nahm, teilte der Redner, der ein reicher Kaufmann Lübecks ist, dem General mit, daß seine Rede nicht durch die Presse veröffentlicht werden dürfte, weil dadurch schwache Seiten Deutschlands zu leicht im Auslande bekannt würden.“

„Die Rede ist trotzdem in der Folge gedruckt worden, und der Matin hat sich ein Exemplar verschaffen können. Es würde schade gewesen sein, wenn die französische Öffentlichkeit sie nicht kennengelernt hätte, denn sie ist wahrhaft prophetisch. Was folgt, sind wörtliche Ausdrücke des Redners.“

Im Anschluß hieran muß aber immerhin lebhaft bedauert werden, daß unser altes Regierungssystem bei der Schwerefülligkeit des leidigen Bureaufkratismus nicht verstanden hat, Männer wie Possehl mit ihrem weitauschauenden Blick und

ihren hervorragend praktischen Erfahrungen in den großen Fragen der wirtschaftlichen Entwicklung des Vaterlandes an den grünen Tisch zu ziehen und für das Staatswohl zu bewerten. Dem Vaterlande wäre sicherlich damit gedient gewesen.

Übrigens mag hier der Hinweis am Platze sein, daß Posschls Gedanke mit dem „wirtschaftlichen Generalstab“ nicht neu war. In dem vor einigen Jahren erschienenen Buche des Obersten Bauer „Der große Krieg in Feld und Heimat“ heißt es auf Seite 99 in einer Fußnote, daß der Generalstab bei der Möglichkeit eines langen Krieges in den Jahren 1909 oder 1910 schon auf eine wirtschaftliche Vorbereitung, insbesondere auf Schaffung einer Getreide-Reserve hingewirkt habe. Die damaligen Verhandlungen seien aber an der Kostenfrage gescheitert.

Wenn Posschl und ich auch in wirtschaftlichen und handelspolitischen Fragen nicht immer der gleichen Ansicht waren; in militärischen und patriotischen Angelegenheiten war das meistens der Fall. Ich sandte dem Freunde hin und wieder die von mir verfaßten militärischen Aufsätze, so u. a. 1904 meine Ausführungen: „Wir brauchen freudige Soldaten.“ Da schrieb mir Posschl: „Freudige Soldaten! Ja in diesen und ähnlichen Punkten sind wir ja stets vollkommen einig. Nur darf nicht vergessen werden, daß die agrar-preußischen Empfindungen des aktiven Offizierkops in der Zukunft m. E. nicht mehr ausreichen, sondern daß soziale Empfindungen hinzutreten müssen, basierend auf der vollen Achtung vor dem Wirtschaftsleben der Nation und seinen Konsequenzen, soweit es außerhalb der landwirtschaftlichen Interessen besteht und sich immer weiter entwickelt.“

Im Anschluß hieran möchte ich noch Posschls Urteil aus dem Jahre 1905 über das vielbesprochene Buch von Thomas Mann „Die Buddenbrooks“ hier einflechten, um so mehr, als seine bezüglichen Ausführungen mir höchst sympathisch erschienen sind: „Mit den Buddenbrooks bin ich nicht einverstanden, sie

sind bei glatter Darstellung doch ein Zerrbild lübscher Familien und Kaufmannsgeschichte. Dann verletzen sie das Gefühl für Pietät gegenüber den Eltern und der eigenen Familie. Außen wird Lübeck hiernach falsch beurteilt, ich habe das schon erfahren. Innen kitzelt es die Neugier durch die Personenfragen. Das Buch hat keinen moralischen Fond. Ich kannte Senator Heinrich Mann besonders gut und auch seine Frau. Sein Lebensbild hätte verdient, anders dargestellt zu werden. Ich habe das Buch gerade jetzt gelesen, ich konnte nicht eher dazu kommen. Es hat mich, wie gesagt, nicht erfrischt."

Possehl gehörte zu den zweifellos seltenen Naturen, deren Arbeitskraft in den steigenden Jahren nicht nachgelassen, sondern womöglich zugenommen hat. Für alle wirtschaftlichen und Verkehrsfragen daheim interessierte er sich andauernd auf das lebhafteste. Auf dem Gebiete des Verkehrswesens trat Possehl besonders für eine großzügige Ausgestaltung des Personenverkehrs zwischen Hamburg und Lübeck bzw. Travemünde ein. Wiederholt hat er in Hamburger und Lübecker Zeitungen die Schäden auf unseren Bahnen aufgedeckt und eingehend erörtert. Mit großem Interesse verfolgte Possehl das Hochofenprojekt, worüber er mir schon Anfang 1905 aus Ospidaletti schrieb: „Ich habe es 1903 gründlich durchgearbeitet, ich erachte die Sache, wenn gut betrieben, für gut und für Lübeck sehr wichtig, wird Kanal und Seeschiffahrt sehr befruchten. Derartige Anlagen liegen meist besser in Lübeck, als in Hamburg. Ich würde die Anlage, die in meinem ganzen Geschäftskreis liegt, selbst und allein aufziehen, aber es geht nicht.“

Die Art und Weise, wie im Jahre 1905 eine große Anzahl kleiner Leute und Kapitalisten sich bei der Gründung dieses gemeinnützigen Unternehmens beteiligte, hatte ohne Frage etwas ungemein Sympathisches. Manche Überraschungen und Vorgänge im weiteren Verlauf der Entwicklung dieser großartigen Anlage veranlaßten aber Possehl „schweren Herzens, aber kurzer-

hand“, sich zu einer beträchtlichen Kapitalerhöhung zu entschließen, zumal, wie er mir schrieb, es unmöglich sei, „in Lübeck mit dem Klingelbeutel herumzulaufen“. Und Ende September 1906 teilte mir Possehl mit: „Das Lübecker Hochofenwerk ist nunmehr gesichert. Es wird wahrscheinlich mit den Berliner Bankiers und deren Hinterleuten, den rheinischen Industriellen, große Kämpfe geben. Durch den Treubund und die weiteren Konsequenzen ist das Werk aber direkt den Lübeckischen Interessen nicht zu entziehen, wenigstens nicht für die nächsten fünf Jahre. Inzwischen wird das Werk sich so entwickelt haben, daß es nicht mehr überzurrennen ist, auch nicht durch Konkurrenz.“

Possehls Prophezeiungen sind in Erfüllung gegangen. Das Lübecker Hochofenwerk hat nicht nur die üblichen Kinderkrankheiten glücklich überstanden, sondern steht jetzt — schon seit einigen Jahren — als ein gut fundiertes glänzendes Unternehmen da. Das Werk mit allen dazugehörigen Einzelheiten an den Ufern der Untertrave gegenüber Schlutup macht einen mächtigen imposanten Eindruck.

Auch den Reederei-Verhältnissen in Lübeck schenkte Possehl sein lebhaftes Interesse, um so mehr, als er selbst für seine umfangreichen Erzvers Schiffungen aus Luleå und Narvik mehrere große Dampfer hatte bauen lassen. Als ich mich im Jahre 1907 in den Lübeckischen Blättern über das Reedereiwesen in Lübeck ausgelassen und u. a. mein Bedauern ausgesprochen hatte, daß die Vaterstadt m. E. wenig Vorteil von den etwa 30 Frachtdampfern habe, die zur Dampfschiffsreederei „Horn“ A.-G. gehörten, schrieb mir Possehl nachstehende beachtenswerten Worte: „Was die Zunahme unserer Kauffahrteiflotte betrifft, ist Lübeck darin in derselben Lage, wie die übrigen deutschen und auch sonstigen Ostseehäfen. Mangels eines Konsum- oder exportkräftigen Hinterlandes müssen sie sich auf Trampreederei legen, und so betrachte ich es allerdings als einen ganz großen Vorzug, daß diese Reederei sich hier seit einigen Jahren entsprechend

entwickelt hat. Mehr als der Platz konsumiert oder transitiert wird, kann natürlich nicht auf den Platz gefahren werden. Die Reederei ist aber gerade, wie in England mindestens drei Viertel der Kauffahrteiflotte aus Trampdampfern bestehen, auch in den Ostseehäfen nur durch Trampreederei großzubringen. Diese hat für den Platz selbst durch die mannigfaltigsten Umstände einen großen Vorteil, wie sie auch national-wirtschaftlich von hoher Bedeutung ist. Von Lübeck aus sind die baltischen Plätze sämtlich mit Linienreedereien versorgt, weiter ist da nichts zu wollen, da die Ostsee ein Binnenmeer geworden ist. Sobald aber die große Seekanalverbindung zwischen Riga und Nikolajew hergestellt ist, wird sich das Blatt wieder drehen, und die Ostsee wird wieder ein großes Durchgangsmeer, was sie heute nicht ist. Nach der Nordsee Linienreedereien zu entwickeln, ist eine schwierige Sache, an die sich bisher niemand recht herangewagt hat (wäre übrigens ein geeigneter Appendix für Horn, hier).“

Wie schon wiederholt bemerkt, richtete Possehl sein besonderes Augenmerk auf alle Verkehrsstraßen, deren Bau und Weiterentwicklung Lübeck von Nutzen sein könnten. Von seinem tatkräftigen, zielbewußten Eintreten für den Elbe-Trave-Kanal in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war schon die Rede. Mit bewundernswertem, fast jugendlichem Eifer stürzte sich Possehl geradezu auf das Projekt der sogenannten Fehmarnlinie, ohne sich vielleicht die großen Schwierigkeiten recht klargemacht zu haben, die mit dem Bau einer internationalen Bahnlinie verknüpft sind. „für Lübeck hat die neue Fehmarnlinie eine ganz große Bedeutung,“ sagte er mir. „Wir kommen endlich in den Weltverkehr hinein; Lübeck wird der Ein- und Ausgangspunkt ganz Europas für die vier nordischen Länder sein.“ Im Januar 1911 äußerte er sich hierzu wie folgt: „Ich habe zur Fehmarnlinie selbst die Anrege durch einige Artikel im Hamburger Correspondenten vor ca. 2 Jahren

gegeben. Diese Artikel sind auch von den Lübeckischen Anzeigen gebracht. Du wirst sie voraussichtlich gelesen haben. Dadurch sind die Hamburger Kreise aufgerüttelt worden, und das Internationale Fehmarnkomitee hat sich kürzlich konstituiert. Das generelle Projekt wird zum Sommer fertig sein können. Wir werden dann weiter sehen und das Äußerste tun. Diese große Durchgangsrouten nach allen Richtungen hin ist die einzige Möglichkeit, unser Lübeck aus der Ecke herauszubringen." —

„Natürlich werden Kiel und Flensburg uns allerlei Knüppel zwischen die Beine werfen, besonders beim preussischen Eisenbahnministerium. Ev. werden aber die Gelder zu beschaffen sein, um das Unternehmen als „Privatvollbahn“ zu bauen, und Preußen wird sich dem wohl nicht entziehen können, wenn die beiden Städte Lübeck und Hamburg sich dafür beim Bundesrat ins Zeug legen und auch Dänemark die entsprechende Unterstützung gibt. Das alles ist in Aussicht genommen. Jedenfalls werden wir alles, was irgendsmöglich ist, tun. Du kannst überzeugt sein, ich lasse nicht locker, die Sache interessiert mich sehr, es ist wirklich eine Frage großen Stils, die unserer Stadt ganz außerordentliche Dienste leisten kann. Werden erfahrungsgemäß auch viele unsere Stadt durchfahren, so bleibt doch allerlei hängen, denn im Sommer ist Lübeck mit Umgebung eine sehr schöne und sehenswerte alte Stadt.“

In der Sache selbst, d. h. in der Bewertung einer Schienenverbindung zwischen dem Westen Europas und Skandinavien in direktester Richtung über Hamburg und Lübeck — das sogenannte Kröhnkesche Projekt zu Anfang der sechziger Jahre im vorigen Jahrhundert hatte eine Umgehung Lübecks vorgesehen und wurde daher seinerzeit von hier aus mit Erfolg bekämpft — waren wir beide im großen und ganzen uns einig; weniger in der zu jähren Art und Weise, wie Possehl den Bau glaubte durchdrücken zu können. Da er selbst schon im Oktober 1909 in einer Versammlung des Industrievereins

zu Lübeck sich dahin geäußert hatte: „Der Bahnbau Lübeck—Neustadt sei zurzeit das wichtigste wirtschaftliche Erfordernis für unsere Stadt, gerade das östliche Holstein mit Fehmarn sei unser natürlichstes Hinterland“, glaubte ich ihm dringend empfehlen zu sollen, von einer Verquickung beider Bahnen abzustehen, um so mehr, als er mir selbst zugeben mußte, „daß der preußische Eisenbahnminister v. Breitenbach ein entschiedener Gegner der neuen Fehmarnlinie sei.“ Außerdem hatte mir auch schon im Jahre 1911 unser damaliger hanseatischer Gesandte Dr. Klüggmann, mit dem ich mich wiederholt über beide Bahnen eingehend unterhalten hatte, brieflich mitgeteilt: „Es kommt zunächst darauf an, daß die Linie Lübeck—Neustadt gebaut wird, was immer auch einige Jahre in Anspruch nehmen wird. Von dem größeren Plan ist für diese Linie keine Unterstützung, sondern eher Behinderung zu erwarten.“ Gleichzeitig hatte sich mir gegenüber ein angesehenes Mitglied der Hamburger Kaufmannschaft zu der Fehmarnfrage dahin geäußert: „Die neue Verbindung nach Kopenhagen über Fehmarn wird sich kaum in den nächsten Jahren verwirklichen, sie muß sehr behutsam behandelt werden. Die preußische Staatsbahn wird kaum Interesse zeigen, direkt feindlich stellt sich Mecklenburg wegen der Schädigung der Linie Warnemünde—Gjedser, die Dänen haben kein Geld für die unerläßlichen recht kostspieligen Bauten (Brücken, Abkürzungen usw.), kurz, den Ausführungen stehen noch viele Hindernisse entgegen.“

Wiewohl ich Possehl von vorstehenden Mitteilungen in Kenntnis setzte und auch auf andere Tatsachen hinwies, die gegen die Inangriffnahme eines Baues der Fehmarnlinie sprachen und die ihm auch größtenteils nicht unbekannt waren, ließ Possehl nicht locker und setzte seine Werbetätigkeit mit einer unglaublichen Zähigkeit und Energie fort, ohne sein Ziel zu erreichen, im Gegenteil! In der zweiten Lesung des Eisenbahnanleihegesetzes im Mai 1914 wurde im preußischen Ab-

geordnetenhaufe, dem Wunsche des Eisenbahnministers entsprechend, der Übergang zur Tagesordnung über die Fehmarnbahn beschlossen. Das bedauerte ich seinerzeit im Interesse von Possehl um so mehr, als er mir noch kurz vorher geschrieben hatte: „Ich bin schon zufrieden, wenn diese ausgezeichnete Verbindung über Fehmarn so behandelt wird, daß sie nicht definitiv in den Abgrund fällt. Ich fühle mich zurzeit recht schlecht. In den letzten neun Monaten habe ich mit der Fehmarnfrage tagein, tagaus ganz außerordentlich zu tun gehabt, daß ich Dir die Arbeitslast gar nicht schildern kann.“ Der preußische Eisenbahnminister hatte, wie Possehl mir mitteilte, bei Gelegenheit einer Konferenz zugegeben, daß „die Fehmarnlinie die beste Verbindung zwischen dem Westen und dem Norden darstelle, die denkbar sei“. Der Minister scheint aber jedenfalls die Zeit für noch nicht gekommen erachtet zu haben, den Bau in die Wege zu leiten und wollte vor allem eine Verquickung mit der Bahn Schwartau—Neustadt unter keinen Umständen. Auch der Kaiser, den Possehl gelegentlich seines Besuches der Stadt Lübeck am 10. August 1913 für die „Vogelfluglinie“ lebhaft zu interessieren verstand, hatte nicht vermocht, seinen Eisenbahnminister unzustimmen, im Gegenteil.

Die zukünftige politische Gestaltung der Dinge aber wird die Herstellung freundlicher Beziehungen zu denen, die uns die Nächsten sind, zu unseren nordischen Nachbarn gebieterisch fordern, da wir vor allem bemüht sein müssen, aus der Isolierung herauszukommen. Schon aus diesem Grunde wäre der Bau der Fehmarnlinie, die ohne Frage ein neues starkes Bindeglied zwischen deutschen und dänischen Interessen bilden kann, sehr erwünscht. Die Hoffnung aber, daß diese internationale Route in absehbarer Zeit in einer oder der anderen Weise zu glücklichem Abschluß gebracht werden könnte, ist leider zuschanden geworden. Denn nach den neuesten Mitteilungen aus dem Reichsverkehrsministerium muß dieses Projekt, vor allem wegen der enormen

Kosten, die es verursachen würde, für die nächsten Jahrzehnte zurückgestellt werden.

Als Possehl am 23. September 1914 nach Berlin kam (er hatte mir geschrieben: „Ich möchte angesichts unserer gegenwärtigen schweren vaterländischen Lage gern mit Dir zusammen sein“), hatten wir eine mehrstündige Unterredung miteinander; es wollte uns aber nicht gelingen, dabei zuversichtlich und frohen Sinnes in die Zukunft zu blicken. Wir gedachten vorwiegend der großen Zeit vor 44 Jahren, nicht ahnend, daß dieses Zusammensein unsere letzte Begegnung sein sollte.

Am 3. Oktober schrieb Possehl mir einen längeren Brief; seine darin enthaltenen Ausführungen zu dem damals viel besprochenen Thema „die deutsche Industrie und der Krieg“ sind so beachtenswert, daß ich sie ungekürzt hier wiedergeben möchte; auch die überaus klaren und sachgemäßen ausschließlich militärischen Bemerkungen in seinem Briefe verdienen Beachtung und Erwähnung. Possehl äußerte sich wie folgt: „Den Engländern können wir nur beikommen, wenn es uns gelingt, Dünkirchen, Calais und Boulogne zu nehmen und von dort aus zu versuchen, den ganzen Kanal mit Unterseebooten und Torpedobooten zu beherrschen und England seine Lebensmittelzufuhr zur See wenigstens teilweise abzuschneiden. England ist für 11 Monate auf seewärtigen Import angewiesen und hat nur für einen Monat Lebensmittel im Lande. Die Vorräte Englands sind im allgemeinen nicht groß, höchstens für 3 Monate reichend. Eine Abschneidung der Lebensmittelzufuhr würde also von ausschlaggebender Bedeutung sein können. Voraussetzung hierfür ist, daß wir die erforderlichen Kriegsfahrzeuge zur Verfügung haben. Die allererste Bedingung ist, daß wir im Anschluß an Belgien die nordfranzösische Küste in unseren Besitz nehmen, sonst werden wir nie frei werden von den Engländern. Mit dieser Position können wir uns unsere Freiheit in die Ozeane bewahren. Davon ist unsere Handelsstellung abhängig, denn

ohne daß Deutschland Welthandel treibt, kann es nicht weiter bestehen. Neun Zehntel des deutschen seewärtigen Handels gehen bei Dover vorbei. Dadurch ist unsere Lage und unsere Entwicklung gegeben.“

„Jetzt haben die Engländer durch Nichtbeachtung der Londoner Deklaration von 1909, die für 12 Jahre fest abgeschlossen war, u. a. folgende Rohstoffe als Kriegskonterbande erklärt: Erze aller Art, Baumwolle, Kupfer und Jute. Außerdem haben sie gestern den Zuckerhandel verboten. Dadurch wird unserer Landwirtschaft, die auf den englischen Zuckermarkt und denjenigen mancher Kolonien angewiesen ist, ein schwerer Streich versetzt. Wie ich kürzlich in Berlin hörte, hat die deutsche Landwirtschaft dies Vorgehen Englands schon befürchtet. Nun ist es Tatsache geworden. Die Erklärung der vorgenannten vier Rohstoffe als Kriegskonterbande bedeutet, daß unsere Eisenindustrie, Textilindustrie, elektrotechnische Industrie und Juteindustrie (30 große Fabriken verarbeiten Rohjute, von denen jede durchschnittlich 2000 Arbeiter beschäftigt) mit ungeheuren Arbeiterscharen, vielleicht im ganzen 1—2 Millionen nach und nach zum Stillstand kommen müssen. Das ist der Handelskrieg, den ich immer befürchtet habe. Er wird sich in seiner ganzen Schwere und Wucht nun von Monat zu Monat in steigendem Maße geltend machen. Dadurch, daß die genannten Industrien zum Erliegen kommen, werden Millionen von Arbeitern nebst Frauen und Kindern brotlos werden; nur ein schneller Sieg in Ost und West kann uns helfen. Insbesondere müssen wir Frankreich so schnell wie möglich niederringen, um zur Beherrschung der nordfranzösischen Küste zu kommen. Dann wird mit den Engländern vielleicht ein besseres Plauderstündchen zu führen sein. Ich glaube aber nicht, daß dies angesichts des zähen englischen Charakters bald zu erwarten sein wird.“

Und die Söhne Albions kannte Possehl sehr genau. Schon im Mai 1894 schrieb er mir: „Meine Reise nach Marien-

bad muß ich verschieben; ich habe mit dem Chartern der Erzdampfer viel um die Ohren und muß vielleicht morgen nach Glasgow. Die Engländer beherrschen den Schiffsmarkt tatsächlich vollkommen, und alle anderen Nationen sind in diesem Punkt ihre Diener."

Als ich Ende 1918 aus dem Felde nach Berlin zurückgekehrt war, hatte ich den Wunsch, mit Posschl zusammen zu kommen, der mir schon seinen Besuch in Aussicht gestellt hatte. Er schrieb mir: „Ich habe es für gegeben angesehen, daß Du über mein damaliges Unglück unterrichtet würdest; Du bist ja nur einseitig unterrichtet und ganz und gar nicht über die Sachlage, von der ja niemand etwas kennt außer mir. Was in der Stadt oder sonst hier herum geredet wird, entspricht nicht den Tatsachen.“

Posschls Wunsch, mich über sein damaliges Unglück persönlich zu unterrichten, sollte leider unerfüllt bleiben, was auch ich schmerzlichst bedauert habe. Um so mehr fühle ich mich veranlaßt und betrachte es als eine Freundespflicht, in diesen Erinnerungsblättern auch festzustellen, daß am 8. Mai 1916 in der Lübecker Bürgerschaft von seiten des ständigen Senatskommissars unter Berufung auf die dem Senate mitgeteilten Gründe des freisprechenden Reichsgerichtsurteils die Erklärung abgegeben worden ist, „daß Senator Posschl in allen Punkten der Anklage für nicht schuldig befunden, und daß der Reichskasse auch die Erstattung der notwendigen Auslagen auferlegt worden ist“.

Nach dieser Erklärung äußerte sich der damalige Wortführer der Bürgerschaft u. a. dahin: „Dankbar begrüßt die Bürgerschaft die soeben vom ständigen Senatskommissar im Namen des Senates gesprochenen Worte. Die Bürgerschaft beglückwünscht Herrn Senator Posschl zu diesem für ihn, für Lübeck wie für den deutschen Handel so glücklichen und bedeutungsvollen Ausgang des Strafverfahrens.“

Zur politischen Lage äußerte sich Possehl in dem oben erwähnten Schreiben: „Ich habe ganz Dein Gefühl der ungeheuren Schande, der Schmach, die über unser Heer und Flotte und damit über das ganze Reich gekommen ist, daß man sich sagen muß, glücklich sind die, die draußen gebettet wurden, und die das ganze Elend nicht sehen.“

Wenige Tage später schrieb Possehl mir: „Ich habe das Bedürfnis, auszuspannen; ich muß Dir sagen, lieber Paul, ich habe es sehr notwendig, und meiner Frau geht es nicht anders. Natürlich ist die furchtbare Katastrophe in Deutschland auch Anlaß zu meinem körperlichen Mißzustand. Ich gebe Dir Nachricht, wohin ich reise. Politisch sind wir ja einig. Da gibt es überhaupt nichts. Es ist keine Frage, daß von der letzten Generation in Deutschland viel gesündigt worden ist. Darunter hat die Nation jetzt zu leiden und vielleicht noch viele Generationen. Ich bin in der Tat so betrübt, daß ich mich kaum fassen kann. Ich kann gegen diese Verhältnisse in Deutschland nicht an. Ich würde alles tun, was ein Deutscher tun kann, um Besserung zu schaffen, aber ich bin alt und nur ein Mensch, der kann wenig machen.“

Die letzten Zeilen, die ich von dem Freunde erhalten sollte, waren am 22. Januar 1919 geschrieben und beginnen mit den Worten: „Ich habe selbst den lebhaftesten Wunsch, mich mit Dir auszusprechen, aber ich kann nicht nach Berlin kommen, da ich krank bin. Ich beabsichtige, dieser Tage mit meiner Frau nach Thüringen zu fahren, und zwar nach dem von Dir empfohlenen Oberhof (Schloßhotel). Ich muß ohne Verzug reisen, denn ich bin vollständig aufgerieben — seelisch durch die Politik! Ich fühle mich förmlich gemartert. Die vaterländische Lage paßt mich furchtbar, so daß ich erst wieder gesunden muß, ehe ich irgendwelche Konferenzen haben kann. Ich werde Dir von Oberhof aus oder wo ich sonst hingehere weitere Nachrichten zukommen lassen.“

Statt dessen erhielt ich anfangs Februar aus Lübeck die überraschende und mich aufs höchste erschütternde Anzeige, daß Emil Possehl, mein bewährter alter Jugendfreund, am 4. Februar kampflos ins Jenseits hinübergeschlummert sei.

Wenn man bedenkt, wie häufig dieser deutsche Mann und echte Hanseat es ausgesprochen hat, daß der wuchtige Aufschwung, den auch die Firma E. Possehl & Co. im Laufe der Jahre genommen, in erster Linie den Segnungen des Reiches, des großen Ergebnisses des Jahres 1870/71 zu danken sei, so kann man verstehen, wie namenlos er von dem Moment gelitten haben muß, wo Deutschland sich mit zusammengebrochenen Nerven zur Niederlegung der Waffen entschloß. Wohl ihm, dem Freunde, dem es erspart geblieben ist, von dem Schmachfrieden Kenntnis zu nehmen und Zeuge zu sein von dem völligen Zusammenbruch, von einer Verflavung des deutschen Volkes.

Mitteilungen

des

Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde.

14. Heft.

September 1927.

Nr. 11.

Inhalt:

J. Hartwig: Lübeck und der Walfischfang in der Südsee.

Lübeck und der Walfischfang in der Südsee.

Von J. Hartwig.

Ende Februar 1843 machte in den „Neuen Lübeckischen Blättern“ eine „Anfrage und Bitte“ überschriebene Notiz¹⁾ auf den Fischfang in der Südsee aufmerksam. Die Nordamerikaner betrieben ihn mit 650 Schiffen, Bremen ziehe guten Nutzen aus ihm, flensburg rüste Schiffe für ihn aus, und Hamburg und Stettin machten Anstalten, sich ihm zuzuwenden. „Sollte nicht auch Lübeck an solcher Unternehmung teilnehmen können?“ Es würden hier verhältnismäßig billige Schiffe gebaut, und ihre Ausrüstung könne auch nicht teurer kommen als in flensburg und Bremen. Da solche Unternehmungen aber nicht von Einzelnen ausgehen könnten, sondern der Vereinigung Mehrerer bedürften, eigne sich die ganze Frage wohl zu einer öffentlichen Besprechung. Alle Mitbürger, die sich bereits eine Meinung hierüber gebildet hätten, seien deshalb gebeten, sie in diesen Blättern zu veröffentlichen. Wenn sich dabei ein nutzbringendes Geschäft herausstellen sollte, möge man einen Versuch mit ihm wagen. „Manche unserer Schiffe, die

¹⁾ Nr. 9 S. 71.

bisher auswärts gefahren, haben gute Rechnung gegeben; es möchte also wohl an der Zeit sein, diese Fahrten auf jede mögliche Weise zu begünstigen.“ Die Anregung fand aber keinerlei Widerhall; in der Öffentlichkeit ging jedenfalls niemand auf sie ein.

Im stillen scheint sie aber doch nicht ganz umsonst gewesen zu sein. Anfang Juli 1844 erschien nämlich in den „Neuen Lübeckischen Blättern“ unter der Rubrik „Südsee-Walfischfang“²⁾ eine öffentliche Einladung zur Errichtung einer Aktiengesellschaft zur Betreibung des Walfischfanges in der Südsee, die von 14 Personen, darunter 3 Akademikern, unterzeichnet war. Der Fang in der Südsee, so hieß es dort, befinde sich bekanntlich zum größeren Teil in den Händen der Amerikaner, die bereits fast 700 Schiffe für ihn ausgerüstet hätten und dies Geschäft mit dem günstigsten Erfolge betrieben. Ebenso bekannt sei, daß ein großer Teil von Europa, namentlich Deutschland, seinen sehr beträchtlichen Bedarf an Tran aus Amerika beziehe. Diesen Vorteil sich selber zuzuwenden, habe zuerst Bremen versucht und sei dabei so gut gefahren, daß von dort bereits 8 Schiffe zum Walfischfang in See gegangen seien und neue Expeditionen vorbereitet würden. Holland — in dem alsbald verschickten Prospekt hieß es: „die überaus vorsichtigen Holländer“ —, Kopenhagen und Flensburg wären diesem Beispiel gefolgt, Schweden habe daselbe vor, und auch von Hamburg und Stettin seien kürzlich die ersten Expeditionen nach der Südsee abgegangen. Es scheine deshalb an der Zeit, daß auch Lübeck diesem Geschäft seine Aufmerksamkeit und seine Kräfte zuwende, „zumal die anerkannte Tüchtigkeit seines Schiffbaus, die verhältnismäßig wohlfeil hier selbst zu beschaffende Verproviantierung der Schiffe nicht unbedeutende Vorteile“ gegenüber den vorgenannten Städten verspreche. In der Überzeugung, daß ein solches Unternehmen auch

²⁾ Nr. 29 S. 225.

hier Anklang finden werde, luden sie alle, ohne Unterschied des Standes und Gewerbes, die sich dafür interessierten, zu einer Versammlung am 16. Juli ein, „zur Beratung über diesen wichtigen Gegenstand, zur Mitteilung eines Entwurfs der Statuten, wie zur wirklichen Konstituierung der beabsichtigten Aktiengesellschaft“. 5 Tage später, am 9., erging die gleiche Einladung (jetzt mit 15 Unterschriften versehen) auch in den „Lübeckischen Anzeigen“³⁾.

Die Versammlung war gegen alle Erwartung zahlreich besucht, und es sprach sich in ihr die „allgemeine Stimme ganz entschieden für dies Unternehmen aus“⁴⁾. Man beschloß, weitere Kreise zur Aktienzeichnung aufzufordern und zu diesem Zweck die „sachkundigen und auf Erfahrungen gestützten Berechnungen“ und die „mit Umsicht ausgearbeiteten Statuten“ den „Lübeckischen Anzeigen“ beizulegen, um dadurch „einerseits die unheimliche Geheimtueri“ zu vermeiden, andererseits „Jedermanniglich“ in den Stand zu setzen, „sich von der Erspriesslichkeit des Unternehmens wie von dessen solider Begründung selbst zu überzeugen“. Weiter wählte man gleich die beiden im § 12 des Entwurfs der Statuten vorgesehenen Bevollmächtigten, nämlich den Kaufmann und portugiesischen Vizekonsul Georg Ludwig Forrer in der Königstraße und den Asssekurateur Wilhelm Jacob Köster in der Hügstraße, die alles Weitere veranlassen sollten. In den Berechnungen war das ganze Anlagekapital für Bau und Ausrüstung eines Schiffes usw. auf 175000 Ct $\frac{1}{2}$ veranschlagt, davon 95000 Ct $\frac{1}{2}$ für das Schiff, 28000 Ct $\frac{1}{2}$ für seine Ausrüstung, 25200 Ct $\frac{1}{2}$ für seine Verproviantierung und 12800 Ct $\frac{1}{2}$ für seine Versicherung. Man ging davon aus, daß es längstens 2 $\frac{1}{2}$ Jahre unterwegs sein und mit voller Ladung zurückkehren werde. Ihr Erlös wurde auf 279000 Ct $\frac{1}{2}$ und der Reingewinn auf 83300 Ct $\frac{1}{2}$, d. h. ca. 48 % für 2 $\frac{1}{2}$ Jahre

³⁾ 1844 Nr. 55 u. 56 unter „Südsee-Walfischfang“.

⁴⁾ Neue Lüb. Blätter 1844 Nr. 32 S. 245.

oder 19 % für ein Jahr veranschlagt. Die Führung des Schiffes wollte man einem sachkundigen Amerikaner übertragen und ebenso die Harpunierer und Bootsführer zunächst alle aus New-Bedford, dem wichtigsten Platz für den amerikanischen Walfischfang — 1843 ward er von dort mit 214 Schiffen betrieben — kommen lassen. Man erwartete jedoch, daß sich mit der Zeit auch Lübecker für diese Tätigkeit heranbilden würden. Eine bestimmte Heuer sollte nicht vereinbart, vielmehr der Mannschaft $\frac{1}{3}$ des ganzen Fanges zugesichert werden; die Erfahrung habe gelehrt, daß diese Art Entlohnung im beiderseitigen Interesse sei, den Eifer der Besatzung vermehre und ihr nicht selten das Doppelte, ja Vierfache der gewöhnlichen Heuer zuwende. Der Statutenentwurf sah nicht weniger als 36 Paragraphen vor. Die Gesellschaft sollte den Namen „Germania“ tragen und zunächst 15 Jahre dauern. Das Stammkapital wurde vorläufig auf 525000 Ct \mathcal{R} beschränkt, und es war die Absicht, es durch 1050 Aktien zu je 500 Ct \mathcal{R} zusammenzubringen. Die Gesellschaft sollte aber schon in Wirkksamkeit treten, wenn 350 Aktien gezeichnet wären, da 175000 Ct \mathcal{R} zur Ausrüstung der ersten Expedition hinreichten. Sobald 700 Aktien gezeichnet waren, wollte man die Ausrüstung eines zweiten Schiffes und bei 1050 Aktien die eines dritten beginnen. 12 Monate nach dem Tage der Konstituierung sollte die Aktienzeichnung geschlossen werden. Um den Minderbegüterten hier am Orte die Beteiligung zu ermöglichen, wurden auch Viertel-Aktien zum Betrage von 125 Ct \mathcal{R} ausgegeben. Der gezeichnete Betrag war in Quoten von 25 % innerhalb 4 Wochen nach Aufruf einzuzahlen. Die Aktien sollten auf den Inhaber lauten, also ein umsetzbares Papier werden. „Die Gesellschaft vergütet auf die Aktien keine Zinsen.“ für ihre Leitung war eine aus 5 Mitgliedern bestehende Direktion vorgesehen, der „2 Bevollmächtigte (welch letztere nächst dem Vorsitzenden votieren) beigeordnet sind“. Die Direktoren erhielten kein Entgelt, aber alljährlich ein Ehrengeschenk. Die Bevollmächtigten, denen es

oblag, die Beschlüsse der Direktion auszuführen und die sonstige Arbeit zu tun, mußten eine Kaution von je 5000 Ct $\%$ stellen. Sie erhielten für ihre Mühe 3 % von den Beträgen jeder Expedition und 2 % von dem Bruttoertrage der Retouren. Die Generalversammlung sollte jährlich im März oder April stattfinden. „Nach der jedesmaligen Rückkehr eines Schiffes wird die Rechnung aufgemacht.“

Die beiden Bevollmächtigten gingen sofort ans Werk. Sie forderten am 24. Juli in den „Lübeckischen Anzeigen“⁵⁾ zur Beteiligung an der „hieselbst zu errichtenden Walfischfang-Gesellschaft“ auf und teilten mit, daß sie einige Bögen zu Aktienzeichnungen in Umlauf setzen und auch in ihren Kontoren auslegen würden. Ihre Einladung blieb nicht ohne Erfolg: ein Verzeichnis vom 13. August weist 97 Aktien-Zeichner auf, 94 Einzelpersonen (darunter 13 Akademiker) und Firmen sowie 5 Korporationen. Aber nur 2 wohnten im Ausland (Hamburg und Stockholm). Diese Aufstellung wurde der auf den gleichen Tag einberufenen Generalversammlung vorgelegt; beide Bevollmächtigte hatten zu ihr am 3. August mit folgender Tagesordnung eingeladen⁶⁾:

1. Definitive Konstituierung der Gesellschaft,
2. Beratung und definitive Feststellung der Statuten,
3. Wahl der Direktion.

Aber man kam in keinem Punkte zum Ziel, mit anderen Worten, die beabsichtigte Gründung kam nicht zustande. Und zwar zweifellos, weil das gezeichnete Kapital nicht ausreichte. Wie kam das? Nun, soweit sich erkennen läßt, daher: die Rentabilität des Unternehmens schien vielen doch nicht ganz sicher zu sein, und auch über seinen Charakter gingen die Ansichten recht auseinander.

⁵⁾ Nr. 60.

⁶⁾ Ebendort Nr. 61—63.

Versprach das Unternehmen einen sicheren Gewinn? Die Anhänger des Projekts waren fest davon überzeugt. „Wenige Unternehmungen tragen . . . so sichere Elemente des Gedeihens in sich, als gerade die Südsee-Fischerei“¹⁾. Das sei die allgemeine Meinung der Handelswelt, das bewiesen die jetzt überall zu gleichem Zweck entstehenden Gesellschaften. Die steigende Konkurrenz brauche nicht zu schrecken; es seien genug Walfische da, und die Nachfrage nach Tran sei immer noch größer als das Angebot. Die Erfahrung zeige, daß die Schiffe vom Walfischfang in der Südsee anders als bei Grönlandfahrten immer „mit mehr oder minder voller Ladung zurückgekehrt“ sein. Die Gesellschaft sei aber nicht nur eine „gewinnversprechende Spekulation“, sie erhalte einen „erhöhten Wert als patriotisches Unternehmen“. Bau und Ausrüstung der Schiffe werde dem hiesigen Gewerbe „nicht unbedeutenden Verdienst“ und jedes mit voller Ladung zurückkehrende Schiff neues Leben in die Stadt bringen. Deshalb sei ja auch die Ausgabe von Viertel-Aktien an weniger bemittelte Gewerbetreibende am Orte vorgesehen, damit sie sich für ein Geringes beteiligen und „ihren Patriotismus“ auch so betätigen könnten. Die Gesellschaft solle ja nicht in die Hände weniger Kapitalisten kommen, sondern ein gemeinsames Unternehmen aller Stände werden. Auch die Beteiligung des „innern Deutschlands“ werde nicht ausbleiben, und deshalb scheine der Name „Germania“ „glücklich gewählt zu sein“. Nach Ansicht anderer war das ganze Unternehmen sogar „größtenteils gegründet auf die Hoffnung der Teilnahme des Auslandes und hiesiger, nicht dem Kaufmannsstand angehöriger Personen“. So der Optimismus der einen, der aber von vielen nicht geteilt würde, namentlich nicht von Auswärtigen, wie deren ganz geringe Teilnahme beweist. Dazu kam der Streit über den Charakter der Gesellschaft. Schon in der Versammlung

¹⁾ Neue Lübb. Blätter 1844 Nr. 32 S. 245.

am 16. Juni verlangte ein junger Kaufmann, man solle in den Statuten bestimmen, daß der gewonnene Tran stets in öffentlicher Auktion hier am Orte zu verkaufen sei. Man erwiderte ihm, dann wäre ja die Ausnutzung günstiger Konjunkturen an fremden Plätzen unmöglich. Er gab das zu, betonte aber, daß das Unternehmen „ein vorzugsweise gemeinnütziges sein solle“. Davon könne aber nur die Rede sein, wenn es einen Platzhandel mit Tran hieselbst begründe⁸⁾. Diese Ansicht stieß begreiflicherweise auf Widerspruch: der Walfischfang sei ein kaufmännisches Unternehmen und die Teilnahme an ihm müsse daher vorzugsweise aus einem kaufmännischen Gesichtspunkte beurteilt werden⁹⁾. Anscheinend haben nun die meisten Handlungshäuser diese letztere Ansicht geteilt, und so wurden von ihnen „durchweg nur unbedeutende, zu den Mitteln der resp. Zeichner und zu dem Umfange der sonst üblichen Beteiligung bei andern . . . Unternehmungen . . . in keinem Verhältnisse stehende Summen gezeichnet“. Sie waren also meist „nicht geneigt, die Sache als eine kaufmännische Spekulation zu behandeln“ . . ., wünschten aber doch, „daß das Unternehmen, welches dem hiesigen Plaze mannigfachen Nutzen verspricht, zustande“ komme.

Um es zu wiederholen, das erforderliche Kapital kam nicht zusammen und alles geriet ins Stocken. Die Anhänger des Projektes gaben aber den Kampf nicht auf. Ende September 1844 veröffentlichte einer von ihnen, der historische Kenntnisse besaß, in den „Neuen Lübeckischen Blättern“ „Vorschläge der Bürger wegen Stiftung und Anlegung der Grönlandsfahrer-Kompagnie“ vom Jahre 1680 und bemerkte dazu in einer Fußnote: „Dieses Aktenstück . . . bietet zu interessante und in die Augen springende Vergleichspunkte mit der Gegenwart, als daß es einer spezielleren Hinweisung auf dieselben bedürfte.“

⁸⁾ Ebendort S. 261 f.

⁹⁾ Ebendort Nr. 35 S. 276: „Kaufmann oder Patriot?“

Jene Vorschläge, im Jahre 1680 gemacht, blieben ohne Erfolg: sollten wir in den 164 Jahren gleich den Bourbons nichts gelernt, nichts vergessen haben?¹⁰⁾ Darauf gab ein ebenso geschichtskundiger Gegner des Unternehmens im Oktober einen Auszug aus einer Lübeckischen Chronik über „Lübeck's Handelszustände gegen Ende der 1680er Jahre“ wieder, dessen letzter Absatz wie folgt lautete: „Nach Grönland auf den Walfischfang hat ihnen die Fahrt niemals recht geraten wollen, daher sie selbige auch eingestellt“¹¹⁾.

Am 1. Oktober 1844 fand dann nochmals eine Generalversammlung der Aktienzeichner statt. Sie war wieder zahlreich besucht und einmütig der Ansicht, daß das Unternehmen „als ein ebenso patriotisches als Vorteil versprechendes anzusehn und eben deshalb auf alle und jede Weise zu fördern sei“. Um aber den erhobenen Bedenklichkeiten nachzuspüren und sie möglichst zu beseitigen, ward ein Ausschuß von 7 Personen beauftragt, vorläufige Beratungen zu halten und darüber zu berichten¹²⁾.

Wieder verging mehr als ein halbes Jahr und erst am 22. April 1845 fand eine neue Versammlung statt. In der Zwischenzeit gaben sich die Anhänger des Projekts alle Mühe, Stimmung zu machen. Sie veröffentlichten Zeitungsnotizen über gewinnbringende Fahrten von Walfischjägern¹³⁾, und Köster ließ am 3. März 1845 Mitteilungen über Südseefischereien, die 1843 in den „Neuen Hamburgischen Blättern“ erschienen waren, mit einem Vorwort nachdrucken und verteilen. Am 22. April 1845 berichtete dann der Ausschuß¹⁴⁾, er habe kein Mittel unversucht gelassen, sich durch gewissenhaft im Auslande,

¹⁰⁾ Nr. 40 S. 314.

¹¹⁾ Nr. 45 S. 351.

¹²⁾ Ebendort 1845 Nr. 9 S. 71 Nr. 47 und Lüb. Anzeigen 1845 Nr. 77 und 78.

¹³⁾ Lüb. Blätter 1845 Nr. 3 S. 23 Nr. 14.

¹⁴⁾ Ebendort Nr. 18 S. 151 f.

namentlich in Bremen, das bereits 12 Südseefahrer ausgesandt hatte, eingezogene Erkundigungen zu unterrichten. Das Resultat sei ein überaus günstiges. Trotz steigender Konkurrenz sei der Walfischfang in der Südsee noch immer ein höchst vorteilhaftes Geschäft. Die erste Expedition werde allerdings weniger gewinnbringend sein, um so mehr aber die folgenden.

Die Versammlung beschloß darauf erneut, das Projekt „in jeder Weise aufs kräftigste zu unterstützen“, und eine Stimme be- dauerte, daß „aus einer, wie uns scheinen will, allzu großen Vor- sicht ein ganzes Jahr ungenutzt verstrichen“ sei. Die Statuten wurden noch in einigen Punkten abgeändert und in vielen verkürzt, so daß nur 28 Paragraphen übrig blieben. Von einem bestimmten Stammkapital war nicht mehr die Rede. „Die Aktien werden mit vier Prozent per annum verzinst.“ Die Direktion sollte nur noch aus 4 Aktionären und einem Bevollmächtigten bestehen und dessen Vergütung (Anteil am Bruttoertrage der Retouren) jeweils durch Vertrag näher festgelegt werden. Neu war die Errichtung eines fünfköpfigen Ausschusses zur Überwachung des Interesses der Aktionäre. Diese Änderungen bedeuten zweifel- los in mehrfacher Hinsicht ein Entgegenkommen an die kauf- männische Auffassung des Unternehmens; man suchte es schmack- hafter zu machen.

Die Statuten wurden dann endgültig angenommen und gedruckt. Aber zur Gründung der Gesellschaft kam es auch jetzt nicht; die Wohlhabenden hielten sich nach wie vor zurück. Nicht einmal das zur Ausrüstung des ersten Schiffes erforderliche Kapital 175000 Ct $\frac{1}{2}$ kam zusammen. Obwohl einer der Befürworter des Unternehmens, der unter der Zahl 81 schrieb, immer wieder Notizen brachte, nach denen anderswo der Südsee- Walfischfang florierte¹⁵⁾. Aus „Mangel an Teilnahme“ mußte

¹⁵⁾ Neue Lüb. Blätter 1845 Nr. 20 S. 176 Nr. 97, Nr. 24 S. 208 Nr. 113.

schließlich das „so mannigfache Vorteile verheißende Unternehmen“ aufgegeben werden¹⁶⁾.

Seine Anhänger waren darüber sehr ungehalten, sprachen von „Nutlosigkeit“ und tadelten, daß es in Lübeck an „wahrem Unternehmungsgeist“ fehle. Ja, Nr. 81 rief aus: „Sollen wir denn nie aufhören dürfen, uns selbst als unsere größten Widersacher anzuklagen?“ Ob und inwieweit diese Vorwürfe berechtigt waren, läßt sich heute nicht mehr entscheiden. Sicher ist, daß der Walfischfang in der Südsee damals vielfach großen Gewinn abwarf. Aber es steht auch fest, und gerade eine von Köster veröffentlichte Tabelle zeigt es, daß das Geschäft ein sehr riskantes war. Sind doch z. B. von 3319 englischen Schiffen, die in den Jahren 1800—1839 in die Südsee ausliefen, nur 1136, d. h. 35 %, zurückgekehrt.

¹⁶⁾ Ebendort 1847 Nr. 30 S. 242 Nr. 140.

Mitteilungen

des

Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde.

14. Heft.

Dezember 1928.

Nr. 12.

Inhalt:

Carl Friedrich Christian von Großheim: Meine Lebensbeschreibung.

Carl Friedrich Christian von Großheim

Meine Lebensbeschreibung.

Eine Lebensbeschreibung über sich selbst hat immer etwas Eigenes, indem nicht jeder von sich selbst alle Begebnisse seines Lebens, wie sie treu und wahr sind, jedem offenkundig darlegen mag; denn auch das reinste Leben ist nicht ohne Flecken. Diese mag man auch nach dem Tode nicht bekanntwissen. Oft müssen sie auch nicht und führen zu falschen vielseitigen Urteilen und verbreiten ein dunkles Licht über das Leben; aus diesem Grunde schreiben sehr wenige Menschen etwas über sich selbst für die Nachwelt. Also auch nur allgemeine Notizen für meine Familie sollen hier Raum finden. Ich gestehe es zwar ein, daß es gut wäre, besonders die Jugend unseres Lebens getreu darzustellen, indem darin der Grund zu dem nachherigen Charakter des Menschen gelegt wird. Manchem Fehler in der Erziehung würde vorgebeugt werden können, wenn solche charakteristische Darstellungen häufiger geliefert würden. Trotz aller falschen Darstellungen werde ich mich bestrengen, Worte der Wahrheit darzulegen, soviel sie mein Gedächtnis mir aufbewahrt hat.

Aus der frühesten Zeit meiner Familie weiß ich wenig mehr darzustellen, als was ich durch mündliche Erzählungen meines seligen Vaters erfahren.

Unter der Regierung des Großen Kurfürsten von Preußen diente der Stifter unserer Linie in Potsdam als Obrist der Garde, der auch zwei Brüder hatte, die im Zivilstande lebten; wie er meinte im Halberstädtischen. Obrist Hans Casper von Großheim geriet mit einem General in ein Duell, und er hatte das Unglück, ihn zu töten. Sobald dies geschehen, entfernte er sich und schlug vorerst seinen Wohnsitz im Hannoverschen zu Lauterberg am Harz, Amt Scharzfeld, auf. Wahrscheinlich muß seine Sache keine günstige Wendung für ihn genommen haben, daß er sich gezwungen sah, Lauterberg für beständig zu seinem Wohnsitz zu erkiesen. Obige Begebenheit, meinte mein Vater, könne wohl Ursache gewesen sein, eine Namensänderung zu machen, wie sie vielfältig geschehen, und sein Elterngroßvater nicht Großheim, sondern eigentlich Griesheim geheißen. Dies scheint auch wahrscheinlich zu sein, denn allen Nachforschungen zufolge habe ich keine Familie dieses Namens früher entdecken können. In dem Kirchenbuche zu Lauterberg hat sich früher nichts entdecken lassen, als daß Hans Casper von Großheim am 2. September 1702 einen Sohn namens Gabriel hat taufen lassen. Es konnte der Name Griesheim sich leicht in Großheim verwandeln lassen, und Nachkömmlinge letzteren Namens finden sich noch häufig.

Meines Vaters Großvater entschloß sich, zu Lauterberg zu bleiben, und er konnte dies um so mehr, da er in seiner Jugend das Drechseln gelernt hatte. Er fing dies Gewerbe an und erwarb sich nach damaliger Art großen Reichtum damit. Nicht zufrieden, bloß für das Dorf zu arbeiten, drechselte er hölzerne Teller, Näpfe und Schüsseln in vielerlei Formen, mit denen er einen großen Handel nach den nahegelegenen Reichsstädten Nordhausen und Mühlhausen trieb. Durch den

Gewinn wurde er in den Stand gesetzt, viele Gebäude, Brauereien, Gärten, Äcker und Wiesen anzukaufen.

Nach seinem Tode erbte sein einziger Sohn Gabriel sein ganzes Vermögen, setzte aber das Drechslergeschäft nicht fort, sondern vereinigte mit seinem schon einträglichem Gewerbe die Hüttenfahrten, d. h. er übernahm es, die Erze und Eisensteine auf die Schmelz- und Hüttenwerke zu fahren, die in den verschiedenen Gruben zutage gefördert wurden, wozu er gewöhnlich 30 Pferde gebrauchte. Dieser, mein Großvater, vermählte sich mit einer Bürgerstochter, mit der er drei Söhne und eine Tochter zeugte. Der älteste Sohn Georg ging bald in hannöversische Kriegsdienste und brachte es bis zum Hauptmann in der Infanterie, machte auch die berühmte Belagerung auf Gibraltar mit und nachdem auch auf Majorca. Im Anfang des Siebenjährigen Krieges mußte auch der zweite Sohn Friedrich, mein Vater, zum Kriegsdienst schreiten. Er wählte Friedrichs Dragoner und brachte es bis zum Leutnant, da er dann mit Ausgang des Krieges wegen seiner vielen Wunden den Abschied mit Pension erhielt. Der dritte Sohn Johann blieb zu Haus bei dem Vater, dessen Wirtschaft er mit führte.

Schon vor dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges war die Mutter verstorben, und während die beiden ältesten Söhne im Kriege waren, heiratete der Vater eine Witwe wieder. Dies schändliche Weib ersetzte nicht die verlorene gute Mutter. Sie verbrachte das Vermögen meines Großvaters öffentlich und heimlich an ihre in ihrer ersten Ehe erzeugten Kinder, so daß, als die Söhne aus dem Kriege wieder zurückkehrten, sie fast alles vergeudet fanden. Kaum blieb nach dem Absterben dieses Weibes soviel übrig, daß der Großvater sich rechtlich ernähren konnte. Er brachte sein Leben auf 86 Jahre.

Mein seliger Vater mußte also weiterwandern und sehen, wie und wo er etwas verdiente, um von seiner kleinen Pension leben zu können. Das Schicklichste schien ihm die Tierarznei

kunde. Diese verschaffte er sich durch eigenes Studium, auf Erfahrung gegründet, dabei trieb er Handel mit Pferden und anderen Dingen. Im Jahre 1774 heiratete er ein armes Mädchen aus einer adeligen Familie aus dem Ansbachischen, von Gottfried, und kaufte sich ein kleines Gehöft zu Linden bei Hannover. Unverändert setzte er sein Geschäft fort. Mit seiner Frau, meiner Mutter, erzeugte er vier Söhne und drei Töchter, von denen noch jetzt alle bis auf zwei Töchter leben. Ich schrieb dies den 28. Dezember 1820.

Von den vier Söhnen Karl, Friedrich, Georg und Heinrich bin ich der älteste und wohne in Lübeck, Friedrich zu Dresden als Partikulier, Georg zu Lubar in Polnisch-Rußland und Heinrich als Rittmeister im Ohrenburgischen Garde-Manen-Regiment in russischen Diensten.

Es ist leicht zu erachten, daß bei so vielen Kindern die Lage meines Vaters nicht die beste war, kümmerlich mußten wir uns durchhelfen, und so konnte auf meine Erziehung nicht so viel verwandt werden. Ich ward zu Amt Ilten geboren, gerade als mein Vater und meine Mutter zu einem Besuche bei dem Leutnant von Hammerstein waren, aus dem Hause Lortzen im Osnabrückischen. Dieser war allein mein Taufzeuge, dessen Namen ich auch erhielt. Dieser gute Mann, Freund meines Vaters, starb einige Jahre darauf im Truppenlager am Fleckenfieber, der mich einst ganz zu sich zu nehmen versprochen hatte. Wie verändert würde dann meine Zukunft gewesen sein von der jetzigen.

Da ich der Älteste war, so mußte ich meinen Vater unterstützen, sobald ich konnte. Früh lernte ich mich schon unter Menschen fügen, mit Menschen umgehen. Schon in meinem zehnten Jahre mußte ich Pferde warten, reiten, Reisen von vielen Meilen machen, um gekaufte Pferde zu holen und verkaufte hinzubringen, Pferde vorreiten zum Verkauf usw. Hitze und Frost ward nicht geachtet, ich mußte

fort, denn mein Vater war ein strenger Mann, der, so gut er auch war, keine Weigerung, keine Gegenrede vertragen konnte, was er sagte, mußte geschehen. Daher ist mir sein ganzer Charakter eigen geworden, weil ich als der Älteste vorzüglich mit ihm zu tun hatte.

Da er es nicht verstand, sich zu demütigen, zu krümmen und zu bücken, so mußte er sich, ohne Hilfe von außen, selbst helfen, und das ward ihm sehr schwer. Auch diese Unbiegsamkeit seines Wesens, wenn es auf äußere Ehre ankommt gegen Vornehmere, Stolzere ist mir eigen, das, ich gestehe es, mir vielen Schaden verursacht, es würde mir leichter geworden sein, in meiner Laufbahn höherzusteigen.

Alle seine Leiden und Freuden teilte er mit mir, sobald ich ihn nur begreifen und verstehen konnte; ich war im eigentlichen Sinne sein Freund, mehr selbst oft als meine Mutter. Bei all diesem behauptete er stets seine Autorität, so daß ich es nie wagen durfte, zu widersprechen.

Unter solchen strengen Begriffen von Gehorsam und Pünktlichkeit ward ich erzogen. Als ich, kaum zwei Jahre alt, mit Kindern unseres Wohnortes Linden zur Schule mit einem großen Buche unterm Arm ohne Wissen meiner Eltern gegangen war, mußte ich nach dem Willen meines Vaters von der Zeit an immer zur Schule, und meine Leichtigkeit im Auffassen machte es, daß ich schon im vierten Jahre fertig lesen konnte. Vom vierten bis sechsten Jahre konnte ich den weiten Weg nach der Egidi-Neustadt zum Seminar machen, und dann kam ich in die Neustädter hohe Schule in Quarta. Durch mein schnelles Lernen erhielt ich bald den ersten Platz in dieser Klasse, dessen erster Lehrer, Herr Burghard, mir sehr gewogen war. In meinem siebten Jahre machte ich mit meinem Vater eine Reise nach Lauterberg auf dem Harze. Hier hoffte er noch manches von dem Vermögen meines Großvaters zu retten, aber es war alles vergeblich; meine

Stiefgroßmutter hatte rein Haus gemacht, war von meinem Großvater entfernt und nach Göttingen zu ihrer rechten Tochter gezogen. Mein jüngster Onkel ward in den Besitz des noch Übriggebliebenen gesetzt mit der Bedingung, meinen Großvater zu erhalten.

Bei dieser Gelegenheit besuchten wir den Brocken und andere schöne Gegenden des Harzes. Zurückgekommen nach Hannover, ward ich wegen langen Ausbleibens aus der Schule eine ganze Bank heruntergesetzt, durch meine Anstrengungen aber im Lernen hatte ich in sieben Wochen alle Knaben wieder herunter und meinen alten Platz wieder.

Ostern 1784 kam ich in Tertia, dessen Hauptlehrer Herr Bostelmann war. Besonders gut trug er den Religionsunterricht vor, und keine größere Freude hatte ich, als wenn er über Christus sprach, zu dem ich mich dann ganz hingezogen fühlte. Ungefähr ein Jahr blieb ich in dieser Klasse, worauf ich nach Sekunda versetzt ward. Hier war der Konrektor Frohböse der erste Lehrer, auch ein herrlicher Mann, der als Volkschriftsteller nicht unberühmt ist. Von dieser Zeit an konnte ich die Schule nie regelmäßig besuchen, indem mich mein Vater sehr oft in Geschäften, wie sie oben schon angeführt, brauchen mußte. Die vielen Reisen zu Fuß und zu Pferde verschafften mir dennoch mannigfaltige Kenntnisse, besonders durch den Umgang mit den ersten gebildeten Familien Hannovers und Celles, wohin ich sehr oft kam. An letzterem Orte hatte ich einen Onkel wohnen, der Hauptmann im Infanterie-Regiment war, auch war ich in der Familie des Barons Schenk von Winterstädt sehr wohl gelitten. Durch den Sohn der Frau Generalin Schenk von Winterstädt, der als Leutnant in der Gardedukorps diente, bekam ich Lust zur Jagd und Forstwesen, daher ich denn auch mit Fleiß die Mathematik studierte. Von meinem 13. Jahre bis zum 15. hielt ich mich mit meinem Onkel an Harz auf, um die Forstwissenschaft praktisch

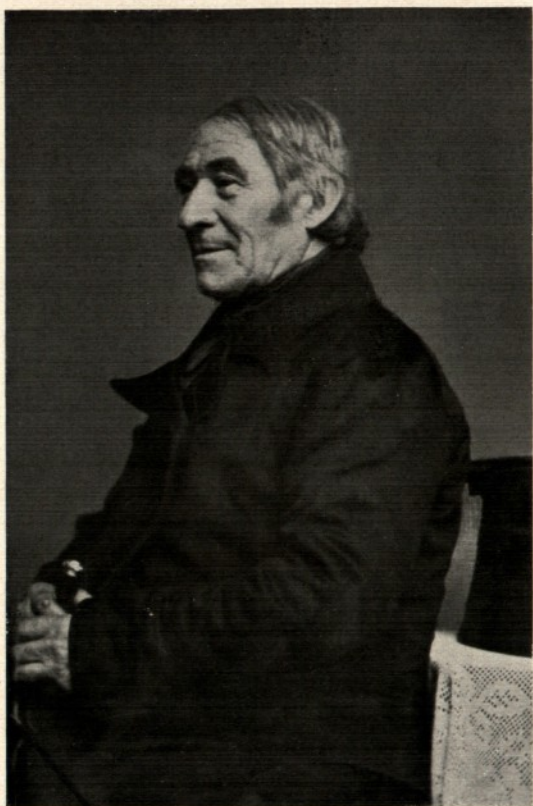
zu erlernen. Dies kostete meinem Vater nichts, und da mein zweiter Bruder Friedrich meine Stelle zu Hause ersetzen konnte, so störte das in den Geschäften meines Vaters nichts. Alle diese früheren Abhärtungen haben meinem Körper sehr wohl getan, so daß ich selten von Krankheit etwas wußte. Da ich noch viel Zeit hatte, beim Forstwesen angestellt zu werden, so ging ich einige Zeit nach Göttingen, um Botanik usw. zu studieren. Hier wohnte ich bei meiner Stiefante Münter, kehrte aber nach einem Jahre zu meinem Vater zurück, da meine Kenntnisse für diese Fächer noch nicht begründet genug waren. Diese zu vermehren, besuchte ich die Altstädter hohe Schule in Hannover und die Militärschule für die Artillerie, letzteres nach dem Willen meines Vaters.

Während dieser Zeit fing die Revolution in Frankreich an. Im Sommer 1791 sprach der General von Treu im Vertrauen zu meinem Vater von der baldigen Aushebung junger Leute zum Dienste; und da ich sehr groß gewachsen war, so fürchtete er für mich, daß man mich mitpressen würde, denn man nahm die jungen Leute, wo man sie fand. Ich war nicht frei wie die Städter, da wir in der Vorstadt Linden wohnten. Nachdem mein Vater mir das gesagt, ging ich am folgenden Tage zum General, mich mit ihm zu besprechen, was dabei zu tun sei, indem ich keine Lust zum Militär hatte. Er war so gütig, mir meinen Paß als Sekretär bei der Artillerie zu geben, aber mit dem Bedenken, daß, wenn man streng verfahren würde, der Paß nicht schützte, da er bis jetzt noch keinen Befehl zu solcher Annahme habe. Höchst zufrieden indessen und dankend ging ich von ihm. Kaum waren sechs Wochen verflossen, als unser Haus in der Nacht von Landsoldaten mit dem Gerichtshalter an der Spitze, umringt ward, die Einlaß begehrten. Dies geschah. Ich mußte aus dem Bette, verlor aber die Geistesgegenwart nicht und sagte ihnen, daß sie zu spät kämen, indem ich schon engagiert wäre. Sie

wollten anfangs nichts davon wissen, respektierten aber zuletzt den Paß und gingen fort, sehr unzufrieden. Mir ahnte nichts Gutes, deshalb zog ich mich schnell an und verließ das Haus, obgleich mein Vater weiter keine Besorgnis hegte. Er hatte sich aber geirrt, denn nach zwei Stunden waren sie wieder gekommen, mich abzuholen, indem sich die Wahrheit der Anstellung finden würde. Ich war indessen fort, und da mein Vater nicht wußte, wohin ich war, so konnte er mich auch nicht schaffen. Den ganzen Teil der Nacht irrte ich im Felde umher, bis am Morgen das Eimmer Brückentor geöffnet ward, worauf ich nach dem Steintor zur Artilleriewache flüchtete.

Sobald ich wußte, daß der General aufgestanden war, begab ich mich zu ihm, ihm meine Not klagend. Es ist gut, daß du so davongekommen bist, sagte er und fragte mich zugleich: Wozu ich mich nun entschlossen hätte, da ich doch keinen Ausweg mehr sähe, dem Dienste zu entkommen? Unverhohlen erklärte ich ihm, daß ich am liebsten unter den leichten Dragonern dienen möchte, da ich sehr gut ritt, indem ich sowohl das Kavalleriereiten in der Gardeduforps-Kaserne, als im Marstall das Chevalierreiten gelernt hatte.

Der General fand das selbst gut und wollte noch am selben Morgen mit dem Feldmarschall Freitag meinewegen sprechen, als er nach einigem Besinnen mir zu Gewissen führte: daß mein Vater wohl schwerlich solche kostbare Ausrüstungen erschwingen könnte, als zur Mobilmachung eines Offiziers bei der Kavallerie für jetzt und die Zukunft nötig sei. Dies schmerzlich erwägend, entschloß ich mich, zur Artillerie zu gehen und bat um seine gütige Protektion. Dieser Entschluß war ihm lieb, und sogleich schrieb er mir ein Billett an den Oberzeugwärter, mit dem ich zum Montierungsboden gehen mußte, um mich da als Feuerwerker einkleiden zu lassen. Als dies geschehn, ging ich mit ihm zum Auditeur, um zur Fahne des Königs zu schwören. Nachdem ich meinen Dank



Carl Friedrich Christian v. Großheim

dem General in meiner Unteroffiziersuniform abgestattet hatte, begab ich mich als völliger Soldat zu Hause. Meine Mutter weinte bei meinem Anblick und mein Vater freute sich.

Täglich mußte ich nun exerzieren und den dritten Tag drei Monate hindurch als Gemeiner die Wache tun und den ganzen Dienst kennen lernen. Im Frühjahr 1792 den 1. April zog die Armee ins Feld nach den Niederlanden. Da ich etwas französisch sprach, so mußte ich bei Mons in Flandern die Quartiere fürs Regiment besorgen, dann ward ich zur Division schwerer Artillerie des Hauptmanns von Beusner versetzt. Ich wohnte darauf der Schlacht von Jamas bei Valenciennes und dessen förmlicher Belagerung und Eroberung bei, ward während der Zeit Oberfeuerwerker und nach dem Abmarsch von Valenciennes bei Urschie Fähnrich. Dann wohnte ich den Schlachten bei Maubeuge, Fleury und anderen Scharmüßeln bei und ward im Frühjahr 1794 Leutnant. Darauf ging der Marsch nach Düinkerken; nach der Retirade von da ereignete sich die fünftägige Schlacht bei Hoshotten, in der ich bei Rixbode einen Prellschuß vor das rechte Bein erhielt. Vor Npern erhielt ich das Patent als Premierleutnant. Wir bezogen darauf die Winterquartiere, lieferten im folgenden Sommer die Schlacht bei Turnai, nachdem wir von Lille zurückgedrängt waren; machte im Herbst unter dem General von Wagenheim den berühmten Ausfall aus Menin mit, worauf wir uns nach Holland zurückzogen. Der strenge Winter 1795 öffnete den Franzosen ganz Holland, so daß wir nach der Schlacht vor Nimwegen an der Waal uns allmählich in die Grenzen unseres Vaterlandes zurückzogen. Obgleich bald nachher Friede mit der Republik Frankreich geschlossen ward, so zogen dennoch Preußen, Hannover und Hessen einen Kordon zum Schutze ihrer Länder, der erst viel später aufgelöst ward. Die Division, bei der ich stand, lag in Diepholtz.

Von hier aus erhielt ich den Befehl, in Angelegenheiten des
 Regiments nach Hannover zu reisen. Auf dem Wege dahin entschloß ich mich fest, dem
 Militär zu entsagen und Lehrer der Jugend zu werden. In-
 brünstiger glaube ich, habe ich nie zu Gott gebetet, als gerade
 in dem Augenblick, als ich diesen Entschluß faßte, daß er ihn
 möge mir gelingen lassen. Es ist das Gebet bis jetzt erfüllt,
 da ich dies schreibe, und etwas anderes hat mir nie gelingen
 wollen als gerade dies. Sowie ich nach Hannover kam, suchte
 ich meinen Voratz, ins Seminar aufgenommen zu werden,
 auszuführen. Durch den Herrn Abt Saalsfeld zu Lößcum ge-
 lang es mir, meinen Abschied zu erhalten und nach einiger
 Zeit ins Seminar aufgenommen zu werden. Dieser so wichtige
 Schritt ward mir gar nicht schwer; denn den Dienst liebte ich
 nicht und noch weniger, mich in einer Garnison umher-
 zutreiben; auch waren die Ausichten zu avancieren viel zu
 weit aussehend, da alle höheren Stellen mit jüngeren Offizieren
 besetzt waren; so konnte ich, glaubte ich, damals zu keinem
 bürgerlichen häuslichen Besitz gelangen. Sobald ich meinen Abschied erhalten, verkaufte ich alles,
 was mich an den Soldatenstand erinnern konnte, und ging
 Johannis 1796 aufs Seminar. Meinen vorigen Stand ver-
 gessend, fügte ich mich gern in die Unterwürfigkeit dieses neuen
 Standes, vermied alle Öffentlichkeit und blieb meinem Vor-
 satze treu. Im Sommer 1798 wurden mir verschiedene Stellen nach
 Osterode und Einbeck angetragen, die ich aber ausschlug, in-
 dem ich dann mit dem Militär würde zusammengekommen
 sein, auch vorzüglich deswegen, weil meine Neigung fürs Land-
 leben zu groß war. Den Aufenthalt auf dem Seminar
 zu beschreiben und seine damalige Einrichtung, würde
 mich zu weit führen und ist für diesen Zweck auch nicht
 notwendig.

Es mußte sich gerade um diese letztgenante Zeit treffen, daß der damalige Domsyndikus Oerberck mit der Madame Meder aus Lübeck eine Reise über Hannover machten. Unser allgemein verehrter Oerberck besuchte auch das Seminar, und da man schon von hier aus mit dem Konsistorium in Hannover um einen Lehrer für die Industrieschule für Töchter unterhandelt hatte, so ward ich dazu vorgeschlagen, hierher zu gehn. Meine Abneigung ward nicht angenommen, da die Einwendung wegen des Militärs hier nicht geltend gemacht werden konnte, denn hier kannte mich niemand. Da nun auch Oerberck und die Madame Meder mir freundlich zuredeten und das Konsistorium mir ein Reskript gab, das zu jeder Zeit, nach wieviel Jahren es auch sei, meine Rechte im Lande mir vorbehalten bleiben sollten, so willigte ich endlich ein, den Versuch in Lübeck zu machen, und so gelangte ich denn am 10. Oktober 1798 hier an. Es war, glaube ich, ein Sonnabend, an welchem ich hier eintraf. Der Prediger Stolterfoht nahm mich sehr freundlich auf sowie der Eizentiat, nachheriger Syndikus Güttschow und Oerberck. Dienstags darauf wurde ich von dem Herrn Senior Dr. Carstens examinirt, worauf ich am Donnerstag in die Industrieschule von den Herren Vorstehern eingeführt ward und meinen Unterricht anfing. Am Sonntage darauf geschah dasselbe in der Sonntagschule am Pferdemarkte im Frankeschen Hause [Nr. 2]. In der Industrieschule fand ich 16 Mädchen vor, die bald bis auf 26 vermehrt wurden. Sehr wenig war mir vorgearbeitet worden, indessen fand ich für den Unterricht empfängliche Kinder, ebenso in der Sonntagschule, und da die Herren Vorsteher mir die Freiheit im Unterrichte und über die Gegenstände des Unterrichtes selbst ließen, so brachte ich die Kinder bald dahin, daß man dem Unterrichte selbst gern beiwohnte. Nicht selten fand ich viele Freunde und Einwohner vor, wenn ich zur Stunde kam, die dem Unterrichte zuhörten. Vier Stunden hatte ich täglich zu

geben, wofür ich von der Anstalt jährlich 200 R erhielt und am Weihnacht 30 R Douceur. In der Sonntagschule gab ich jeden Sonntag Morgen Stunden und erhielt dafür jährlich 75 R . Die übrigen Stunden verwendete ich dem Privatunterrichte in den ersten Häusern, so daß ich bis abends neun Uhr besetzt war; denn es war Mangel an solchen Unterricht, den man noch nicht kannte. Für die Stunde erhielt ich damals sehr viel, 6 R , sonst gab man nur 4 R , wofür ihn Prediger und Kandidaten erteilen.

Nachdem ich den Winter durchgearbeitet und die Prüfungen der Mädchen der Industrieschule um die Zeit der Kirchen heranrückte, verlangte ich eine öffentliche Prüfung in der Burgkirche, da unser Lokal im Predigerhause in der Burg sehr klein war; die Herren Vorsteher meinten aber, daß so etwas zu ungewöhnlich hier sei und zu viel Aufsehn erregen würde. So unterblieb die Erfüllung meines Wunsches. Es ward also die erste Prüfung vor dem Kreise der Vorsteher und einiger Freunde gehalten. Da sie ganz nach Wunsch ausfiel, so versprach der Syndikus Overbeck mir sogleich auch vor den Kindern, daß im nächsten Jahre mein Wunsch, die Prüfung in der Burgkirche zu halten, erfüllt werden sollte. Eine frohe Gesellschaft auf dem Garten des Herrn Dr. Overbeck, wo die Kinder der Schule auch freundlich regaliert wurden, beschloß den Tag.

Von jetzt an fing ich an, mehrere Knaben in manchen Unterrichtsstunden zusammenzuziehen, um den Plan zu einem Institute mir vorzubilden, an dem es hier gänzlich mangelte, wo auch mehr Unterricht gegeben werden konnte, als ich es in einzelnen Privatstunden vermochte.

Da eine Haushaltung ohne Frau nicht bestehen kann, es auch gut ist, daß ein Lehrer verheiratet sei, so versprach ich mich Weihnacht 1799 mit der Jungfrau Catharina Elisabeth Kröger, die ich als Lehrerin in weiblichen Arbeiten in der Industrieschule hatte kennen lernen. Ihr sanftes,

fleißiges Gemüt machte sie mir wert, besonders, da ich etwas heftiger Natur war. Meine bisherige Wohnung in der kleinen Burgstraße verließ ich und zog in die Mengstraße zur Madame Meimann Ostern 1800.

Gleich nun legte ich das Knabeninstitut an, mit Bewilligung vieler Eltern, und gab das viele Privatstundengeben auf. 24 Knaben waren der erste Anfang. Bald häuften sie sich aber, und ich war genöthigt, nach einem größeren und eigenen Lokale mich umzusehn, das ich dann auch in der Mengstraße [Nr. 40] an der Ecke der Blocksquerstraße fand. Dies Haus bezog ich vier Wochen nach Michaelis, und schon am 6. November 1800 feierte ich den Hochzeitstag mit meiner Elisabeth bei dem Herrn Heyke in der Alfstraße. Der Herr Prediger Stolterfoht und der Vater meiner Braut führten sie zur Trauung, die der jetzige Pastor von der Hude verrichtete. Voll Freude wurde der Tag zurückgelegt, und die Gesellschaft folgte uns bald auf dem Fuße nach, um uns beim Auskleiden ein wenig zu quälen und die Nacht nicht gar zu lang zu machen.

Im vergangenen Sommer 1800 besuchte mich mein guter Vater, als ich eben den Handel mit einem Hause abgeschlossen hatte. Er freute sich meiner Zufriedenheit, gab mir seinen Segen, und ich sah ihn nicht wieder, denn er starb schon 1803 im 65. Jahre, kurz vorher, bevor die Franzosen das hannoversche Land besetzten.

d. 25. Jan. 1825.

Wie schon oben erwähnt, erhielt ich in diesem Sommer [1800] Ende Juli die Erlaubnis, in der Burgkirche eine öffentliche Prüfung mit den Mädchen der Industrieschule halten zu dürfen. Viele Menschen waren da versammelt innerhalb des Altars, doch durfte ich nicht eher anfangen, bis der Senator Rodde erscheinen würde. Dann fing ich an und erhielt den vollsten Beifall mit den Kindern. Der Kaufmann Niclas

Stolterfoht und mehrere versuchten es im Kopfrechnen mit den Kindern, konnten aber im Ausrechnen nicht so schnell fertig werden als sie. Diese Prüfung erregte eine solche Theilnahme für die Schule, daß in kurzer Zeit soviel Aktien unterzeichnet wurden, daß das Haus ober der Fischergrube dafür gewonnen werden konnte. Nachdem der Bau für die Schule vollendet ward die Schule auf der Burg dorthin verlegt und die Mädchenzahl bis auf 50 Schülerinnen vermehrt. Alle folgenden Prüfungen, die ich bis 1804 dort hielt, waren stets so besucht, daß ich in dem großen Zimmer der Schule kaum soviel Platz zum Stehen bei den Prüfungen hatte.

Da ich Ostern 1800 meine Knabenanstalt gründete, die sich stets vermehrte, da es hier durchaus an einer Schule fehlte, in der das geleistet wurde, was man jetzt verlangte, so wurde die damalige Schreibmeisterzunft so aufgebracht darüber, daß sie mich verklagten und verlangten: ich sollte in meiner Anstalt keinen Rechen- und Schreibunterricht geben lassen. Der Herr Prediger Stolterfoht benachrichtigte mich davon und bat mich, die Inebition [P P] anzunehmen, zugleich mich aber zum Herrn Syndikus Dreyer zu verfügen, der mir weitere Auskunft geben würde. Zu diesem herrlichen Mann ging ich sogleich, der mich sehr freundschaftlich aufnahm und mir versicherte, daß in einigen Tagen die Sache zu meinen Gunsten entschieden sein würde. Der Herr Lizentiat, jetzt Syndikus Gütschow würde eine Schrift darüber an den Senat ergehen lassen. Dies hatte dann auch den Erfolg, daß ein hochweiser Senat erklärte: es könne meine Anstalt neben der Hohen Schule wohl bestehen, und die Schreibmeister würden auf immer zur Ruhe verwiesen.

Im Sommer 1802 ward ich von vielen Arbeiten so ernstlich krank, daß der Herr Doktor Brehmer sowohl als ich fürchteten, daß ich mit einer Schwindsucht endigen würde, doch ward ich noch von ihm gerettet, mußte aber die Sonntagschule aufgeben. Da ich auch noch stets mehrere Töchter aus

angesehenen Häusern privat unterrichtete, so geriet ich auf den Gedanken: eine höhere Töchterchule zu errichten, und theilte den Plan dazu Herrn Wiljemars, meinem Freunde, mit. Er ergriff ihn lebhaft, überredete mich aber, daß außer ihm noch drei Vorsteher für die Schule ausgewählt werden möchten. Wir wurden eins, den Herrn Prediger Behn, Herrn Kurtzhals und Herrn Raspe dazu aufzufordern, die denn auch bereitwillig mit Theil nahmen. Herr Wiljemars räumte zuerst sein Hinterhaus dazu ein, und wenn ich mich nicht irre, eröffnete ich dieses Institut Johannis 1803 in Gegenwart der Vorsteher, des Herrn Rektors Behn und mehrerer anderer im ersten Vorzimmer des Wiljemarschen Hauses. Der Herr Rektor Behn bezeugte mir über alles seine Zufriedenheit. Als Lehrerin nebst meiner Frau ward mitangestellt die Frau Boldt, obgleich ich, als ich Näheres über sie hörte, in ihre Anstellung nicht willigen wollte. Auf ihre Bitten bei meiner Frau und die Gelobung der Vorsteher, sie in Zügel halten zu wollen, gab ich es endlich zu. Doch nur zu bald mußten meine Frau und ich den Schritt bereuen; denn es dauerte nicht lange, als sie durch allerhand Intrigen meiner Frau so vielen Verdruß machte, daß sie das Institut verließ. Nach kaum anderthalb Jahren verließ auch ich die Schule, indem sie mit einem jämmerlichen Menschen, Ehlers genannt, den man von Hannover verschrieben hatte, gemeinschaftliche Sache machte, mich stets zu kränken. Da die Vorsteher sie nicht bestrafen konnten, wie sie es meinem Berichte nach, den ich über sie den Herren Vorstehern vortrug, hätten tun müssen, so legte ich meine Stelle nieder und betrieb desto eifriger meine eigenen Geschäfte. Im Sommer 1804 verließ ich auch die Industrieschule, da ich sie nicht mehr abwarten konnte. Dem Herrn Wiljemars war es ergangen wie mir, aus Verdruß, seine rechtlichen Absichten verkannt zu sehen, legte dieser seine Stelle nieder, und nun hatte die Frau Bolt keinen Widersacher für ihren Wirkungskreis mehr.

Er hatte sogar seinen Flügel des Hauses nach der Fischstraße ganz für die ersten Bedürfnisse der Schule einrichten lassen.

Bei seinem Austritt behielt er auch seine drei Töchter aus der Schule, und da auch ich schon eine Tochter mit meiner Frau gezeugt, so leitete uns dies auf den Gedanken, einen neuen Lehrer aus Hannover zu verschreiben. Ich schrieb also nach Hannover, und so ward mir Herr Meyer vorgeschlagen, der denn auch in meine Pläne einging und hierher kam. Im August 1805 holte ich ihn von Lüneburg ab, wohin ich mit meiner Frau und dem ältesten Sohne fuhr. Es war dort auch ein französisches Lager errichtet. Gerade traf es sich, daß der Prinz von Ponte Corvo am selbigen Abend in Lüneburg eintraf. Die Stadt war erleuchtet, und am folgenden Tage verrichteten die Truppen des Lagers mehrere Manöver vor dem Prinzen, wo wir auch die Gemahlin desselben mit dem Prinzen, ihrem Sohn Oskar, sahen. Während seines Aufenthaltes zuerst wohnte er [Meyer] bei mir. Ich verschaffte ihm zum Anfange 24 Töchter, und er fing diese Schule ebenfalls in dem Wiljemarschen Hause an. Wie er mir vergolten, davon sollen diese Blätter schweigen. —

Noch immer wohnte ich in dem zuerst gekauften Hause in der Mengstraße. Allein die Ausbreitung der Schule und die Zunahme an Pensionärs erzeugten in mir den Wunsch nach einem geräumigeren Lokale. Gerade um diese Zeit standen alle Grundstücke in den höchsten Preisen, wegen der überaus glücklichen Handlung die durch die Sperrung der Elbe durch die Engländer hier entstand. Endlich fand ich nach vielem Suchen ein Haus in der Braunstraße [Nr. 8], der Witwe des verstorbenen Maklers Philipp Langen gehörig, das ich ihr um den Preis von 19950 R abkaufte im Februar 1806, mit der Courtage 20000 Mark. Im Oftertermin ward es mir geliefert, da ich dann von da an bis vier Wochen nach

Johannis noch 6000 Mark verbauete. 8000 Mark habe ich bar ohne die Baukosten ausbezahlt.

Wer konnte da schon voraussehen, was uns in demselben Jahre am 6ten November widerfahren würde? Wir waren in dem Hause gut eingerichtet, und durch das Hinzukommen von mehreren Pensionärs konnte ich das alles möglich machen. Grade am 6ten November sollte ich einen Posten von 6000 fl ausbezahlen. Der Tag war ein Donnerstag und der Donnerstag meiner Verheirathung vor sechs Jahren. Die Geschichte der unglücklichen Tage ist zu bekannt, als daß ich sie hier zu erzählen nötig hätte. Nur einiges, was uns häuslich betraf, stehe hier.

Schon um zwei Uhr des Tages ward mein Haus von Husaren erstürmt, die mir zuerst meine Uhr entrißen, eine goldene Repetieruhr mit solcher Kette und Petschaften, an Wert von beinahe 200 fl ; meine Frau aus Angst gab ihnen viele doppelte Louisdor; damit nicht zufrieden, raubten sie mir Chenillien, Pfeifen, Sporn und einen Geldbeutel mit 3400 fl , den zweiten Beutel hatte ich noch Zeit zu retten. Mit dieser Beute verließen sie das Haus, vorher aber noch mußte ich ihnen mehrere Flaschen Wein geben. Es waren Elssasser vom ehemaligen Schamborem (sic!) Husaren. Von der Zeit an war das Haus stets besetzt, und es nahm ein jeder, was er bekommen konnte. In der Zeit lag ein Franzose vor der Thür fast wie tot. Ich ließ ihn durch die Mädchen ins Haus bringen, die für seine Erquickung sorgten. Bis zum Abend waren meine Frau mit den Kindern aus dem Hause geflohen, um den abscheulichsten Mißhandlungen zu entgehen. Ich wußte nicht, wo sie geblieben waren; nur meine Schwester hielt bei mir stand; meine Angehörigen zu suchen wäre vergebliche Mühe gewesen; denn die ganze Straße hielt voller Wagen, Reiter und Infanterie, die sich an den Nachbarhäusern dasselbe erlaubten wie bei mir. Dazu kamen die ungeheuren Schwärme von Plünderern aus den Bivachten der Stadt, die, mit geraubten

Lichtern in den Händen, die Häuser durchsuchten. Alle wollten ihr Theil haben; denn Plünderung war erlaubt. Nichts hatte ich im Hause zu sagen, es gehörte den Raubrotten. So stand ich betäubt, schon spät acht Uhr abends bei einem Kerl vor der Haustüre, der sein Gewehr quer in dieselbe gesetzt, dem furchtbaren Beginnen zusehend, als dieser Kerl noch zehru Karolin von mir fordert. Ich sage ihm, daß er wohl selbst begreifen könnte, wie ich ihm sie nicht geben könnte, auch sie nicht zu geben imstande sei. Sowie ich das gesprochen, schlug er mich mit einer Hand vor die Brust und sagte: Du preußischer Spitzbube schaffe. Sowie er das tat, gab ich ihm wieder einen ins Gesicht, daß ihm das Blut aus der Nase und aus dem Maule stürzte. Auf sein Geschrei stürzten mehrere mit ihren Gewehren herbei, mich zu durchbohren. Einer von denen gab mir aber mit dem Kolben einen Stoß vor die Brust, daß ich rücklings zum Hause hinausstürzte. Ich glaubte, nun würden sie hinterherschießen, das aber nicht geschah, durfte aber nun nicht wieder ins Haus zurück. Was nun zu tun? Ich beschloß zuerst meine Frau mit den Kindern zu suchen und fand sie glücklicherweise gesund bei meinem Gegenübernachbar, dem Herrn Kurzhals. Die Madame Kurzhals riet mir, zum Herrn Bürgermeister Plessing zu gehen, der in der Nähe wohnte, um von ihm zu erfahren, was zu tun sei? Da angekommen durch den Troß, sagte mir die Frau Bürgermeisterin, daß ihr Mann noch im Rathause sei, und daß es ihr ebenso ergangen wie mir. Doch riet sie mir, zu Madame Kuhlmann zu gehn, da sey ein General Drouet logiert, vielleicht könne der helfen. Doch ich dachte: wie der Soldat, so der Offizier, und umgekehrt, und ging erst wieder zu Kurzhalsen.

Hier berichtete ich, was ich erfahren. Bei ihnen war alles wie durch ein Wunder ruhig. Mochte auch noch so stark geklopft und mit Ärten gehauen werden, die Türe hielt stand, und aufgemacht ward nicht.

Um zu sehn, wie es in meinem Hause, gingen wir auf den Saal, von dem man mein ganzes Haus übersehen konnte. Das war ein fürchterlicher Anblick. Im ganzen Hause gingen sie umher. Die Feuerbrände hatte man aus den Öfen gerissen und leuchtete damit zwischen den Möbeln umher.

Voller Schrecken, daß die Unholde das ganze Haus in Brand stecken würden, sagte sie, sie wolle selbst mit mir zum General Droue gehn; und wirklich hielt sie Wort. Ich faßte sie im Arm, und so drangen wir durch die Haufen durch und kamen in Kuhlmanns Hause an. Die Madame Kuhlmann war so gütig, uns gleich bei dem General zu melden, und wir wurden vorgelassen. Er kam uns aber so entgegen, wie ich es vermutet hatte. Er könne uns nicht helfen, der Soldat müsse für seine Anstrengungen auch etwas haben, wenn er tapfer sein solle. Ich sagte ihm aber geradezu, daß eine solche Maßregel nicht bei allen Armeen Gebrauch sei; z. B. wäre ich mit der hannöverschen Armee zur Revolutionszeit in Frankreich gewesen, und da hätte selbst im Feindeslande, wie doch Lübeck nicht von Frankreich sei, kein Soldat sich so betragen dürfen, schwere Ahndungen würden ihn getroffen haben. Da fragte er mich, ob ich ein Hannoveraner sei? Ich bejahte ihm und setzte hinzu, ich sei selbst Offizier bei der hannöverschen Artillerie damals gewesen. Die Damen bekräftigten ihm dies, und so sagte er: Bloß weil ich ein Hannoveraner sei, wolle er mir helfen; denn die Hannoveraner seien nicht allein tapfer, sondern verständen auch, selbst ihre Feinde gut zu behandeln, wie er das selbst in Hannover zwei Jahre erfahren habe.

Ungefäumt rief er nun seinen Adjudanten, der mit mir gehn sollte, mein Haus ganz zu säubern. Das geschah. Zuerst brachten wir die Madame Kurzhals zu Hause, und dann gings in mein Haus. Hier säuberte nun der Offizier das Haus, alles mußte fort, bis auf sieben Soldaten, die sich in eines der Vor-

zimmer einquartiert hatten. Sie hatten zu dem Ende sich viele Betten ins Zimmer geschleppt, um weich drauf zu ruhen. Als nun auch an diese die Reihe kam, das Haus zu räumen, baten sie, bleiben zu dürfen, sie wollten sich wie Soldaten betragen; auch hatten sie nichts genommen und verlangten auch weiter nichts als Quartier. Es wurden ihre Tornister untersucht, und man fand nichts. Darauf versprach ich, sie zu behalten, wenn sie Wort halten wollten. Den Offizier freute dieser Entschluß, und so ging ich wieder mit ihm zum General zurück, ihm meinen Dank abzustatten. Er nahm ihn freundlich an und versprach noch überdies, des Nachts patroullieren zu lassen, damit ich ganz sicher sein könnte. Als ich mich von ihm verabschiedete, sagte er: Sie werden doch nicht allein gehn wollen, man könnte Sie ja zum Botengehn aufgreifen; ich will Ihnen meinen Ordonnanzhusaren mitgeben, damit Sie sicher sind, der auch diese Nacht für Sie mit wachen soll. Dafür ihm wieder dankend, ging ich mit demselben fort zu Hause. Während der Offizier im Hause war und alles säuberte, kam auch der geschlagene Soldat und sagte demselben: ich habe ihn ermorden wollen. Der Offizier glaubte das und wollte schon fortgehn, dies dem General zu melden, als ein Chasseur, den ich noch während des Kampfes fast tot durch mein Gefinde hatte ins Haus bringen lassen, zwischen mich und den Offizier trat, und ihm bei seiner französischen Bürgerehre beteuerte, daß der Soldat nicht allein zuerst geschlagen und geschimpft, sondern auch schon den ganzen Nachmittag alles ins Haus genötigt, und mir besonders lästig mit Forderungen gewesen sei, die ich ihm öfterer befriedigt. Dann erzählte er ihm, was ich an ihm, dem Fremden, habe tun lassen, folglich sei ich kein Soldatenfeind. Als der Offizier dies ruhig angehört, fragte er den Soldaten: ob er etwas dawider zu sagen habe, und als er dies nicht konnte, stieß und schlug ihn der Offizier so lange, bis er mit Sack und Pack aus dem Hause war.

Als ich darauf also mit dem Husaren, der Adams hieß, ins Haus trat, kam uns der Chasseur entgegen und rief: Es ist ein ganzer Haufe von Dragonern ins Haus gebrochen, wahrscheinlich mit einem Bürger an der Spitze, der sie geleitet; denn sie hätten gleich die Kellertür erbrochen und wären so hinunter gegangen. Der Husar und ich stürzten ihnen nach, aber wir waren gegen so viele zu schwach; sie räumten zwar den Keller, aber alles war zerbrochen und fortgeschleppt; denn alle unsere besten Sachen hatten wir vor Feuersgefahr dahin gebracht, so daß alles Leinen und Silberzeug, alle Wäsche, alles, alles fort war. Selbst das Eingeschlachtete hatte man fortgeschleppt. Der Schrecken war groß sowie der Verlust, den ich wenigstens an diesem Tage auf 5000 R rechnen konnte. Dem ehrlichen Adams wollte ich meinen letzten Dukaten geben; er aber nahm ihn nicht, sagend: ich habe ihn größer nötig, als er, denn der traurige Zustand sei noch nicht vorüber. Darauf ging er fort.

Ich vermutete sogleich, daß jener bezeichnete Bürger kein anderer gewesen sein könne, als ein Kerl, Uhrmiedel glaube ich hieß er, den ich auf die Bitte eines nachher berüchtigt gewordenen Schiffskapitäns Meitmann diesen von der Harmonia vor dem Burgthore mit Frau und Kindern kurz vor der Schlacht dort abholte, weil sie in die größte Gefahr dort kommen konnten. Der Kerl, den ich vorher nicht kannte, nahm ein kleines Kästchen bloß mit, in welches er bloß Papiere und, wie ich sah, auch einige Teelöffel geworfen. Dieses Kästchen hat er doch ihm zu verwahren, und trug es in den Keller zu meinen besten Sachen, dies sah er alles. Späterhin verklagte er mich vor Gericht, ich solle ihm zwanzig Louisdor vergüten, die ihm aus dem Kästchen geraubt. Das Gericht kannte ihn, und da er nicht beweisen konnte, woher er die zwanzig Louisdor erhalten, und da ja das Meinige alles geraubt sei, er mir das Geld nicht gezeigt, vielmehr es hätte bei sich behalten können,

wenn er solches gehabt, so ward er mit seiner unstatthafter, der Wahrheit nicht gemäßen Klage ab- und zur Ruhe verwiesen.

Dieser selbe Kerl lich von mir nachher, klagend, daß er mit seiner Frau und Kindern umkommen müsse, 10 Rt., die ich heute noch wieder haben soll.

Während der Nacht vom 6. auf den 7. blieb es bei mir ruhig.

Die sieben Soldaten mußten früh fort, sowie auch der Chauffeur, die ich mit guter Manier los ward. Wenig ereignete sich am 7., als daß bloß einige Soldaten ins Haus drängen und eine Sauvegarde, die ich vom General Maison erhalten, nicht respektieren wollten. Ich kriegte sie beide beini Kragen, als während des Lärms der Marschall Soult und andere höhere Offiziere vorbeingingen und das hörten. Als sie den wahren Hergang der Sache erfuhren, wurden die Kerle in Arrest geschickt.

Am Abend dieses Tages erhielt ich zwei Grenadiere und einen Lieutenant ins Quartier. Letzterer genannt Hippolyt Daiffaur war ein wissenschaftlich gebildeter, junger, fröhlicher Mann, der auch mit dem Geringsten vorlieb nahm, was wir geben konnten. Noch des Abends begleiteten die Grenadiere unsere Köchin, um Fleisch und Brod und andere Lebensbedürfnisse einzuholen, denn ohne solche Begleitung durfte sich niemand hinauswagen, wenn er nicht bis aufs Hemd ausgezogen und abgeplündert sein wollte. Am folgenden Morgen kaufte ich von diesen Grenadiere die silberne Uhr, die ich noch trage, denn sie hatten deren eine ganze Menge.

Von jetzt an ward mir nun nichts mehr geraubt, aber die Einquartierungen und Abgaben nahmen kein Ende, die wir denn ja bis 1813 zum 5. Dezember in reichlichem Maße getragen.

Durch die traurigen Umstände und Wahrlosigkeit veranlaßt, mußte mein alter Schwiegervater in den Lazaretten

alles aufrecht zu erhalten. Gerne hätte ich die Stelle verkauft, der Burg die ekelhaftesten Arbeiten verrichten. Dies plagte er mir unter Tränen, und wünschte sich aufs Land, um da seine alte Tüchtigkeit als Landmann zu erproben. Ich versprach ihm dazu, so viel wie möglich behülflich zu sein. Von ungefähr spreche ich darüber mit einem gewissen Makler S., der gleich darauf meinen Schwiegervater mit einer Stelle in Krempelsdorf bekanntmachte. Letzterer glaubte die Stelle gut und wohl damit fertig zu werden, wenn ich ihn nur unterstützen wollte. So kam der Kauf bald zustande, und ich schaffte ihm alles an, was zu einer ganzen Wirtschaft gehörte. Da die Stelle in Konkurs verkauft war, so war auch nicht das Geringste darauf vorhanden, und ich mußte alles Vieh, alle Gerätschaften, Wagen und alles zum Hauswesen neu anschaffen. Die Gelder sollten größtenteils mehrere Jahre darin stehn bleiben. Kaum waren zwei Jahre verflossen, so hatte S. durch allerlei Ränke die Geldposten vertauscht, und mir wurden ein Posten nach dem andern gekündigt. Ich schaffte Rat mit 9000 R , und da das Land in der größten Unordnung war, beim Antritte nichts war ausgesäet gewesen, so hatte dies alles vieles Geld erfordert, und S. ließ mich mit allem in Stich, so viele Versprechungen er mir, dem Unkundigen in solchen Ränken, auch gemacht.

Mein Schwiegervater schuf alles mögliche, die Stelle zu heben, was ihm auch gelang. Aber die beständigen Anfordernungen von Geld, Einquartierungen, Fuhrlasten, wobei Pferde und Wagen blieben, schlechte betrügerische Knechte und Mägde, die Krankheit meiner Schwiegermutter und endlich die auch meines Schwiegervaters, die den Hof verließen, machten, daß es mit der Wirtschaft immer weiter zurückging. Ich selbst konnte keine genaue Aufsicht führen, da mein Geschäft in der Stadt dies nicht zuließ, und so ward ich von allen Seiten bestohlen und betrogen, so unendliche Mühe ich mir auch gab,

aber in diesen traurigen, armen, nahrlosen Zeiten wollte sie niemand, auch mit Verlust von meiner Seite, haben. So hielt ich es bis zum Frühjahr 1811, da wir französisch geworden waren. Nun konnte ich nicht weiter und war daher gezwungen, mich aufzugeben, da ich den Forderungen der weiteren Kündigungen kein Genüge mehr leisten konnte.

Diese Stelle hat so schrecklich auf mich eingewirkt, daß ich alles, was ich besaß, verlor, nur gottlob nicht den Kopf und das Vermögen, arbeiten zu können. Besonders noch veranlaßte dazu eine Gutsagung von 2000 R , wozu S. mich beschwerte, an einen Kaufmann, der das Haus in der Mengenstraße [Nr. 40] von mir durch S. gekauft. Da derselbe nachher nach Riga verreisen wollte, um, wie er mir sagte: Gelder einzukassieren, und S. mir dessen noch vorteilhaft gestelltes Hauptbuch vorzeigte, so wollte ich ihn dennoch nicht fahren lassen, bis S. auch meinen Freund v. Bartels beredete, mich zu bitten, das Wegreisen zu erlauben. Dieser glaubte in jenem auch einen ehrlichen Kerl, und so gab ich es zu. Da er dennoch ein Spitzbube war, und nichts von allem hielt, was er versprochen, so mußte ich, auch darüber ausgeklagt, an Elder nachher diese Summe nach und nach bezahlen.

Auch diese wie jene mit Krempelsdorf getane Unternehmung durch unzeitige Gutheit herbeigeführt, waren die Ursachen meines gänzlichen Verlustes meiner Habe und Güter.

Krempelsdorf hat mir wenigstens gekostet . . .	20 000 R
Das Haus in der Braunstraße mir gekostet 26000 R	
verkauft zu 8000 R	18 000 R
Auf das Haus in der Mengstraße verloren . .	9 000 R
	<hr/>
	47 000 R

	47 000 ₰
Auf zwei neue Häuser, die ich in der kleinen Gröpelgrube, wovon eines meinem Schwiegervater gehörte, alles Meinige beim Verkauf darauf verloren	6 000 ₰
Jene Gutsagung	2 000 ₰
Verlust bei der Plünderung	5 000 ₰
Die harten Einquartierungen in der Stadt und Krempelsdorf, neun Monate sechs Menschen und außer der Zeit von 1806—11 wenigstens täglich drei Menschen, gerechnet à 1 ₰ 8 ß pro Tag. Dazu die Grundsteuern mit 900 ₰, Quoten und andere Ausgaben gewiß nicht weniger als zu	5 000 ₰
	[55 000 ₰]

Dann die Verluste meiner ausstehenden Gelder, auf meine beweglichen Güter beim gerichtlichen Verkauf, wer kann nicht begreifen, daß ich viel, viel verloren vor so vielen andern meiner Mitbürger. Dazu nun die immer [schlimmer] werdende, vermehrte schlechte Zeit, die auch auf meine Schule den größten Einfluß übte, wer hätte nicht unter solchen Umständen den Mut verloren? Dennoch blieben meine Frau und ich uns getreu und verzagten nicht, und Gott half uns nach und nach, so daß wir selbst vielen Anforderungen auf den Verlust von Grundkapitalien, die in den Häusern und Gütern waren verloren gegangen und um die man mich nach und nach ausflagte, und andere Dinge, haben ein Genüge leisten können.

Lange schon hatte ich den Wunsch genährt, Maurer zu werden, auch öfterer mit Poser darüber gesprochen, bis Rolff im Frühjahr 1808 mich vorschlug und den 18. März des Jahres aufgenommen ward, noch in dem Ebbeschen Hause

von Suhl. Den zweiten Grad erhielt ich den 25. November 1808 und den dritten den 17. Dezember 1819. Eine Erzählung meines seligen Vaters war mir stets gegenwärtig geblieben, der, obgleich kein Maurer, mir sie oft wiederholte. Er war nämlich einstens mit meinem Taufzeugen, dem einzigsten, den ich hatte, dem Baron von Hammerstein auf Lortzen bei Osna-brück und Rittmeister in der hannövrischen Gardedufcorps, über Land geritten, als ihnen unterwegs mehrere Handwerksburschen begegneten. Einer unter ihnen mußte wohl das Maurerzeichen machen, als schnell Hammerstein vom Pferde springt, den Menschen recht herzlich umarmt und ihn, reichlich beschenkt von dannen ziehen läßt. Man hielt diesen Hammerstein allgemein für einen der besten Menschen. Meine vergnügtesten, geistigeren Stunden habe ich im Bunde verlebt, obgleich auch von Maurern sehr oft hintergangen, wie S. ein Beispiel war.

Nachdem mein Haus in der Braünstraße für 8000 R verkauft war, mußte ich ausziehen. Ich mietete weiter hinunter ein Haus auf drei Jahre. Michaelis 1815 mietete ich ein Haus gegenüber, das einem Herrn Weltner gehörte [Braunstraße Nr. 7], für 350 R jährlich auf fünf Jahre.

Mit wenigen Pensionären und meiner Schule, zu welcher noch eine Töchterchule 1813 gekommen war, halfen meine Frau und ich uns durch mit Kindern und alles, bezahlten unsere Schulden, und was man uns durch Klagen abpreßte, und hatten uns noch gegen die Mitte von 1820 ein kleines Kapital von 1300 R erspart.

Noch einiges nachholend gehe ich zum Frühjahr 1813 zurück. Als am 19. März d. J. die Kosaken hier einrückten, um uns auf einige Zeit unsere Freiheit zurückzugeben, fehlte es den jungen Bürgern an einem Manne, den Zug derselben zu leiten, der zugleich die jungen Mädchen einschloß, die die Russen mit Liedern und Kränzen am Tore der Stadt, am

Mühlentore, empfangen sollten. Gerne gab ich mich zu ihrem Führer her, denn die Liebe zur Freiheit loderte hell von meiner Jugend an in meiner Brust, und konnte ich Unterdrückung und Skavenjoch nie ertragen, woher sie auch kamen, besonders war mir alles, was damals französisch-napoleonisch hieß, bis in den Grund der Seele verhaßt. Meine Tätigkeit mußte der Anführer der Russen, Obristlieutenant Benkendorff, bemerken, als er, nachdem ich ihm den Gruß der Stadt im Namen der jungen Bürger gebracht, zu mir heranritt und mich bat, bevor ich die jungen Leute entlassen, auf einem schicklichen Platze einen Aufruf an dieselben zu veranlassen, den er mir zugleich einhändigte. Nachdem der ganze Akt des Einzugs vollendet und wir vom Hausberge zurückgekehrt, führte ich meine jungen Leute auf den Markt, wo ich sie einen Kreis schlingen ließ und alsdann den Aufruf verlas. Er forderte auf zur freiwilligen Ergreifung der Waffen gegen die Unterdrücker.

Viele dieser jungen Leute folgten auch schon am folgenden Tage diesem Rufe, besonders viele, die früher meine Schule besucht, und denen ich stets die Liebe zur Freiheit in ihren Herzen zu bewahren gesucht hatte.

Was mich anbetraf, so ersehe ich aus dieser Maßregel eine ganz verfehlte zu dem großen Zwecke; ich sprach auch darüber mit Benkendorff, der ganz meiner Ansicht war, aber auch nachher nichts weiter erwirken konnte. Alle Männer bis zum fünfzigsten Jahre, die gesund waren, hätten hier, in Mecklenburg, Lauenburg und Hamburg zu jeglicher Waffe greifen müssen, dann wäre Dänemark eingeschüchtert und gegen die Franzosen ein solches Bollwerk errichtet, daß der nachherige Waffenstillstand uns gerettet und Hamburg wie Lübeck und die genannten Länder viele Greuel, Leben und Gesundheit von vielen Tausenden erspart, und viele Millionen in unsern Säcken gelassen. Die Folge rechtfertigte meine Ansichten:

Bald nach dem Einzuge der Russen sollte auch hier eine Bürgerwehr errichtet werden, an deren Spitze sich der Graf Ranzow aus Schwartau stellte. Auch ich exerzierte Teile derselben ein, in allen müßigen Stunden, die mir die Schule ließ, wofür ich von der Bewaffnungskommission bezahlt erhielt. Außerdem hatte ich noch eine eigene Kompanie von 98 Mann Bürgern, die bei mir privatim exerzierte und wofür ich von einem jedem die Stunde einen Schilling erhielt.

Ich dachte so: ein jeder ehrliche Erwerb schändet keinen Menschen, und so verdiente ich dabei gutes Geld, das meiner Familie damals gut zustatten kam. Hätte es nur länger gedauert und wir wären frei geblieben.

Aber auch der von allen Bürgern sehr geschätzte, geliebte Bürgermeister Tesdorpf, den ich den Glückwunsch der jungen Bürgerschaft in Begleitung einer Deputation derselben am Tage der Einsetzung des Senats bringen mußte, hatte eine Ahnung der Zukunft, die er in diesen Worten gab: Wenn das alles nur nicht zu früh ist, und die rechten Kräfte angewendet würden. Leider ward die Ahnung zu sehr erfüllt:

Die Geschichte hat die verhängnisvolle Zeit, die nun bis zum 5. Dezember 1813 uns ergriff, aufbewahrt, und ich erzähle nur hier, was mich betraf, und welchen Anteil ich noch an derselben nahm.

Gleich am Morgen des 6. Dezembers sollte die Bürgergarde in Aktivität treten und die Wachen besetzen. Der damalige Präses der Bewaffnungskommission beschied mich zu sich, dies ins Werk zu richten, auf Befehl des Kronprinzen von Schweden. Dies geschah, so gut es gehen konnte stets mit einer ganzen Kompanie der Bürgerwehr. Anfänglich wir allein, und ich hatte als Oberadjutant die Aufsicht über das Ganze, und da niemand den Felddienst außer mir kannte, so mußte ich auch alle Ronden, oft auch die Patrouillen machen. Es war ein schwerer Dienst bei dem tiefen Schnee und Frost.

oder auch Morast, wobei ich nicht selten bis an die Knie durchnäßt war. Endlich wurden mir die hiesigen Offiziere aus dem ehemaligen Militär mit zur Hilfe gegeben, da ich meine Schule auch nicht versäumen durfte, aber die richteten oft mehr Unordnung besonders in den Postenlisten an, die ich oft in einem halben Tage nicht wieder herstellen konnte. Dabei mußte ich noch die Bürger mit einererzieren helfen, wahrlich mit meinem Geschäfte keine geringe Last; aber ich verdiente dabei, und das tat not, und tat es also auch gerne; denn während der Zeit, daß die Franzosen wiederkehrten, konnte ich keine Nacht fast sicher auf meinem Bette schlafen. Wochen schlief ich auf dem Boden vor den Rinnentüren, die von den Nachbarn selbst alle geöffnet, mir zur Sicherheit des Entkommens dienten, wenn man mich fangen wollte, oder ich erhielt auch Winke durch Freunde bei der Polizei, daß ich mich entfernen möchte, und so mußte ich oft acht Tage außerhalb der Stadt mich umhertreiben, bis die jedesmalige Gefahr vorüber war und ich zurückkehren konnte. So kam ich denn frei, daß man mich nicht fortschleppte, wie viele Bürger, die für die Freiheit und das Wohl der Stadt keine Stecknadel wert getan.

Den Oberadjutantendienst bei der Bürgerwehr verrichtete ich so lange, bis der Hauptmann Schwarz aus dem französischen Dienste zurückgekehrt, da er in Holland, in Herzogenbusch, von den Preußen zum Gefangenen gemacht und entlassen ward.

Ich konnte nun einsehen, daß ich als Lehrer freier und selbständiger sein würde, als wenn ich die mir angebotene Stellung eines Oberadjutanten bei der Bürgergarde annähme, auch nützlicher wirken; deshalb überließ ich sie Schwarz, der sie auch erhielt, und setzte mein Geschäft fort. Freilich konnte es nicht brillant sein, indessen es ernährte uns, und Gott half mit. Bis zum Jahre 1819 in der Mitte februar fiel nichts Besonderes vor, als daß ich zum Bürgergardendienst gezwungen ward, indem ich gleich Unteroffizier und dann

schuell Leutnant ward, in welchem Verhältniß ich bis zu meinem fünfzigsten Jahre blieb. Meine Tätigkeit setzte ich nun bis zum Jahre 1829 ruhig fort, als im Anfange des Februar mir meine geliebte Tochter Maria plötzlich erkrankte und an einem heftigen Nervenfieber nach zehn Tagen, am Sonntag Abend zehn Uhr verschied. Sie war eine in jedem Betrachte gute Tochter, die mich zärtlich liebte, und von der ich von allen Menschen am meisten hielt. Mein Schmerz war furchtbar, und nur die Zeit konnte ihn in etwas lindern.

Da die Miete des Hauses [Braunstraße 7] Michaelis 1820 ablief, so war ich nun darauf bedacht, mir wieder ein Eigentum zu verschaffen, da ich vernahm, daß man mir die Miete steigern wollte. Meine Frau wollte nicht gerne das Haus verlassen, sie war es, wie ich, müde, umher zu ziehn, deshalb bot ich 8000 R für dasselbe, ob zwar ungerne. Denn es war kein Haus für meinen Betrieb, dazu sehr haufällig. Etwas früher schon, als der Zöllner Lange sah, daß wir uns durch unsere Tätigkeit etwas wieder erholten, reichte er bei dem Doktor Buchholz eine Klage ein, daß ich ihm noch ein Kapital von 4000 R nebst Zinsen von 1811 dafür bezahlen sollte. Sein Vater hatte ursprünglich das Haus [Braunstraße 8] für 8000 R gekauft und nichts darin verwandt; ich kaufte es im Frühjahr 1806 für 19950 R und verbaute darin 6000 R , so daß mir das Haus mit der Courtage 50 R 26000 R zu Buche stand. 2000 R bezahlte ich gleich aus, und 6000 R sollte ich grade den Donnerstag, den 6. November 1806 am Stadtbuche ausbezahlen, als die Franzosen mir von diesem Gelde über 4000 R wegnahmen, das übrige rettete ich, und doch nahm ich keinen Anstand, nachher ihm die 6000 R auszugeben mit 5. % Zinsen, also daß ich ihm 8000 R ausbezahlt hatte, soviel als sein Vater für das ganze Haus angenommen hatte. Die Art und Weise, wie er mich darum gebracht, ist

eben schon erzählt. Dies alles erzählte ich nun dem Doktor Buchholz, der sich denn auch meiner annahm und die ganze geforderte Schuld mit 500 R abmachte. So half der liebe Gott auch darin.

Da auf mein Gebot für das jetzt bewohnte Haus bis zu der von mir gesetzten Frist nicht angenommen ward, so ließ ich ganz davon ab, und suchte ein anderes. Schwer war eines zu finden, das allen Forderungen für Schule und Pension entsprach, bis ich auf das Haus des seligen Bürgermeisters Richards [Hühstraße 14] aufmerksam gemacht ward. Ich befah es, und es gefiel mir außerordentlich, glaubte aber nicht, daß es mir zuteil werden würde, da ich nicht Vermögen genug dazu zu haben glaubte. 1300 R hatte ich, und ein Freund wollte sich auf 5 Jahre für 2000 R verbürgen. So ließ ich 9000 R bieten, erhielt aber keine Antwort. Endlich ging ich selbst zu dem seligen Mäkler Wendt, stellte ihm meine Lage vor, die er auch schon kannte; und so versprach mir der gute Mann, bei den Erben, die mich genau kannten, alles aufzubieten, mir das Haus zu verschaffen. Noch an demselben Tage nach der Börse machte er mich mit dem Abschlusse unter der angebotenen Bürgschaft bekannt, 3000 R während 5 Jahren von der Kauffumme abzubezahlen und 1000 R gleich.

Einige Tage nachher, zog der Bürge zurück, obgleich er sie mir freiwillig geleistet und 1000 R auf einen Wechsel von mir in Händen hatte.

Nun war wieder neue Not. Der Herr Wendt versprach zu warten, bevor er den Verkäufern etwas sage. Auch hier half Gott. Ein Freund lieh mir gleich 500 R , so daß ich gleich die Hälfte von den 3000 R ausbezahlen konnte. Unter der liebevollen Mitwirkung des Herrn Wendt ward ich der versprochenen Bürgschaft entlassen und zahlte dafür 1500 R aus, sowie 300 R für die Sachen, die in dem Hause geblieben.

So hatte Gott augenscheinlich mir wohlgewollt, indem er für jenen Verlust des Hauses von Lange reichlich entschädigte. Ich kündigte daher Ostern 1820 das Weltnersche Haus auf und zog Johannis 1820 hierher, wo ich, so Gott will, so lange zu wohnen hoffe, bis man mich zu meinen Vätern sammelt.